



Rainer Nicolaysen (Hg.)

Das Hauptgebäude der Universität Hamburg als Gedächtnisort

Hamburg University Press

Das Hauptgebäude der Universität Hamburg als Gedächtnisort

Rainer Nicolaysen (Hg.)

Das Hauptgebäude der Universität Hamburg als Gedächtnisort

Mit sieben Porträts in der NS-Zeit vertriebener Wissenschaftlerinnen
und Wissenschaftler

Hamburg University Press
Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_Nicolaysen_Hauptgebaeude

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.d-nb.de>

ISBN 978-3-937816-84-5 (Printausgabe)

© 2011 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland

<http://www.ew-gmbh.de>

Covergestaltung: Benjamin Guzinski, Hamburg

Abbildung auf dem Cover: UHH/Schell

Gedruckt mit Unterstützung der Universität Hamburg und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung

Inhalt

Dieter Lenzen	
Vorwort	7
Rainer Nicolaysen	
Einleitung	9
Eckart Krause	
Der Forschung, der Lehre, der Bildung	25
Facetten eines Jubiläums: Hundert Jahre Hauptgebäude der Universität Hamburg	
Birgit Recki	
Eine Philosophie der Freiheit – Ernst Cassirer in Hamburg	57
Ingrid Schröder	
„... den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung geben“ – die Germanistikprofessorin Agathe Lasch	81
Rainer Donandt	
Erwin Panofsky – Ikonologe und Anwalt der Vernunft	113
Karin Reich	
Emil Artin – Mathematiker von Weltruf	141
Rainer Nicolaysen	
Konsequent widerstanden – die Juristin Magdalene Schoch	171

Rainer Nicolaysen	
Verfechter der Verständigung – der Jurist und Friedensforscher Albrecht Mendelssohn Bartholdy	199
Heinz Rieter	
Eduard Heimann – Sozialökonom und religiöser Sozialist	229
Autorinnen und Autoren	261
Abbildungsnachweis	263
Personenregister	265

Vorwort

Nicht jede Institution in Deutschland, die schon während der NS-Zeit bestand, nicht einmal jede Hochschule hat sich so konsequent mit dem dunklen Teil ihrer Geschichte befasst wie die Universität Hamburg. Hier wurde der Geschichte als Ereignis nachgegangen, der Ort der zerstörten Synagoge aufgesucht, an die ermordeten jüdischen Mitglieder der Universität erinnert, wurden zur Mahnung an ihren gewaltsamen Tod *Stolpersteine* verlegt, Hörsäle nach ihnen benannt. In diese Folge der Erinnerung reiht sich der vorliegende Band, der aus Anlass des 100-jährigen Bestehens der Edmund-Siemers-Allee 1 von Rainer Nicolaysen ediert wird.

Sieben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dieser Tage schreiben über sieben Gelehrte jener Zeit, an denen die Hamburger Universität schuldig geworden ist. Das ist mehr als eine Geste. Weil unser Hauptgebäude Ausgangspunkt dieses Buches ist, erhalten wir nicht nur die Chance, uns mit den Namensgebern der Hörsäle kognitiv zu befassen, sondern auch die Möglichkeit, diesen Menschen buchstäblich mit der eigenen Physis nachzugehen.

Gehen wir also die Flure und Treppen, die sie gegangen sind, wenden wir unsere Blicke dahin, wo auch sie geschaut haben, betreten wir in einem stillen Moment die Bühnen, von denen sie gesprochen haben – vielleicht spüren wir dann etwas von der Leere, die sie hinterließen, und der Fülle, die sie gaben; mehr als eine Persönlichkeit zu sein, als von ihnen zu lernen noch mehr bedeutete als in den Einrichtungen unserer Tage, in denen manchmal zu viel Austauschbares zu geschehen scheint. So erfüllt sich eine Sinnhaftigkeit von Architektur, die ihre Schöpfer vor 100 Jahren nicht geahnt haben dürften.

Dem Herausgeber und seinen Autorinnen und Autoren ist für ihre Anstrengung zu danken, diesen Band verfasst und an eine Öffentlichkeit gebracht zu haben, die beim künftigen Betreten unseres Hauses der Wissenschaft in Hamburg wissen wird und fühlen mag.

Prof. Dr. Dieter Lenzen
Präsident der Universität Hamburg

Einleitung

Rainer Nicolaysen

Der Anlass

Am 13. Mai 2011 jährt sich die Einweihung des heutigen Hauptgebäudes der Universität Hamburg zum 100. Mal: An jenem Tag im Jahre 1911 übergab der Stifter, der Kaufmann und Bürgerschaftsabgeordnete Edmund Siemers, den eindrucksvollen Stahlbetonbau als „Vorlesungsgebäude“ dem Senat der Freien und Hansestadt Hamburg.¹ Die damals zwölf Hörsäle für 3.000 Hörerinnen und Hörer dienten zunächst dem 1895 von Werner von Melle reorganisierten Allgemeinen Vorlesungswesen und dem 1908 etablierten Kolonialinstitut als zentraler Veranstaltungsort. Mit seiner Schenkung unterstützte Siemers gezielt auch die hartnäckigen Bemühungen des seit 1900 als Senator für das Unterrichtswesen zuständigen Werner von Melle um Errichtung einer Universität. Auf Siemers gehen der von ihm durchgesetzte citynahe und repräsentative Standort des Gebäudes auf der Moorweide zurück wie auch das Motto über dem Haupteingang: jenes DER FORSCHUNG – DER LEHRE – DER BILDUNG, das 1911 in Stein gemeißelt wurde und im Oktober 2010 Teil des Universitätslogos geworden ist.

Als die „Hamburgische Universität“ im Mai 1919 als erste demokratische Universitätsgründung in Deutschland eröffnet wurde, konnte sie nicht nur auf etlichen bereits bestehenden wissenschaftlichen Einrichtungen aufbauen, sie besaß also auch schon ein Hauptgebäude, das fortan als „die Universität“ wahrgenommen wurde. In der recht kurzen, gleichwohl wechselvollen Geschichte der Hamburger Universität in ihren 92 Jahren Existenz² hat das Hauptgebäude stets die Rolle ihres Zentrums gespielt: von Funktion und Symbolwert her von besonderer Bedeutung für die Universität und über sie hinaus. Entsprechend steht es heute im Mittelpunkt auch der sicht-

baren Auseinandersetzung der Universität Hamburg mit ihrer eigenen Geschichte – insbesondere durch das 1999 begonnene Programm zur Benennung der heute sieben Hörsäle nach herausragenden, im „Dritten Reich“ vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie durch die im April 2010 verlegten, von Mitgliedern der Universität durch Patenschaften finanzierten *Stolpersteine* vor dem Hauptgebäude an der Edmund-Siemers-Allee. Das Jubiläum der „ESA 1“ am 13. Mai 2011 und die Vollendung des Benennungsprogramms am selben Tag durch die Umbenennung der Hörsäle H und K in Eduard-Heimann- und Albrecht-Mendelssohn Bartholdy-Hörsaal sind der doppelte Anlass für dieses Buch.

Neben einer Einführung in die facettenreiche Geschichte des Hauptgebäudes auf seinen verschiedenen Bedeutungsebenen versammelt der Band erstmals Porträts der sieben Namensgeberinnen und Namensgeber für die Benennung der Hörsäle: biographische Annäherungen, die auch Einblicke in das jeweilige wissenschaftliche Werk, in Denksysteme und den zeithistorischen Kontext vermitteln. Verdichtet zeigt sich das beeindruckende Potenzial, das die junge Hamburger Universität in der Weimarer Republik auszeichnete, und belegt das internationale Ansehen, das sie bereits in ihrer Frühzeit genoss – bis die Machtübernahme der Nationalsozialisten einen tiefen Bruch hervorrief. Die noch im Frühjahr 1933 einsetzenden Entlassungen „nichtarischer“ und politisch unerwünschter Hochschullehrer bedeuteten einen ebenso raschen wie irreversiblen Substanzverlust der Institution, auch den Abbruch ganzer Forschungszweige und das Ende bedeutender Schulen. Gravierender noch waren die individuellen Konsequenzen der Vertreibung: Geschildert werden sechs unterschiedliche Emigrationsverläufe und ein Lebensweg, der im Holocaust endete – jener der ersten Hamburger Professorin, der Germanistin Agathe Lasch. Ihr Name findet sich als einziger sowohl im Gebäude als auch auf einem der *Stolpersteine* vor seinem Eingang.

Zur Entwicklung des Benennungsprogramms

Begonnen wurden die Hörsaalbenennungen im Mai 1999, als zum 80. Geburtstag der Universität Hamburg der größte Hörsaal im Hauptgebäude den Namen Ernst-Cassirer-Hörsaal erhielt.³ Nach den Worten des damali-

gen Universitätspräsidenten Jürgen Lühje sollte die Namensgebung „als Teil einer lebendigen universitären Erinnerungskultur“ verstanden werden. Es gehe darum, „die Erinnerung an unsere schwierige Tradition wach zu halten und die Vergangenheit der Universität mit all ihren Brüchen zu vergegenwärtigen“. Dies solle „nicht aufdringlich, aber sichtbar“ geschehen, „nicht inflationär, sondern sparsam ausgewählt“.⁴ Die Benennung des Hörsaals A nach dem Philosophen Ernst Cassirer (1874–1945), der selber bis zu seiner Vertreibung 1933 im Hauptgebäude Vorlesungen gehalten hatte, wurde im Rahmen einer akademischen Gedenkfeier am 11. Mai 1999 vollzogen. Die gehaltenen Reden erschienen als Heft 1 der Neuen Folge in der Reihe Hamburger Universitätsreden. An den Türen des Hörsaals wurde der neue Name in goldenen Lettern sichtbar; drei Tafeln zur Erläuterung im Hörsaal stellen den Namensgeber seither vor. Ebenso wurde später bei Benennungen weiterer Hörsäle verfahren.

Diesem universitären Gedenken seit den 1990er Jahren war im Jahrzehnt zuvor die Erforschung der Hamburger Universitätsgeschichte in der NS-Zeit vorausgegangen. Das 1983 begonnene interdisziplinäre Forschungsprojekt zum „Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘“ mündete 1991 in das gleichnamige dreibändige Werk⁵ sowie in die von Ralf Dahrendorf im Februar 1991 eröffnete und von Fritz Stern mit einem Vortrag drei Monate später geschlossene Ausstellung ENGE ZEIT, die erstmals systematisch den „Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität“ nachging.⁶ Als Eckart Krause 1997 „den langen Weg der Universität Hamburg zu ihrer Geschichte im ‚Dritten Reich‘“ nachzeichnete, konnte er betonen, „die“ Universität Hamburg zeige sich inzwischen „auch der unbequemen Wahrheit verpflichtet“.⁷

Weitere Detailuntersuchungen standen damals und stehen in verringerterem Maße heute noch aus, auch biographische Studien zu Hamburger Gelehrten. Selbst Ernst Cassirer wurde erst mit erheblicher Verzögerung (wieder)entdeckt. Die Universität Hamburg trug zu dieser internationalen „Cassirer-Renaissance“ nicht unerheblich bei: Im Jahre 1995 veranstaltete sie eine Ringvorlesung zum 50. Todestag ihres ehemaligen Rektors; 1996 wurde die Einrichtung einer jährlichen Ernst-Cassirer-Gastprofessur beschlossen, die 1998 erstmals besetzt wurde; und vor allem begann 1997 in der Ernst-Cassirer-Arbeitsstelle der Universität Hamburg die Erstellung der „Hamburger Ausgabe“ der Gesammelten Werke Cassirers in 25 Bänden und einem Registerband, die, zügig vorangetrieben, 2009 abgeschlos-

sen werden konnte.⁸ Die Benennung des Hörsaals A im Hauptgebäude der Universität Hamburg nach Ernst Cassirer lag 1999 also nahe: Cassirer, einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, hatte einen maßgeblichen Teil seines Werkes in den Hamburger Jahren seit 1919 verfasst, die mit seiner Vertreibung als Jude im Jahre 1933 abrupt beendet wurden. Die Universität Hamburg ehrte mit der Benennung mithin einen der größten Denker in ihrer Geschichte; sie übernahm zugleich Verantwortung dafür, dass Ausgrenzung und Entlassung von Cassirer – wie die anderer in der NS-Zeit vertriebener Gelehrter – und damit auch das Versagen der Universität und vieler ihrer Angehöriger dauerhaft im Gedächtnis bleiben.

Die erste Benennung eines Hörsaals fiel nicht nur in die Zeit eines in Deutschland expandierenden Gedenk- und Erinnerungsdiskurses, sie ist auch, nur scheinbar vordergründig, im Kontext der Erweiterung und Renovierung des Hauptgebäudes zu sehen. Neben der Errichtung der Flügelbauten, die 1994 von Helmut und Hannelore Greve anlässlich des 75. Geburtstages der Universität Hamburg gestiftet worden waren und 1998 (West-Flügel) bzw. 2002 (Ost-Flügel) fertiggestellt wurden, begann auch die grundsätzliche Sanierung des Hauptgebäudes. Nachdem die Renovierung des Ernst-Cassirer-Hörsaals im Herbst 2000 abgeschlossen war, wurde 2002 eine mit Sonderinvestitions- und Stiftungsmitteln stufenweise durchgeführte Neugestaltung des Gebäudes in Angriff genommen, deren Ergebnis mehrfach mit Architektur-Preisen ausgezeichnet wurde und in deren Rahmen bis Ende 2007 alle Hörsäle renoviert und modernisiert waren, womit nicht zuletzt ein würdiges Ambiente für die Namensgebungen geschaffen wurde.⁹

Noch im Jahr der Benennung des Hörsaals A nach Ernst Cassirer wurde der zweitgrößte Hörsaal B im November 1999 nach der Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) benannt.¹⁰ Die Benennung der drei mittleren Hörsäle C, M und J folgte in den Jahren 2000, 2005 und 2006 – nach dem Kunsthistoriker Erwin Panofsky (1892–1968),¹¹ dem Mathematiker Emil Artin (1898–1962)¹² und der Juristin Magdalene Schoch (1897–1987).¹³ Die zwischenzeitliche Pause von fünf Jahren war dem Abwarten der jeweiligen Renovierungsarbeiten und deren Finanzierung geschuldet. Eine erneute Pause trat mit dem Amtsantritt von Monika Auweter-Kurtz als Präsidentin der Universität im November 2006 ein, als Pläne zur Verlagerung der Universität auf den Kleinen Grasbrook die Zukunft der „ESA 1“ überhaupt in Frage stellten. Die schon mit den Fakultäten vereinbarte Benennung der kleineren

Hörsäle H und K nach dem Sozialökonom Eduard Heimann (1889–1967) sowie dem Juristen und Friedensforscher Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874–1936) ließ so lange auf sich warten, dass Studierende am 18. Juni 2009 eine eigene kleine Benennungsfeier durchführten – mit provisorischen Namensschildern und gehaltvollen Vorträgen zu beiden Namensgebern. Das studentische Engagement wurde vom Vizepräsidenten Holger Fischer in einem kurzen Schlusswort ausdrücklich gelobt, die offizielle Benennungsfeier angekündigt. Durchgeführt wird sie zwei Jahre später, am 13. Mai 2011 – nun unter der Ägide des seit März 2010 amtierenden Präsidenten Dieter Lenzen, der sich für einen „Weg der bekenntenden Erinnerung“ ausgesprochen hat.¹⁴



Abb. 1: Der Ernst-Cassirer-Hörsaal, mit 622 Plätzen größter Hörsaal im Hauptgebäude, kurz nach Abschluss der Renovierungsarbeiten; am 2. November 2000 spricht Bundeskanzler a. D. Helmut Schmidt, Ehrensator der Universität Hamburg, zum Thema „Die Selbstbehauptung Europas im 21. Jahrhundert“

Zur Auswahl der Namensgeberinnen und Namensgeber

Als das Benennungsprogramm 1999 begonnen wurde, gab es kein Konzept, das sieben Namensgeberinnen und Namensgeber bereits festgelegt hätte. Neben der eigenen Schlüssigkeit jeder einzelnen nach und nach erfolgten Benennung lassen sich dennoch auch übergeordnete Faktoren für die jeweilige Entscheidung ausmachen – wie die Berücksichtigung von drei der früher vier Fakultäten: Ernst Cassirer, Agathe Lasch und Erwin Panofsky gehörten der Philosophischen, Emil Artin der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen, Magdalene Schoch, Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Eduard Heimann der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät an. Unberücksichtigt bleibt einzig die Medizinische Fakultät, die in Eppendorf über eine eigene topographische Identität verfügt.

Fünf der sieben Vertriebenen wurden 1933/34 als – nach NS-Terminologie – „Nichtarier“ entlassen: Cassirer, Lasch, Panofsky, Mendelssohn Bartholdy und Heimann, Letzterer zudem als Sozialdemokrat. Artins Entlassung folgte 1937 wegen seiner „halbjüdischen“ Ehefrau. Zur selben Zeit kündigte Magdalene Schoch ihre Stelle, weil sie nicht bereit war, sich den Vorgaben des nationalsozialistischen Regimes zu fügen. Ein weites Spektrum zeigen auch die sieben Lebenswege nach der Vertreibung: Agathe Lasch gelang als Einziger die angestrebte Emigration nicht, sie wurde 1942 deportiert und ermordet; Mendelssohn Bartholdy und Cassirer starben im britischen bzw. US-amerikanischen Exil; Artin und Heimann zählten nach 1945 zu den wenigen Remigranten der Hamburger Universität; Schoch und Panofsky lehnten eine Rückkehr ab.

Ernst Cassirers Bedeutung als einer der letzten Universalgelehrten des 20. Jahrhunderts wurde schon hervorgehoben. Erwin Panofsky, dessen Wirkung in der Kunstgeschichte etwa mit dem Einfluss Albert Einsteins in seiner Disziplin verglichen wurde, gehört ebenso zu den wichtigsten Vertretern seines Faches diesseits wie jenseits des Atlantik. Der Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy besaß schon einen großen Namen, als er 1920 nach Hamburg kam. Hier baute er mit dem Institut für Auswärtige Politik ab 1923 eines der ersten Friedensforschungsinstitute der Welt auf. Mit dem „Mendelssohn-Institut“ und der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, für die auch die Namen Cassirer und Panofsky stehen, besaß Hamburg zwei international renommierte Forschungseinrichtungen, die eindrucksvoll das demokratische Weimar repräsentierten.



Abb. 2: Foto- und Erläuterungstafeln im Agathe-Lasch-Hörsaal

Auch der Sozialökonom Eduard Heimann, dessen Werk heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist, gehörte zu den Großen seiner Zunft; im Herbst 1933 war er einer von neun Gelehrten, die an die hochkarätige „University in Exile“ an der New School for Social Research in New York berufen wurden. Auch Heimann engagierte sich zeitlebens als Demokrat, weshalb er bei den nationalsozialistischen Studenten so verhasst war, dass sie seinen Namen – wie den Panofskys – im April 1933 auf ihre erste Sechser-Liste der sofort zu entlassenden Professoren setzten.¹⁵ Agathe Lasch, die vor allem mit ihren großen Wörterbuchprojekten wissenschaftlich bis in die Gegenwart wirkt, war nicht nur durch Ernennung 1923 die erste Professorin in der Geschichte der Hamburger Universität, mit ihrer Berufung auf ein dortiges Extraordinariat für Niederdeutsche Philologie im Jahre 1926 war sie auch die erste Germanistik-Professorin in Deutschland. Emil Artin gehört in die weltweite „Hall of Fame“ der Mathematik. Der Algebra und der Zahlentheorie im 20. Jahrhundert gab der vielseitige, auch hochmusikalische Gelehrte bahnbrechende Impulse. Wohl am überraschendsten für viele – weil weitgehend unbekannt – war die Benennung eines Hörsaals nach Magdalene Schoch.¹⁶ Die langjährige Assistentin Mendelssohn Bartholdys blieb nach dessen Entlassung 1933 an der Hamburger Universität, lehnte aber Zugeständnisse an die neuen Machthaber konsequent ab und entschied sich 1937 für die Kündigung und ein ungewisses Exil – eine autonome Entscheidung, ein singulärer „Fall“ für die Hamburger Universität. Auch wissenschaftsgeschichtlich ragt Schoch als Pionierin der Rechtswissenschaft hervor: 1932 war sie die erste in Deutschland habilitierte Juristin. Welch eine Karriere sie später im US-Justizministerium in Washington machte, war bei der Entscheidung über die Namensgebung noch nicht einmal bekannt.

Die Auswahl der sieben von der Hamburger Universität in der NS-Zeit vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die Benennung der Hörsäle ist jeweils in mehrfacher Hinsicht wohlbegründet. Andere Gelehrte freilich wären für eine Namensgebung auch in Betracht gekommen, und nicht zu Unrecht wird mancher etwa einen Otto-Stern- oder einen William-Stern-Hörsaal im Hauptgebäude vermissen. Beider wird andernorts im universitären Alltag gedacht. Nach Otto Stern, dem 1933 in die USA emigrierten Physikochemiker und Nobelpreisträger des Jahres 1943, heißt seit 2004 ein Hörsaal im Physikalischen Institut in der Jungiusstraße, wo seit 1988 auch eine Gedenktafel an ihn erinnert. Ein Otto-Stern-Preis wird

zudem für das beste Diplom ausgelobt. Im Gebäude der Physikalischen Chemie in der Grindelallee ist seit 2007 ein Modell des berühmten Stern-Gerlach-Versuchs ausgestellt. An den ebenfalls in die USA emigrierten Psychologen und Philosophen William Stern, Begründer der differenziellen Psychologie und Erfinder des Intelligenzquotienten, erinnert seit 1971 eine Bronzebüste vor dem Hörsaal D des Philosophenturms; 1999 wurde der – allerdings karge – Sitzungsraum 4054 im Gebäude Von-Melle-Park 5, vulgo: „WiWi-Bunker“, in William-Stern-Raum umbenannt.



Abb. 3: Tür zum Magdalene-Schoch-Hörsaal

Weitere Spuren und Erinnerungsformen lassen sich verteilt über die gesamte Universität finden: Neben der erwähnten Stern-Büste befindet sich im Philosophenturm – bereits seit 1966 – eine Cassirer-Büste. Im Foyer des Auditorium maximum erinnert seit 1971 eine in den Boden eingelassene Bronzetafel an die vier studentischen Toten der „Hamburger Weißen Rose“ Reinhold Meyer, Hans Leipelt, Margaretha Rothe und Friedrich Geussenhainer. Nach den beiden Medizinstudenten unter ihnen ist seit 1987 das Rothe-Geussenhainer-Haus auf dem Gelände des Universitätskrankenhauses Eppendorf benannt.

Die vormalige Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur trägt seit 2001 den Namen Walter-A.-Berendsohn-Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur – zu Ehren des 1933 als Jude und Sozialdemokrat vertriebenen Germanisten und späteren Begründers der deutschen Exilforschung, dessen Rückkehr nach Hamburg die Philosophische Fakultät in den 1950er Jahren in beschämender Weise vereitelt hatte. Seit 2005 ist im Physikalischen Institut neben dem Otto-Stern-Hörsaal auch ein Wolfgang-Pauli-Hörsaal beheimatet, benannt nach dem Physik-Nobelpreisträger von 1945, der von 1922 bis 1928 als „Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ – sprich: Assistent – an der Hamburgischen Universität tätig gewesen war und sich hier habilitiert hatte.

Ebenfalls im Jahre 2005 wurde der Hörsaal des Fachbereichs Erziehungswissenschaft nach der Pädagogin, Literaturwissenschaftlerin und sozialdemokratischen Bildungspolitikerin Anna Siemsen benannt, die nach ihrem Schweizer Exil von 1946 bis zu ihrem Tod 1951 in Hamburg lebte und an der Universität Lehraufträge wahrnahm, ohne noch die ihr zugesagte feste Anstellung zu erlangen. Anfang 2007 erhielt die neue gemeinsame Bibliothek der Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft den Namen Martha-Muchow-Bibliothek – benannt nach der engen Mitarbeiterin William Sterns am berühmten Psychologischen Institut, das 1933 von den Nationalsozialisten zerschlagen wurde. Die promovierte Pädagogin und Psychologin Martha Muchow starb am 29. September 1933 an den Folgen eines Selbstmordversuchs.

Seit 2010 erinnern die eingangs erwähnten *Stolpersteine* vor dem Hauptgebäude an zehn NS-Opfer der Hamburger Universität: vier Gelehrte, die in verzweifelter Lage nur noch die Möglichkeit des Suizids sahen: neben Martha Muchow die Juristen Kurt Perels und Gerhard Lassar sowie der Dermatologe Ernst Delbanco; zwei Opfer des Holocaust: neben Agathe Lasch die Arabistin Hedwig Klein; und jene vier oben genannten studentischen Toten der „Hamburger Weißen Rose“.¹⁷



Abb. 4: Die zehn *Stolpersteine* vor dem Hauptgebäude am 22. April 2010

Möglichkeiten und Grenzen des Gedenkens

All diese gerade in den letzten Jahren vermehrten Bemühungen um eine „Erinnerungsarbeit“ werfen nicht nur bezogen auf die Universität Hamburg die Frage ihrer Angemessenheit auf. Steckt nicht immer auch ein Stück Anmaßung und Vereinnahmung in der Entscheidung, einen Ort nach einer verstorbenen Person zu benennen? Wäre diese Form – nicht selten als Art der „Zurückholung“ bezeichnet – überhaupt im Sinne der Namensgeber gewesen? Derlei Zweifel können nicht ausgeräumt, durch Stimmen Angehöriger aber vielleicht relativiert werden. Nach seinem Besuch in Ham-

burg im Jahre 2005 dankte aus Massachusetts Richard Panofsky dafür, dass der Name seines berühmten Großvaters, der sich außerstande gesehen hatte, sein „Paradise lost“ nach 1945 auch nur einmal noch zu betreten, durch die Hörsaalbenennung an seiner alten Wirkungsstätte präsent sei:

„I had expected to learn about my grandfather in the place where he spent his early academic years, and I did. [...] The university has restored the Hauptgebäude beautifully. It was very moving to learn that the naming of the lecture hall was a celebration of my grandfather and also a memorial to the dislocations and injustices experienced by the university from the loss of so many faculty – a memorial that students see every day when they attend their lectures. Hamburg University seemed a most vital institution to me, and the creative intention to maintain memorials that witness to a difficult time helps express that vitality.“¹⁸

Ähnlich äußerte sich Magdalene Schochs Neffe und Patensohn, der in Arlington/Virginia lebende Jazzmusiker Lennie Cujé, als er im Rahmen der Benennungsfeier im Juni 2006 über seine Tante berichtete: Sie habe selber zwar nicht mehr an die Universität Hamburg zurückkehren wollen, aber diese Namensgebung, so glaube er, wäre eine große Freude für sie gewesen.¹⁹

Die Benennungen sind keine temporären Erscheinungen, sondern bewusste und sichtbare Festlegungen durch die Institution, eine Verpflichtung nicht nur zum Gedenken, sondern auch zum weiteren kritischen Umgang der Universität mit der eigenen Vergangenheit. Die Wahrnehmung von Namen, Fotos und Erläuterungen in den Hörsälen sickern in den universitären Alltag ein, und wer dieser Zeichen einmal gewahr wurde, wird sie stets wiedersehen. So etwa lautete die Aussage von Studierenden meines Hauptseminars „90 Jahre Universität Hamburg“ im Sommersemester 2009, die einen historischen Campus-Rundgang erarbeiteten und ihre Universität seither anders wahrnehmen als zuvor. Erstaunt über die vielen Spuren Hamburger Universitätsgeschichte, entdeckten sie unterschiedliche Formen öffentlichen Erinnerns: von Namensgebungen über Gedenkplatten, Büsten und *Stolpersteinen* bis hin zu Wandmalerei und Bodenmosaik – besonders verdichtet durch die topographische Einbettung der Universität Hamburg in das ehemalige jüdische Grindelviertel und dessen Gedenkorte.²⁰

Das Hauptgebäude der Universität Hamburg selber ist treffend charakterisiert worden als historisch aufgeladener Ort im Spannungsfeld von Barbarei und Aufklärung:²¹ An seiner Westseite verweist das 1983 errichtete Mahnmal am Platz der Jüdischen Deportierten darauf, dass hier, in aller Öffentlichkeit und in unmittelbarer Nähe zur Universität, von Oktober bis Dezember 1941 die vier ersten und größten Deportationen Hamburger Juden in die Vernichtung begannen. Östlich vom Hauptgebäude erinnert das 1984 dorthin versetzte Denkmal Johann Georg Büschs an einen tätigen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, Professor am Akademischen Gymnasium und Begründer eines Allgemeinen Vorlesungswesens, beides Vorläufer der Universität. Im Gebäude stoßen Besucher im Foyer zunächst auf die Büsten wichtiger Persönlichkeiten Hamburger Universitätsgeschichte: auf Werner von Melle und Edmund Siemers sowie auf den Nationalökonom Karl Rathgen, Gründungsrektor 1919, und den Anglisten Emil Wolff, erster Nachkriegsrektor 1945. Eine konzeptionelle Neugestaltung des Foyers steht noch aus, wie die eher zufällig angeordneten Büsten und die inzwischen sechs verwaisten Nischen zeigen.²² Abgeschlossen aber ist nun die Benennung der sieben Hörsäle, die gemeinsam mit den vor dem Gebäude verlegten *Stolpersteinen* ein Ensemble bilden, durch welches das Hauptgebäude die Universität Hamburg auch als zentraler Gedächtnisort in besonderer Weise repräsentiert.

Dank

Dieses Buch ist ein Gemeinschaftswerk. Allen Autorinnen und Autoren sei herzlich gedankt für die ungewöhnlich rasche „Lieferung“ ihrer Texte. Besonderer Dank gebührt all jenen, vor allem den in den Beiträgen einzeln gedankten Familienangehörigen, die durch Bereitstellung privater Fotos den Band um eine berührende Dimension erweitert haben. Gedankt sei auch Mareike Graf, Marcin Michalski und Melanie Riesle vom Medienkompetenzzentrum der Universität Hamburg, deren filmkünstlerische Annäherung an das Hauptgebäude – mehr als eine bloße Zugabe – dem Band als DVD beigegeben ist. Die Zusammenarbeit mit Hamburg University Press, dem Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg unter Leitung von Isabella Meinecke, erwies sich auch unter Zeitdruck als stets koopera-

tiv und effektiv. Patrick Schell aus der Abteilung Kommunikation & Öffentlichkeitsarbeit war zu jeder Hilfe in Fotofragen gern bereit. Dank gilt schließlich dem Präsidium der Universität Hamburg und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, die den Druck des Buchs finanziell ermöglicht haben. Alle Fäden dieses Projekts liefen zusammen in der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, die, seit Ende 2006 im Hauptgebäude beheimatet, selbst als Teil des hier beschriebenen Gedächtnisortes zu verstehen ist.

Anmerkungen

¹ Zur Geschichte des Gebäudes vgl. vor allem: Eckart Krause: Auf von Melles Wiese. Universität zwischen Aufklärung und Barbarei. Annäherungen an ein Gebäude und seinen „Standort“. In: Jürgen Lüthje (Hg.): Universität im Herzen der Stadt. Eine Festschrift für Dr. Hannelore und Prof. Dr. Helmut Greve. Hamburg 2002, S. 34–69; Eckart Krause: Gebäude – Institution – Ikone. Anmerkungen zu 85 Jahren Geschichte und Symbolik des Universitätsgebäudes. In: Jürgen Lüthje/Hans-Edmund Siemers (Hg.): Das Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004. Festschrift aus Anlass der Neugestaltung des Hauptgebäudes der Universität Hamburg. o. O. o. J. [Hamburg 2004], S. 32–47; sowie Krauses Beitrag in diesem Band.

² Als Überblick zur Hamburger Universitätsgeschichte: Rainer Nicolaysen: „Frei soll die Lehre sein und frei das Lernen“. Zur Geschichte der Universität Hamburg. Hamburg 2008 [als „Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert“ aktualisiert elektronisch zugänglich über die Homepage der Universität Hamburg: <http://www.uni-hamburg.de/wandlungsprozesse/index.html>].

³ Zum Gedenken an Ernst Cassirer (1874–1945). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 11. Mai 1999 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 1). Hamburg 1999.

⁴ Jürgen Lüthje: Verneigung vor Ernst Cassirer. Rede aus Anlaß der Benennung des Hörsaals A im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Ernst Cassirer-Hörsaal am 11. Mai 1999. In: Ebd., S. 10–15, hier S. 11f.

⁵ Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991.

⁶ Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst Ausstellungskatalog, Hamburg 1991].

⁷ Eckart Krause: Auch der unbequemen Wahrheit verpflichtet. Der lange Weg der Universität Hamburg zu ihrer Geschichte im „Dritten Reich“. In: Peter Reichel (Hg.): Das Gedächtnis der Stadt. Hamburg im Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit (Schriftenreihe der Hamburger Kulturstiftung, Bd. 6). Hamburg 1997, S. 187–217.

⁸ Ernst Cassirer: Gesammelte Werke. Hamburger Ausgabe in 25 Bänden und einem Registerband. Hg. von Birgit Recki. Hamburg 1998–2009.

⁹ Vgl. zur Neugestaltung Lüthje/Siemers (wie Anm. 1) sowie im größeren Kontext: Michael Holtmann unter Mitarbeit von Eckart Krause: Die Universität Hamburg in ihrer Stadt. Bauten, Orte und Visionen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hamburg 2009.

¹⁰ Zum Gedenken an Agathe Lasch (1879–1942?). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 2). Hamburg 2002.

¹¹ Eckart Krause/Rainer Nicolaysen (Hg.): Zum Gedenken an Erwin Panofsky (1892–1968). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals C im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Erwin-Panofsky-Hörsaal am 20. Juni 2000 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 17). Hamburg 2009.

¹² Zum Gedenken an Emil Artin (1898–1962). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals M im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Emil Artin-Hörsaal (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 9). Hamburg 2006.

¹³ Eckart Krause/Rainer Nicolaysen (Hg.): Zum Gedenken an Magdalene Schoch (1897–1987). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals J im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Magdalene-Schoch-Hörsaal am 15. Juni 2006 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 16). Hamburg 2008.

¹⁴ Rede des Präsidenten der Universität Hamburg, Prof. Dr. Dieter Lenzen, anlässlich der Verlegung der Stolpersteine am 22. April 2010 vor dem Hauptgebäude der Universität Hamburg (online verfügbar unter: <http://www.verwaltung.uni-hamburg.de/pr/reden/2010-04-22.pdf>).

¹⁵ Vgl. den Brief von Alfred Engelken, Hochschulgruppenführer des NS-Studentenbundes, an den nationalsozialistischen Hochschulsenator Friedrich Offerdinger vom 12. April 1933, als Faksimile abgedruckt in Rainer Nicolaysen: Geistige Elite im Dienste des „Führers“. Die Universität zwischen Selbstgleichschaltung und Selbstbehauptung. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): Hamburg im „Dritten Reich“. Göttingen 2005, S. 336–356, hier S. 343.

¹⁶ Vgl. Eckart Krause: Dokumentation. Zur Entstehung der Namensgebung des Magdalene-Schoch-Hörsaals. In: Krause/Nicolaysen: Magdalene Schoch (wie Anm. 13), S. 81–91.

¹⁷ Vgl. Rainer Nicolaysen: Alltägliches Erinnern. 10 Stolpersteine vor dem Hauptgebäude. In: UHH Hochschulmagazin Nr. 2 (Sommersemester 2010), S. 10–13.

¹⁸ Richard Panofsky an Eckart Krause, 5.7.2005. Der Brief befindet sich in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte.

¹⁹ Lennie Cujé: Dankesworte. In: Krause/Nicolaysen: Magdalene Schoch (wie Anm. 13), S. 63–65.

²⁰ Der Geschichte auf der Spur. Ein Rundgang zur Geschichte der Universität Hamburg und zum ehemaligen jüdischen Viertel am Grindel in zwölf Stationen. Zusammengestellt von Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Hauptseminars „90 Jahre Universität Hamburg“. Redaktion: Rainer Nicolaysen und Eckart Krause. Hamburg 2009.

²¹ Krause: Auf von Melles Wiese (wie Anm. 1), *passim*.

²² Die Schilderung der Geschichte von Büsten und Denkmälern im und am Hauptgebäude – und ihrer Stürze – wäre einen eigenen Beitrag wert. Bis 2007 stand der Büste Emil Wolffs – unkommentiert – diejenige des Meteorologen Albert Wigand gegenüber, der als Rektor des Amtsjahres 1931/32 offen mit den Nationalsozialisten sympathisiert und so eng mit den NS-Studenten zusammengearbeitet hatte, dass sie nach seinem Tod im Dezember 1932 jene Büste spendeten und am 1. Mai 1933 aufstellten. Am 30. Januar 2007 rissen Studierende die Büste aus der Verankerung und forderten deren Einschmelzung; nach Restaurierung und versehentlicher Wiederaufstellung befindet sich der gestürzte Kopf heute in der Realia-Sammlung der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte.

DER FORSCHUNG, DER LEHRE, DER BILDUNG

Facetten eines Jubiläums: Hundert Jahre Hauptgebäude der Universität Hamburg

Eckart Krause

Die Schenkung

„Mit dem Motto, welches ich über dem Eingang anbringen ließ: ‚Der Forschung, der Lehre, der Bildung‘, übergebe ich das Vorlesungsgebäude unseren Behörden für seine Bestimmung, möge es allezeit zum Wohle Hamburgs dienen.“¹

Am 13. Mai 2011 ist es hundert Jahre her, dass der Kaufmann Edmund J. A. Siemers mit diesen Worten seine Vaterstadt um ein Bauwerk bereicherte, dem Bürgermeister Max Predöhl „namens unserer Stadt treue Hege und Pflege“ gelobte² – das jetzige und künftige „Hauptgebäude“ unserer Universität.³

Diese Geschichte hatte im Sommer 1907 begonnen und war Teil der hartnäckigen Bemühungen Senator Werner von Melles um die Errichtung einer Universität in Hamburg.⁴ Damals zeichnete sich ab, dass die im April begründete „Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung“ ihr ehrgeiziges Ziel der Sammlung eines Kapitals, dessen Zinsertrag die Mehrkosten für eine Universität decken könnte, deutlich verfehlen würde.⁵ Sollte der gewagte Impetus nicht verpuffen, bedurfte es eines neuen Signals. Es kam von Edmund Siemers, selbst Gründungsmitglied der Stiftung und offensichtlich ein Vertrauter des Senators. Dieser, so arg stilisiert von Melle in seinen Erinnerungen an „Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891–1921“, habe im Sommer 1907 „ganz überraschend“ vor ihm gestanden mit der Frage: „Brauchen Sie nicht ein Vorlesungsgebäude?“⁶

Daran bestand allerdings ein dringender Bedarf, war doch das 1764 von dem Professor des Akademischen Gymnasiums⁷ Johann Georg Büsch⁸ begründete, nach dessen Auflösung 1883 fortgeführte und 1895 durch Werner von Melle grundlegend reformierte „Allgemeine Vorlesungswesen“ inzwischen so erfolgreich geworden, dass es aus allen Nähten platzte.⁹ Vor allem in den Winterhalbjahren vermochten die über das ganze Stadtgebiet verteilten Hörsäle der stetig steigenden Nachfrage nicht mehr Herr zu werden.¹⁰ Ein Versuch des Senats, diesem Dilemma durch den Bau eines eigenen Vorlesungsgebäudes etwa an der Stelle der heutigen Laeiszhalle zu begegnen, war 1899 in der Bürgerschaft gescheitert.¹¹ Hier sollte überfällige Abhilfe geschaffen und zugleich ein weiterer Schritt auf dem mühsamen Weg zur Universitätsgründung getan werden.

Zügig und erkennbar in enger Absprache verständigten sich Siemers und von Melle über das weitere Vorgehen: Der Kaufmann erklärte, er sei „beseelt von dem Wunsche, der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung ein würdiges Heim zu bereiten, geneigt, dem Hamburgischen Staat ein monumentales Gebäude zu schenken“, um für das Allgemeine Vorlesungswesen, aber „auch die voraussichtlich schon in nächster Zeit hier einzurichtenden Kurse für Kolonialbeamte, die erforderlichen Räume zu schaffen“.¹² Als Vorleistung formulierte er die Bereitstellung des westlichen Teils der Moorweide „in einer für den jetzigen Bedarf und eine für später vorzuhaltende Erweiterung ausreichenden Größe“ sowie ein dauerndes kostenloses Nutzungsrecht des Gebäudes durch die Stiftung.

„Die Hergabe gerade dieses Platzes macht der Schenkgeber zur unumstößlichen Bedingung der Schenkung, da ihm der Platz neben seiner hervorragend günstigen zentralen Lage um deswillen für ein derartiges Gebäude ganz besonders geeignet erscheint, weil ein dort errichtetes monumentales Gebäude einen großen Teil der Bevölkerung täglich an die idealen Aufgaben, denen es zu dienen bestimmt ist, erinnern wird.“¹³

Versuche des Bürgermeisters Johann Georg Mönckeberg, dem potenziellen „Schenkgeber“ einen weniger prominenten und erinnerungsbelasteten¹⁴ Standort schmackhaft zu machen, scheiterten an dessen Entschiedenheit.¹⁵ Am 27. September 1907 beschloss der Senat einen den Siemers'schen Forderungen entsprechenden Antrag an die Bürgerschaft, bestimmte von Melle

mit dessen Vertretung und beauftragte ihn überdies mitzuteilen, dass der an dem künftigen Vorlesungsgebäude vorbeiführende Teil der Grindelallee den Namen „Edmund Siemers-Allee“ tragen werde.¹⁶ Mit einem Dankesvotum an den Schenker nahm diese am 2. Oktober den Senatsantrag einstimmig an. Für alle Fraktionen der Bürgerschaft wünschte sich Eduard Westphal für das neue Gebäude als virtuelle Widmung „Der freien Wissenschaft eine freie Stätte' [,Bravo!']". Eine Stätte, die alles unfreie Denken, alles Leere und Nichte, allen Schein, alles nur Konventionelle aus ihren Mauern banne.“¹⁷

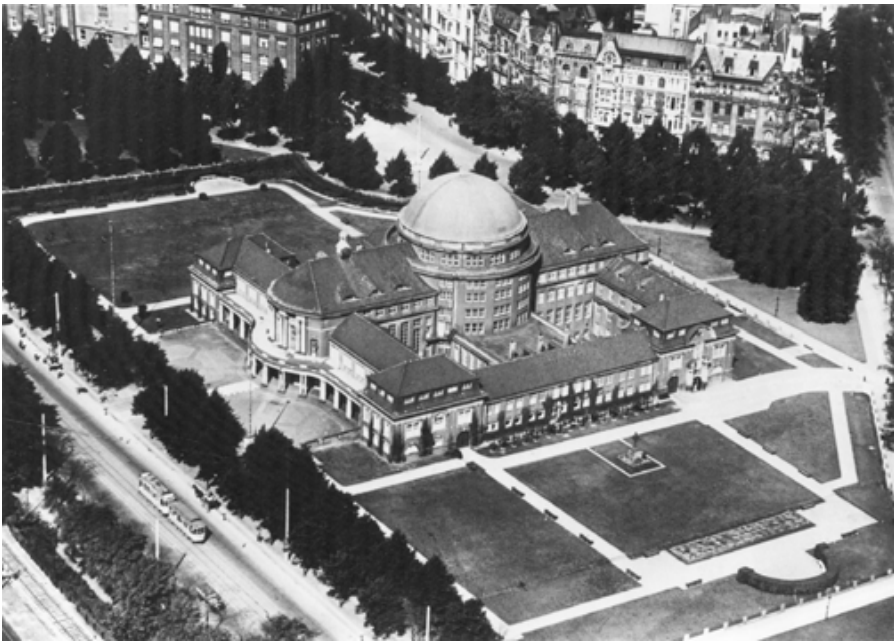


Abb. 1: Hoheitsvoll – der Solitär auf der Moorweide Mitte der 1930er Jahre

Der Schenkgeber

Mit seinem eindrucksvollen Auftritt als Mäzen scheint der Petroleum- und, später, Salpeterimporteure Edmund Siemers ein Engagement fortgeführt zu haben, welches beachtliche Vorläufer aufzuweisen hatte. Seit 1899 hatte dieser, „Nabob des amerikanischen Öls und mit dem Öl des Gemeinsinns gesalbt, der in den amerikanischen Milliarden seit Jahrzehnten lebendig ist“,¹⁸ in dem damals noch hamburgischen Geesthacht, ebenfalls auf städtischem Grund, das Hamburgische Tuberkulose-Krankenhaus Edmundsthal-Siemerswalde als „Heilstätte für unbemittelte Tuberkulose-Kranke“ ins Leben gerufen.¹⁹ Für die Wissenschaftliche Stiftung gehörte er zu den frühen Spendern, war Unterzeichner ihrer Verfassung und wurde Mitglied ihres ersten Kuratoriums.²⁰ „In Gelddingen galt er als ‚smarter‘, rücksichtsloser Geschäftsmann“, urteilte als kritischer Zeitgenosse Gustav Schiefler, attestierte ihm aber zugleich, er habe seinen „Gemeinsinn durch reiche Stiftungen bewiesen, welche den geistigen Bestrebungen, insbesondere der Förderung der Wissenschaften, zugute kamen, und [ist] für diese, wo es not tat, immer eingetreten“.²¹

Ob es dabei auch andere Beweggründe gegeben haben mag, muss mangels verlässlicher Quellen vorerst offen bleiben. Es drängt sich jedoch die Frage auf, ob das Engagement im Jahre 1907 völlig losgelöst zu sehen ist von der Tatsache, dass Siemers just in dieser Zeit heftig ins Gerede gekommen war: Nicht nur als Mitglied der Bürgerschaft, sondern vor allem ihrer Finanzdeputation hatte er sich zu verantworten für etwas, was auch heute ständig stattfindet, gleichwohl zu Recht als „insider dealing“ gebrandmarkt und unter Strafe gestellt ist: in diesem Fall der spekulativen Bereicherung an den eigentlich vertraulichen Plänen zur Sanierung des nördlichen Teils des östlichen Hamburger „Gängeviertels“ im Kontext des geplanten Durchbruchs der späteren Mönckebergstraße und der unter ihr verlaufenden U-Bahn.²²

Und es bleibt die Frage, wo in einer vordemokratischen Gesellschaft „ehrerbarer Kaufleute“ die Grenze zwischen „smarter“ und akzeptierter (womöglich als vorbildhaft propagierter) Bereicherung und sitten-, wenn nicht rechtswidrigem Geschäftsgebaren verlief. Möglicherweise ging es lediglich darum, ob man durchkam oder erwischt wurde. Im letzteren Falle allerdings drohte Schaden nicht nur für den Betroffenen, sondern für das ge-

samte „Honoratioren“-System, welches überdies erst ein Jahr zuvor durch einen skandalösen „Wahlrechtsraub“ verzweifelt versucht hatte, seine privilegierte Fortexistenz zu stabilisieren.²³ Und solch ein zusätzlicher Schaden wäre, um welchen Preis auch immer, abzuwenden. Vermutlich ging es um beides: Engagement und Selbstschutz – für das Individuum und die eigene Gruppe.²⁴

Die Verwirklichung

Für den weiteren Gang müssen Stichworte genügen:²⁵ Parallel wurden das endgültige detaillierte Raumprogramm erarbeitet und das Preisgericht für den beschränkten Architektenwettbewerb gebildet. Am 14. Dezember 1907 wurde das Preisausschreiben erlassen, offen für alle in Hamburg geborenen oder hier ansässigen Architekten. Gefordert war ein Gebäude „in vornehmen monumentalen Formen“, welches u. a. zwei große, fünf mittlere und fünf kleinere Hörsäle, „Garderobe für 1.100 Personen“, zwei Sitzungszimmer, Dozenten-, Sekretär- und Vorzimmer, „fünf Seminare, bestehend aus je zwei Räumen“, „Bureauräume“, schließlich Lehrmittelräume und „vier Dienstwohnungen für Unterbeamte“ enthalten sollte. Den Praxisbezug des Programms, durch eine Inspektionsreise der Hamburger Mitglieder des Preisgerichts zu Neubauten der Kölner Handelshochschule, der Frankfurter Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften sowie der Technischen Hochschule Darmstadt geschärft, mag folgende Bestimmung für die Hörsäle illustrieren:

„Die Hörsäle sind sämtlich ohne Stützen im Innern zu bauen [...]. Alle Hörsäle sollen halb indirekte elektrische Beleuchtung, Zentralheizung, künstliche Ventilation, verschiebbare Wandtafeln, Vorrichtungen zum Aufhängen von Bildern und Karten, Anschluß für elektrische Projektionsapparate, Projektionsschirme und tunlichst Fensterverdunkelung erhalten. Das Tageslicht muß möglichst von links einfallen. [...] Hinter dem Dozenten dürfen keine Fenster liegen.“²⁶

Bereits in seiner Schenkung hatte der Stifter bestimmt, dass im Gebäude auch die Verwaltung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung sowie die von Werner von Melle geleitete I. Sektion der Oberschulbehörde, also die ministerielle Aufsichtsbehörde, unterzubringen seien.

Bis zum 1. Mai 1908 gingen 86 Entwürfe ein, aus denen sich das Preisgericht einstimmig für den der jungen, erst vor Kurzem aus Süddeutschland zugezogenen Architekten Hermann Distel und August Grubitz entschied. Ein Vergleich mit den übrigen prämierten Entwürfen bestätigt dieses Votum auch heute noch.²⁷ Das Gericht hatte es so formuliert:

„Der Entwurf ist die hervorragendste Arbeit des Wettbewerbs, sowohl in Bezug auf die Zweckmäßigkeit und die Raumbildung, wie auf die Gruppierung der Baumassen. Die zwei größten Hörsäle liegen im Schwerpunkt der Grundrißfigur übereinander und sind durch den Kuppelbau auch als Hauptmotiv hervorgehoben. Die Unterbringung der übrigen Hörsäle in den Kreuzarmen sichert diesen eine einwandfreie, zweiseitige Beleuchtung aus den vier je 15 zu 15 m großen Lichthöfen zu. Die örtlichen Bodenverhältnisse sind geschickt ausgenutzt und die Ansicht nach der Edmund Siemers-Allee durch eine einstöckige Vorhalle wirkungsvoll gegliedert. Auch die Anordnung der langgestreckten geschlossenen Wandelhalle am Eingang, die Übersichtlichkeit der Treppenhäuser, Verbindungsräume und Kleiderablagen ist zu loben. Die verschiedene Höhenentwicklung der einzelnen Gebäudetrakte und die damit verbundene Versetzung der Dachtraufen geben eine wohlgelungene malerische Bauanlage, die bei einem verhältnismäßig bescheidenen Aufwand von architektonischen Mitteln dem Gebäude ein charakteristisches und monumentales Äußeres verleiht. Der ganze Baugedanke ist groß und hoheitsvoll gelöst, das Gebäude wird einen mächtigen Eindruck machen. Die Möglichkeit einer zukünftigen Erweiterung ist gewahrt; die Anlage wird vor wie nach der Erweiterung einen geschlossenen Charakter aufweisen.“²⁸

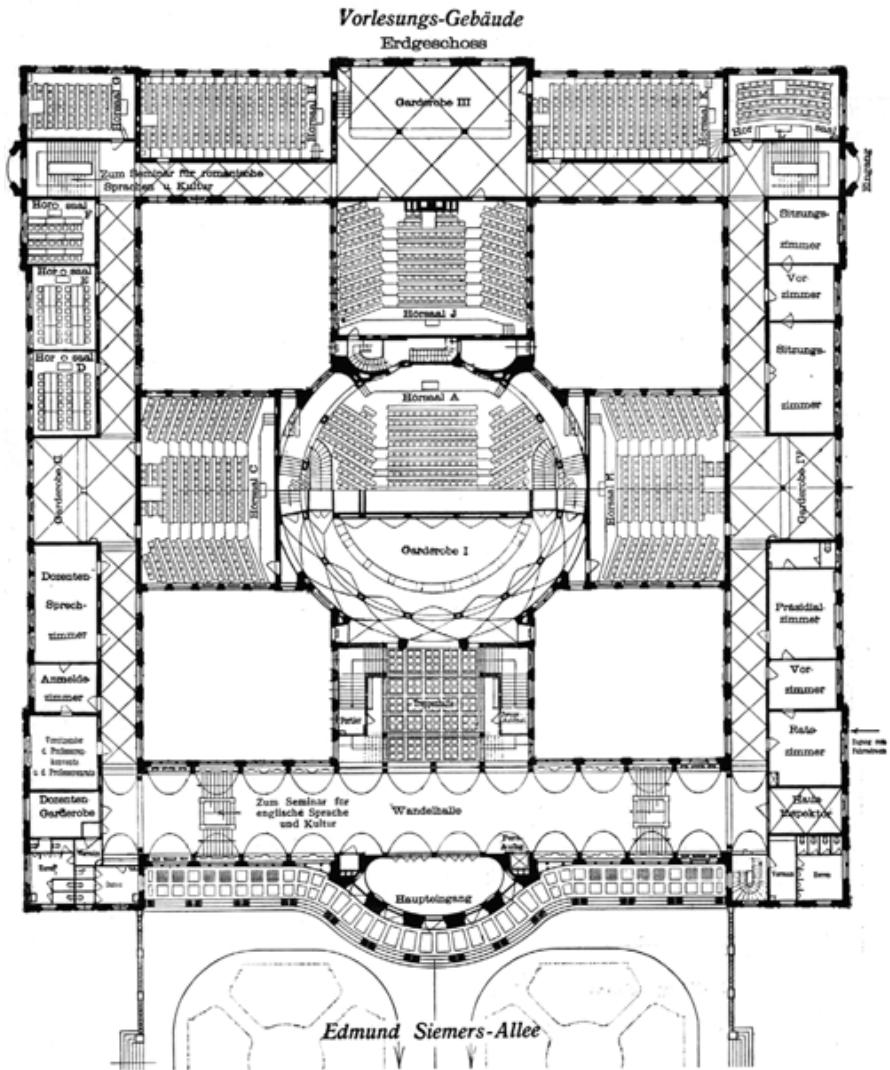


Abb. 2: Überzeugende Struktur – Grundriss des Vorlesungsgebäudes 1911

Das Geschenk – einst und jetzt

Modifikationen gegenüber den ursprünglichen Plänen erforderte die Gründung des Hamburgischen Kolonialinstituts am 6. April 1908, welches ebenso in dem Gebäude seinen Platz finden sollte wie anstehende Erweiterungen des Vorlesungswesens.²⁹ Statt fünf waren nunmehr elf Seminare unterzubringen, von denen die meisten „durch Hinzufügung eines dritten Raumes für wissenschaftliche Hilfsarbeiter“ erweitert werden sollten.³⁰ Auch diese Herausforderung ließ sich, vor allem durch Ausnutzung des Unter- und Mansardgeschosses sowie die Vertiefung des hinteren Risalits, erfüllen. Die daraus bedingte Steigerung der Baukosten von 1 auf 1,5 Millionen Goldmark genehmigte der „Bauherr mit schnellem Entschlusse“.³¹

Am 12. März 1909, dem 69. Geburtstag des Stifters, begannen die Erdarbeiten. Die Gründung des Gebäudes erwies sich nicht nur wegen des unterschiedlich tragfähigen Untergrundes als schwierig, sie musste auch auf den betonierten Kabelkanal Rücksicht nehmen, der diagonal über den Bauplatz lief und die Fernsprechleitungen enthielt, welche die Innenstadt mit der neuen Fernmeldezentrale in der Schlüterstraße verbanden.³² Zum 70. Geburtstag des Bauherren wurde der Kuppelbau gerichtet und am 13. Mai des Folgejahres, wie berichtet, der Stadt übergeben. In einer kleinen Vorfeier war am Tag zuvor eine marmorne Büste von Edmund Siemers enthüllt worden, die der Hamburger Bildhauer Wilhelm Kumm im Auftrag zahlreicher Freunde und Weggefährten des Porträtierten geschaffen hatte. Ihren Platz fand sie auf einem Hermensockel gegenüber dem Eingang ins Foyer.³³

Architektonisch eine Verbindung barocker Schlossfassaden aus der süddeutschen Heimat der Architekten (besonders Bruchsal)³⁴ mit der, wie Hermann Hipp unlängst dargelegt hat, zeitgenössischen amerikanischen „Campus-Kuppel“,³⁵ war das Gebäude materiell ein moderner Eisenbetonbau, im Wortsinne „aus einem Guss“, von den Gewölben bis zum Dachstuhl. Diese Durabilität hat das Gebäude dann auch die Bomben überstehen lassen, die im Oktober 1944 und April 1945 die Wohngebäude an der Rothenbaumchaussee zwischen Moorweiden- und Tesdorpfstraße in Trümmer legten.³⁶

Eine gute Vorstellung von dem neuen Bau sowie seiner Entstehungsgeschichte vermittelt die Festschrift, die Siemers anlässlich der Übergabe an

die Stadt drucken und verteilen ließ.³⁷ In ihr behandeln der Oberregierungsrat der Oberschulbehörde und Vertraute von Melles Max Förster die Entstehungsgeschichte des Vorlesungswesens, der Architekt Hermann Distel die Baugeschichte, außerdem sind die bei der Übergabe gehaltenen zahlreichen Reden dokumentiert, darunter auch die „akademische“ Festrede des aus Heidelberg auf die von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung geschaffene Stiftungsprofessur berufenen Historikers Erich Marcks.³⁸ Erwartungsgemäß ging es bei ihm um Bismarck, doch nutzte er die Gelegenheit, unter Verweis auf „die Kuppel dieses Wissenschaftspalastes“ die Einheit zu beschwören, „die unter dieser Wölbung Lehrende und Hörende, Gelehrte und Bürgertum verbinden soll: Forschung, Lehre und Bildung!“³⁹

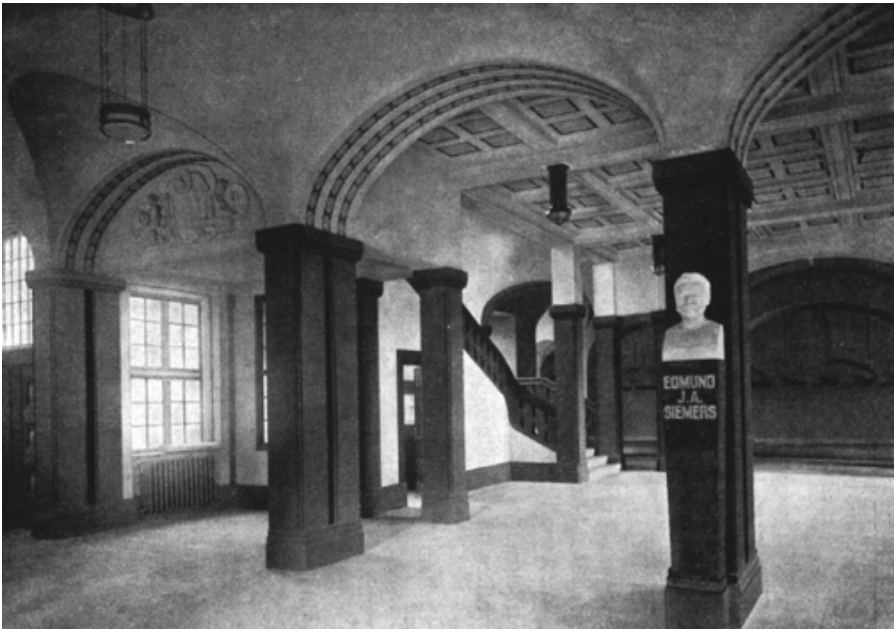


Abb. 3: Der Stifter und sein Werk – Foyer 1911

Instruktiv sind die Grundrisse aller vier Geschosse.⁴⁰ Sie führen uns die klare Struktur des Gebäudes als Quadrat mit eingeschriebenem Kreuz an-

schaulich vor Augen und verweisen auf seine Hauptfunktion: In ursprünglich zwölf Hörsälen und Übungsräumen (A bis M) konnten in diesem Vorlesungsgebäude gleichzeitig bis zu 3.000 Hörerinnen und Hörer Platz finden.⁴¹ Der Blick vor allem auf diese Hörsaalenebene dokumentiert aber auch das Ausmaß der Veränderungen, die der Bau im Laufe seiner hundertjährigen Geschichte in seinem Inneren erfahren hat. Am auffälligsten ist das Verschwinden der fünf kleinen Hörsäle D bis G und L sowie der Garderoben vor den drei mittleren (C, J und M). In den letzteren Fällen hat die Umwandlung dieser Flächen vor allem in Personalräume auch die Raumwirkung nachhaltig beeinträchtigt, indem die einstige Großzügigkeit vor den Hörsälen durch den Flächenverlust drastisch eingeschränkt worden ist, was durch den Fortfall des Ausblicks nach und des Zugangs von Tageslicht von außen in der Wirkung verstärkt worden ist. Insofern ist es zu begrüßen, dass diese Maßnahmen derzeit an der Westseite rückgängig gemacht werden; die vorgesehene Fortsetzung für den Nordflügel würde für das Hörsaalensemble H, J und K ein vielfältig verwendbares „kleines Foyer“ entstehen lassen.

Die Grundrisse verweisen aber auch auf die sonstige Nutzung des Vorlesungsgebäudes: Das in seinem größten Teil ebenerdige „Untergeschoss“ enthielt neben der umfangreichen Haustechnik, vor allem für die moderne Heizung sowie Be- und Entlüftung, Räume für Lehrmittel, Garderobenschränke, Fahrräder sowie je eine Dienstwohnung für den „Hausinspektor“, seinen Vertreter, einen „Aufseher“ sowie einen „Maschinisten“. In dem erhöhten „Erdgeschoss“ befanden sich neben den Hörsälen in drei Komplexen im Ostflügel die Räume für die „Präsidialabteilung“ (von Melle, Förster) sowie die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung, im Westflügel Dozentengarderobe und Dozentensprechzimmer, erschlossen durch ein Anmeldezimmer. Im ersten Obergeschoss nahm die Verwaltung des Vorlesungswesens den östlichen Teil des Südflügels ein.

Doch das Gebäude sollte ja mehr sein als „nur“ ein Vorlesungsgebäude und Behausung für die staatliche Verwaltung sowie die Stiftung. Im Zuge des systematischen Ausbaus des Vorlesungswesens sowie im Zusammenhang mit dem Kolonialinstitut hatte von Melle zur Ergänzung der längst bestehenden (überwiegend natur-), „Wissenschaftlichen Anstalten“ seit 1907 der Bürgerschaft immer mehr Professuren abringen können, aus denen regelhaft kleine „Seminare“ entstanden. Die ersten zehn dieser Einrichtungen – alle, die bis zur Übergabe des Vorlesungsgebäudes bestanden – fanden

zunächst hier ihren Ort, in der Reihenfolge ihrer Schaffung⁴² das Seminar für Nationalökonomie (1907), das Historische Seminar (1907), das Seminar für Geschichte und Kultur des Orients (1908), das Seminar für öffentliches Recht und Kolonialrecht (1908), das Seminar für Geographie (1908), das Seminar für Kolonialsprachen (Afrikanistik; 1909), das Ostasiatische Seminar (Sinologie; 1910), das Deutsche Seminar (1910), das Seminar für englische Sprache und Kultur (1911) und das Seminar für romanische Sprachen und Kultur (1911). Auch das Kolonialinstitut war im Vorlesungsgebäude beheimatet, benötigte aufgrund seiner weitgehend „virtuellen“ Existenz aber kaum eigenen Platz – mit Ausnahme seiner Abteilung zur Sammlung und Auswertung von Literatur und Material, der „Zentralstelle“;⁴³ ihr und ihrem „Lesezimmer“ begegnen wir im ersten Obergeschoss in den beiden westlichen Eckpavillons.

Diese Erstbelegung änderte sich bereits vor Gründung der Universität mehrfach.⁴⁴ Nachdem das im Herbst 1911 geschaffene Seminar für Philosophie⁴⁵ seine Bleibe in dem Komplex der ehemaligen „Professorenhäuser“ in der damaligen Domstraße neben dem alten Johanneum gefunden hatte, zogen die Anglisten und Romanisten sowie die sich rasch vergrößernde „Zentralstelle“ in angemietete Räumlichkeiten in der Rothenbaumchaussee. Ihre Plätze wurden bis 1915 eingenommen von den neuen Einrichtungen Osteuropäisches (russisches) Seminar, Seminar für Sprache und Kultur Japans und Seminar für Kultur und Geschichte Indiens. 1916, nach Umzug der Historiker und Osteuropäer in das ehemalige Direktorenhaus des Wilhelm-Gymnasiums in der Grindelallee 2, trat noch das neue Seminar für Versicherungswissenschaft hinzu. Nach Gründung der Universität erhöhte sich der Anteil der zentralen Universitätsfunktionen zu Lasten der wissenschaftlichen Einrichtungen. Gleichwohl dauerte es noch bis in die 1960er Jahre, bis das Gebäude, abgesehen von einem kurzen, im Sommer 2009 beendeten Zwischenspiel der Äthiopistik, der Indologie und Tibetologie, keine wissenschaftlichen Institutionen mehr beherbergte – bis auf die Arbeitsstelle und Bibliothek für Universitätsgeschichte, die im Dezember 2006 hier ihre kongeniale Bleibe gefunden hat.

Doch nicht nur Zuschnitt, Funktion und Belegung der Räume unseres Hauptgebäudes waren seit 1911 einem steten Wandel unterworfen. Am augenfälligsten sind die Veränderungen bei der inneren Gestaltung der Räume. Auch als Schwarz-Weiß-Bilder belegen die Abbildungen eine hohe ursprüngliche Farbigkeit von Pfeilern, Bögen, Decken und Gewölben. Diese

Ausmalung stammte von dem Maler und Raumgestalter Otto Fischer-Trachau. In Hamburg seit 1907, wurde er zwei Jahre später von dem gerade nach Hamburg gekommenen Baudirektor Fritz Schumacher mit der künstlerischen Leitung der damals intensiv gepflegten farbigen Ausgestaltung der Hamburger Staatsbauten beauftragt.⁴⁶

„[Er] hat die Farbe als zusätzlichen Baustoff betrachtet, mit dem man architektonische Mängel nachträglich beseitigen konnte. Diese Vorstellung ist auch dem Vorlesungsgebäude zugute gekommen.“ In seinem Innern „war die Farbe wesentliches Mittel der Gestaltung [...]. Sämtliche Wände des Treppenhauses, der Flure und der Wandelhalle, der Hörsäle und der Seminarräume waren farbig gefaßt; bei der Wahl der Farbtöne wurde alle Zurückhaltung aufgegeben. Nirgendwo in der Literatur wird die Farbigkeit des Inneren erwähnt, nur die Zeitungen nennen in ihren Beschreibungen die Farben zum Teil.“⁴⁷

Als zeitgenössische Illustration ist eine großformatige Farbskizze Fischer-Trachaus von dem „Großen Hörsaal“ (A) in satten Grüntönen bekannt, aus der aber nicht hervorgeht, ob es sich um einen Entwurf handelt (wofür ihre Datierung spricht).⁴⁸

Diese Farbigkeit ist spätestens mit den Reparaturen nach dem Zweiten Weltkrieg verschwunden. Sie wäre, in karger Zeit, allenfalls mit großem Aufwand wiederherzustellen gewesen, entsprach aber auch nicht mehr dem Stilempfinden. Erst 1980 wurde ihr noch einmal nachgespürt: Im Auftrag des Denkmalschutzamtes erstellte der Restaurator Lothar Hoffmann nach zahlreichen Freilegungsproben ein Gutachten über die ursprüngliche Farbgebung.⁴⁹ Auf seiner Grundlage wurde versucht, zumindest den repräsentativen Eingangsbereich seiner originären Gestalt anzupassen. Eine immanente Kritik erfuhr dieses Unterfangen von Katharina Baark:

„Der Farbanstrich, wie er seit 1980 besteht, weicht nur in Nuancen von der ursprünglichen Fassung ab, ist aber dennoch unbefriedigend, weil er nur Teilbereiche wie das Treppenhaus, Vestibül und Wandelhalle erfasst und weil Hörsäle, Seminare und Flure nicht berücksichtigt worden sind und weiterhin in dumpfem Weiß das farbige Gesamtkonzept empfindlich beeinträchtigen. Ebenfalls lückenhaft ist der Eindruck, den der Betrachter im ersten Obergeschoß erhält: Wände und Balustraden sind zwar in den Farben taubenblau und

ocker dem Originalanstrich angeglichen worden, die Kassettendecke jedoch, von Otto Fischer-Trachau in kräftigen Farben kunstvoll ausgemalt, wurde aus Kostengründen nicht restauriert.“⁵⁰



Abb. 4: Erahnte Farbigkeit – Haupttreppenhalle 1911

Es dürfte weniger die mangelnde Konsequenz dieser farblichen Restaurierung, auch nicht die modernere „Möblierung“ etwa für die charakteristischen, im Krieg zerstörten Leuchtkörper gewesen sein, die diesem Versuch zwar einen gut zwanzigjährigen Bestand, aber keine Dauer beschert haben. Sein historisierender Ansatz vermochte nicht zu überzeugen, zu heterogen wirkte das Ergebnis, zu dunkel war der Gesamteindruck, zu sehr litt etwa die Großzügigkeit des Foyers und des Treppenhauses. Insofern war es stimmig, dass im Zuge der überfälligen Modernisierung, zugleich auch der durch die neuen Flügelbauten eingeforderten Aufwertung des Gebäudes seit Beginn dieses Jahrhunderts auf jede Historisierung verzichtet wurde. Durch sensible Eingriffe gelang es den Architekten Dinse Feest Zurl „in mühseliger Kleinarbeit“, die Raumwirkung zu erhalten, teilweise sogar zu erhöhen und dem Gebäude stilistisch einen überzeugenden, anspruchsvollen Charakter von „einer wohlthuenden Ruhe und Reduktion“ zu verleihen: „Schwarz, Weiß und die Abstufungen vom Grau der Schatten betonen die skulpturale Kraft der Architektur.“⁵¹ So überrascht es auch nicht, dass für diese aus Sonderinvestitionsmitteln und Spenden finanzierte Neugestaltung die Architekten und die Universität Hamburg als Bauherrin im Dezember 2005 einen ersten Rang beim „BDA Hamburg Architekturpreis 2005“,⁵² dazu im folgenden Jahr in der Kategorie Modernisierung denkmalgeschützter Bausubstanz die Auszeichnung des Architekten- und Ingenieurvereins Hamburg als „Bauwerk des Jahres“ erhielten.⁵³ Der BDA Hamburg begründete seine Entscheidung wie folgt:

„Das Hauptgebäude der Universität Hamburg ist ein würdiger und repräsentativer Bau des Historismus (1909–1911). Die Neugestaltung bestand aus einer Vielzahl von Eingriffen, bei denen die Integration der Haustechnik und der aufwendigen Medien- und Präsentationstechnik in den Hörsälen die eigentliche Herausforderung darstellte. Alles, vom Bodenbelag bis zu den Bänken und Leuchten, wirkt selbstverständlich und wurde dennoch dezidiert gestaltet. Durch ihre subtilen Eingriffe und teilweise Neuerfindungen von Details ist es den Architekten meisterhaft gelungen, den Charakter des Gebäudes zu unterstreichen und die Atmosphäre trotz der veränderten Technik zu erhalten.“⁵⁴

Lediglich an einer Stelle ist im Zuge dieser Renovierung eine intensive Farbigkeit in das Gebäude zurückgekehrt: in den Fenstern des Aufgangs zu dem obersten Hörsaal in der Rotunde, dem Agathe-Lasch-Hörsaal. Hier hatten sich ursprünglich „drei große künstlerische Glasfenster [befunden], den Born der Weisheit darstellend, dem die Menschheit zustrebt, ein Werk des Malers Fischer-Trachau“, gestiftet von der Gemahlin, der Tochter und den beiden Söhnen von Edmund Siemers.⁵⁵ Im Zweiten Weltkrieg zerstört,⁵⁶ sind sie uns nur in einer Schwarz-Weiß-Abbildung der Festschrift von 1911 überliefert. Über verschlungener Ornamentik waren drei Figurenpaare dargestellt, „mit pathetischen Gesten, antikisch be- bzw. entkleidet“.⁵⁷ Diese „Art eines ‚pathetischen Realismus‘, der stilistisch die Fenster prägt und der in der Kunst des dritten Reiches kanonisch wird“,⁵⁸ ließ sich zum Glück nicht rekonstruieren und wurde durch klares Glas ersetzt.

Erst im Kontext der ersten, preisbelohnten Phase der behutsamen Modernisierung des Gebäudes, zu deren Abschluss im 85. Gründungsjahr der Universität eine eigene Festschrift erschien,⁵⁹ geriet dieser Ort wieder in den Blick. Es entstand die Idee, hier einen markanten künstlerischen Akzent zu setzen.⁶⁰ Sie wurde aufgegriffen durch Hans-Edmund Siemers, Enkel des Stifters und Senior der Familie Siemers, der anbot, die Kosten für eine Neugestaltung der Fenster (und der dazu gehörenden Oberlichter) durch eine Spende der Enkel und Urenkel zu übernehmen. Gemeinsam mit dem Architekturbüro und dem Universitätspräsidenten wurde im April 2003 ein interner Wettbewerb durchgeführt. Gesucht wurde eine Arbeit, die mit den modernen Elementen des Gesamtprojekts zusammenspielen sollte, ohne seine architektonische Dignität zu verletzen. Den Sieg errang der Entwurf der Hamburger Künstlerin und Glasdesignerin Beate Wassermann. Ende November 2003 wurden die Fenster eingepasst.

„Das Ergebnis ist eine bestechende optische Aufwertung des historischen Baues. Die Arbeit wirkt im Sinne der ‚neuen Leichtigkeit‘ des Hauptgebäudes nach der Renovierung, sie passt sich in ihrem zeitgenössischen Charakter an die neuen, modernen Gebäudeelemente an.“

Im Lauf der Zeit

Mit Gründung der „Hamburgischen Universität“ im Frühjahr 1919 übernahm der Solitär auf der Moorweide dann die Funktion, die ihm von Anbeginn zugedacht war: Er wurde, auch als Adresse, schlicht „die Universität“. Als Sitz des Rektors, zentraler universitärer Instanzen wie auch der staatlichen Hochschulbehörde, dazu als Tagungsort des Akademischen Senats geriet er zum Symbol und zur Ikone. Seine überzeugende Architektur hat diesen Symbolwert bis heute bewahrt. Fast immer, wenn, auch überregional, eine Meldung zur Hamburger Universität illustriert werden soll, begegnen wir unserem Hauptgebäude, das gelegentlich auch schon auf Buchumschlägen in seiner lesbaren Funktion ganz allgemein für „Universität“ oder „Hochschule“ stand. Für diese Entwicklung, andernorts nachgezeichnet,⁶¹ sei hier nur auf zwei Beispiele aus der Gründungszeit der „Hamburgischen Universität“ verwiesen:

Als das „Hamburger Fremdenblatt“ am 9. April 1919 in seiner Bildbeilage die Eröffnung der Universität ankündigte, geschah dies mit einer Fotosammlung, in deren Zentrum dominierend das Vorlesungsgebäude stand.⁶² Um dieses herum gruppierte sich, in ihrer Bedeutung nach Größe gestuft, eine Porträtgalerie ernst dreinblickender Männer: links und rechts zur Flankierung Werner von Melle und Edmund Siemers als die anerkannten „Väter“ der Universität; darunter deren neu gewählte Funktionsträger – in der Mitte der Ökonom Karl Rathgen als Rektor, daneben der Botaniker Hans Winkler als sein Stellvertreter; links und rechts von diesen schließlich, nochmals etwas kleiner, die Gründungsdekane der vier Fakultäten.

Auf ihrer ersten Seite berichteten gut ein Jahr später die „Hamburger Nachrichten“ von einer Medaille, „dem Ernst der Zeit entsprechend aus Eisen“, mit der sich die „Dozenten“ der jungen Universität für deren Gründung bedankten.⁶³ Adressat war nicht etwa die erstmals demokratisch gewählte Bürgerschaft, die diesen Akt mit ihrer absoluten SPD-Mehrheit vollzogen hatte, sondern derjenige, der diese Gründung zu seinem Lebensinhalt gemacht hatte, damit indes bei seinen Standesgenossen zweimal gescheitert war und nun die Erfüllung seines Strebens ausgerechnet „aus den Händen der ‚vaterlandslosen Gesellen‘, denen die Guten und Gerechten die ideale Gesinnung abzusprechen pflegten“,⁶⁴ entgegennehmen musste: „Bürgermeister Dr. W. v. Melle“. So lautete die Umschrift auf der Vorder-

seite der Medaille, die den ehemaligen Bürgermeister im Ornat der senatorischen Amtstracht zeigt, die mit der Revolution inzwischen abgeschafft worden war.⁶⁵ Die Rückseite dagegen blickt in die Zukunft: Mit ausschlagenden Schwingen setzt ein Adler an zu einem Höhenflug. Worauf dieser zielt, teilt der Bildhauer Richard Luksch, Professor an der Hamburger Kunstgewerbeschule, gleich zweimal mit: durch die Umschrift „Hamburgische Universität 10.V.1919“ und, in der oberen Hälfte, die Frontansicht dessen, was lange Zeit die an jenem Tag feierlich eröffnete Universität symbolisieren sollte – das bisherige Vorlesungsgebäude an der nach seinem Stifter benannten Allee. Noch einmal aufgewertet wurde diese Symbolik, als bald darauf die Medaille, jetzt allerdings nicht mehr aus Eisen, zum Medaillon der Amtskette des Rektors avancierte.



Abb. 5: Erfüllter Auftrag – Zentrum der Universität (1919)

Dieses zum Symbol gewordene Hauptgebäude spielte aber auch ganz materiell eine wegweisende Rolle. Am Ende des „Dritten Reiches“ schwer beschädigt und unbenutzbar, erwies es sich doch als reparabel. Gemeinsam mit dem unzerstörten, 1928/29 für die Universität erworbenen und umgebauten ehemaligen „Pferdestall“ am damaligen Bornplatz definierte es durch seine bloße Existenz, zudem durch seine Geschichte einen „Standort“, der nicht nur nicht aufgegeben, sondern in den folgenden Dekaden massiv ausgebaut wurde.⁶⁶ Dies begann mit dem Hinauswurf des Wilhelm-Gymnasiums aus seinem angestammten Schulgebäude an der Ecke Moorweidenstraße und Grindelallee zugunsten der 1943 im alten Johanneum zerstörten Staats- und Universitätsbibliothek, setzte sich 1950 mit dem Umbau des Luftschutzbunkers gegenüber dem Pferdestall für die zerstörte Zoologie, 1952/53 mit dem Neubau des „Studentenhauses“ in der Schlüterstraße fort und mündete in den Ausbau zunächst des einstigen Bornparks und der Stadtgärtnerei in den Campus Von-Melle-Park, dann der ehemaligen Kasernen an der Bundesstraße in den naturwissenschaftlichen Campus Martin-Luther-King-Platz bis Geomatikum. Die jetzt getroffene Entscheidung, den Kernbereich der Universität an diesem Standort zu konzentrieren und zu konsolidieren, lässt auf einen für die Universität wie den Stadtteil überzeugenden Abschluss dieser Entwicklung hoffen.

Bevor das Hauptgebäude jedoch diese Rolle spielen konnte, musste aus einer scheinbaren Ruine erst wieder ein funktionsfähiger Bau entstehen.

Dass dies gelang, ist auch den Studierenden – in diesem Falle wohl fast ausschließlich den Studenten – zu verdanken. Zumindest in Stichworten sollte dieses Engagements gedacht werden:

Im August 1946 genehmigte die britische Militärregierung die Instandsetzung des am wenigsten beschädigten Westflügels. Rektor Emil Wolff verpflichtete alle Studienbewerber für das Wintersemester 1946/47, sich für eine etwa drei Tage währende Hilfsarbeit beim Wiederaufbau des Universitätsgebäudes zu melden. Bis in den November hinein konnten täglich bis etwa zwanzig Studenten eingesetzt werden – denen das Landesernährungsamt eine sicherlich willkommene Verpflegungszulage von 350 Kalorien pro Kopf pro vollem Arbeitstag bewilligte.⁶⁷

Bald jedoch ging es um mehr als um die Trümmerräumung. Ein vom AStA eigens eingerichtetes studentisches Baureferat war in der Beschaffung der legal kaum aufzutreibenden Baumaterialien und ihrer Verarbeitung so erfolgreich, dass im abenteuerlichen Rückblick von einem „Schwarzbau

mit staatlicher Hilfe“ gesprochen wurde.⁶⁸ Und bevor die 1943 ausgebombten Historiker zum Wintersemester 1948/49 aus ihrem Notquartier im Keller des Völkerkundemuseums in den Ostflügel des Hauptgebäudes umziehen konnten, hatten sie, unter Anleitung von zwei Facharbeitern, erst einmal dessen Dach zu decken – wofür der Geschäftsführende Direktor Fritz Fischer dann auch „Scheine“ ausstellte.⁶⁹

Wie es jetzt, in so ganz anderen Zeiten, mit der „ESA 1“ im Einzelnen weitergehen wird, ist offen. Zurzeit wird als letzter der Westflügel des Altbaus renoviert. Als wahrscheinlich zeigt sich derzeit eine Perspektive, die deutliche Veränderungen in der Belegung, aber keine gravierenden baulichen Maßnahmen erwarten lässt. Zumindest auf Eis gelegt wären damit Visionen eines Ausbaus des Gesamtstandortes „ESA 1“ zu einem „Kulturwissenschaftlichen Zentrum“, welche eine große, weitgehend unterirdische Bibliothek unter Einschluss der abgesenkten und überdachten Lichthöfe sowie nach innen ausgebaute Dachgeschosse der West- und Ostflügel ebenso umfasst wie einen direkten Anschluss an die unter dem Ostflügel verlaufende U-Bahn.⁷⁰ Doch was auch immer geschieht: Die „ESA 1“ bleibt der „Anchor-point“ der Universität, mit direktem ICE-Anschluss und auf den Hinweisschildern der Deutschen Bahn inzwischen gleichsam objektiviert.

Vom Solitär zum Ensemble

Im Laufe der Zeit blieb der „Solitär“ auf seinem Umfeld nicht alleine. 1922 wurden ihm im Osten mit Hermann von Wissmann,⁷¹ 1935 im Westen mit Hans Dominik⁷² bronzene Kolonialdenkmäler zur Seite gestellt, deren nationalistische Rückwärtsgewandtheit zwar mit dem politischen Empfinden eines Großteils der Professoren und auch der Studierenden korrespondierte, dem demokratischen Gründungsimpetus der Hamburger Universität jedoch diametral widersprach.⁷³ Die Entscheidung, den im April 1945 durch den Explosionsdruck von seinem Sockel gestürzten Wissmann gut vier Jahre später an seinem alten Platz wiederaufzustellen, lässt sich auch als Kommentar zu dem restaurativen Charakter der soeben inaugurierten Bundesrepublik lesen. Der gewaltsame, aber „nachhaltige“ Sturz dieser Helden nach einmütigem Beschluss des Studentenparlaments am 31. Oktober 1968⁷⁴ gehört, wie die „Muff“-Provokation von knapp einem Jahr zuvor, zu den

Beiträgen zur deutschen Hochschulgeschichte nach 1945, auf die unsere Universität stolz sein kann.

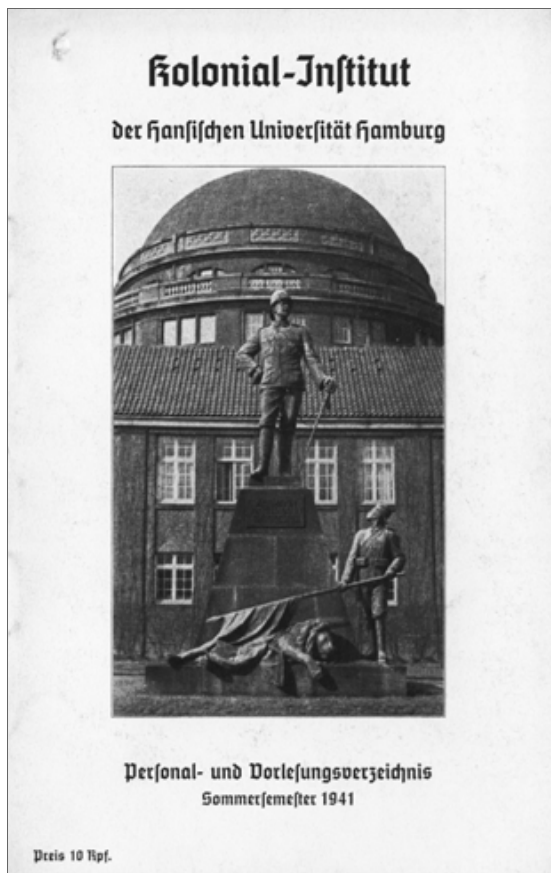


Abb. 6: Falsche Symbolik – Wissmann-Denkmal und zweites „Kolonial-Institut“ (1938–1945)

Nach den Kolonialoffizieren kamen 1970 die „Pavillons“ – „Ost“ und „West“. Später, weit nach ihrer offiziellen Nutzungsdauer, heftig geschmäht, waren sie zunächst ein willkommener Zugewinn in einer Zeit dramatischen Raum-mangels der rapide entstehenden „Massenuniversität“. ⁷⁵ Dank der großzügigen Spende unserer jetzigen Ehre senatoren Helmut und Hannelore Greve

zum 75. Geburtstag der Universität im Jahre 1994 wurde das Hauptgebäude von 1996 bis 2002 um zwei „Flügelbauten“ ergänzt.⁷⁶ Sie versuchen, in einer zeitgemäßen Form, die bereits in der ursprünglichen Ausschreibung vorgesehene, mehrfach konzipierte Erweiterungsmöglichkeit des Hauptgebäudes zu realisieren.⁷⁷ Dass sie dessen Dominanz nicht in Frage stellen, sie in den Ausblicken aus ihren Glasfronten noch akzentuieren, ist, über ihren „gediegenen“ Zugewinn an dringend gefordertem Raum für geisteswissenschaftliche Disziplinen hinaus, sicherlich nicht ihr geringstes Verdienst.



Abb. 7: Neues Geschenk mit neuen Perspektiven – Blick aus dem „Flügel West“ (2004)

Mit den Auswölbungen der Hörsäle der Flügelbauten scheint das universitäre Areal zu enden. Doch die westliche Moorweide, einst von Bürgermeister Mönckeberg als „von Melles Wiese“ resigniert einer noch nicht existierenden Universität zugesprochen,⁷⁸ ist mit ihnen noch nicht erschöpft. Beide Reststücke haben eine eigene Identität. Im Osten steht, nach längerer Odyssee, seit 1984 der reliefbekleidete Obelisk des ältesten Hamburger Personendenkmals (1802). Es erinnert an Johann Georg Büsch, Mathematiker und Ökonom, als Professor des Akademischen Gymnasiums und Mitbegründer der Patriotischen Gesellschaft von 1765 einer der führenden Vertreter nicht nur der Hamburger Aufklärung.⁷⁹ Als Initiator eines öffentlichen Vorlesungswesens hat sein Denkmal neben dem einstigen „Vorlesungsgebäude“ den überzeugenden Platz gefunden.⁸⁰

Und auf der Westseite? Schilder (seit 1989) und das spröde, sich nur über intellektuelle Annäherung erschließende Granitdenkmal Ulrich Rückriems (1983)⁸¹ verweisen auf einen „Platz der jüdischen Deportierten“.⁸² Hier, unmittelbar neben der Universität, begannen im Herbst 1941 die gewaltsamen Deportationen der Hamburger Juden „in den Osten“, nach Ausgrenzung und Erniedrigung in die physische Vernichtung. Am 25.10., 8.11., 18.11. und 6.12. wurden von hier aus, über das Logenhaus auf der anderen Straßenseite, 3.171 Menschen nach Lodz, Minsk und Riga deportiert, von denen 3.141 ermordet wurden.⁸³ Zu Letzteren gehörten auch der Oberrabbiner der Hamburger Gemeinde Dr. Joseph Carlebach, seine Frau und drei ihrer vier jüngsten Kinder.⁸⁴ Von den im Ausland überlebenden fünf älteren ist Dr. Miriam Gillis-Carlebach aus Israel seit 1995 Ehrensenatorin unserer Universität.⁸⁵

Von niemandem geplant, „allein“ durch die Kontingenz historischer Abläufe ist damit auf „von Melles Wiese“ ein Ensemble von einer Dichte entstanden, wie sie kaum überzeugender hätte konstruiert werden können: Unser Hauptgebäude – und damit symbolisch Universität und Wissenschaft – liegt im Spannungsfeld zwischen städtischer und europäischer Aufklärung, dargestellt durch Johann Georg Büsch, einerseits und der abgrundtiefen Barbarei und Inhumanität einer rassistischen Ideologie und Herrschaftspraxis andererseits. In diesem Spannungsfeld hat sie sich immer wieder neu zu verorten – grundsätzlich wie auch ganz konkret in der Annahme einer Nachbarschaft, die das heutige Universitätsviertel zwischen Hauptgebäude, Von-Melle-Park, Martin-Luther-King-Platz bis zur Bundesstraße in einer „diachronen Symbiose“ für jeden sichtbar mit dem

einstigen Zentrum jüdischen Lebens in Hamburg verbindet.⁸⁶ Spät, dann aber umfassend hat sich die Universität als Institution und durch ein vielfältiges Engagement ihrer Mitglieder dieser Verpflichtung gestellt.⁸⁷ Auch dafür steht ihr Hauptgebäude – mit der Benennung seiner renovierten Hörsäle nach vertriebenen und verfolgten Hochschullehrern,⁸⁸ mit seiner seit 2006 hier locierten Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte⁸⁹ und, seit einem Jahr, mit der durch Spenden ihrer Mitglieder finanzierten Verlegung von zehn Stolpersteinen auf dem Fußweg vor seinem repräsentativen Haupteingang.⁹⁰

Sie erinnern an die grundlegende humanitäre Verpflichtung der Wissenschaft, damit sie das verantwortlich einlösen kann, was ein Hamburger Kaufmann vor hundert Jahren ihr vorgegeben hat: den unauflösbaren Dreiklang von FORSCHUNG, LEHRE, BILDUNG.⁹¹

Anmerkungen

¹ Einen detaillierten Bericht über die Einweihung des Vorlesungsgebäudes gibt Werner von Melle: *Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891–1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen*. Zweiter Band. Hamburg 1924, S. 42–52. Die vollständigen Texte aller Ansprachen in: *Das Vorlesungsgebäude in Hamburg*, gestiftet von Herrn Edmund J. A. Siemers, dem Hamburgischen Staate übergeben am 13. Mai 1911. Hamburg 1911, S. 73–100, Zitat S. 79.

² Ebd.

³ Ausführlich zur Entstehung und Entwicklung des Hauptgebäudes vor allem Eckart Krause: *Auf von Melles Wiese: Universität zwischen Aufklärung und Barbarei. Annäherungen an ein Gebäude und seinen „Standort“*. In: *Universität im Herzen der Stadt. Eine Festschrift für Dr. Hannelore und Prof. Dr. Helmut Greve*. Hg. von Jürgen Lüthje. Hamburg 2002, S. 34–69; gekürzt und marginal ergänzt als Eckart Krause: *Gebäude – Institution – Ikone*. In: *Das Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004. Festschrift aus Anlass der Neugestaltung des Hauptgebäudes der Universität Hamburg*. Hg. von Jürgen Lüthje und Hans-Edmund Siemers. o.O. o.J. [Hamburg 2004], S. 32–47. Vornehmlich zur Baugeschichte und kunsthistorischen Analyse Katharina Baark: *Das Vorlesungsgebäude in Hamburg – Baugeschichte, Architektorentwürfe, Ausstattung*. Kunstgeschichtliche Magisterarbeit, Universität Hamburg 1983; und Hermann Hipp: *Saxa loquuntur – Angebote zum Nachdenken über ESA 1. Festvortrag zur Erneuerung des Universitätshauptgebäudes*, gehalten am 10. Dezember 2004. Typoskript, 25 Seiten [Kopie in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte (künftig: HBfUG)]. Die Schenkung behandelt im ersten Band seiner *Erinnerungen Werner von Melle: Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891–1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen*. Hg. auf Anregung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung. Erster Band. Hamburg 1923, S. 420–428 und 439–444.

⁴ Hinweise auf die wichtigste Literatur zur Geschichte der Hamburger Universität bietet Rainer Nicolaysen: *„Frei soll die Lehre sein und frei das Lernen“*. Zur Geschichte der Universität Hamburg. Hamburg 2008 (als „Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert“ aktualisiert elektronisch zugänglich über die Homepage der Universität Hamburg: <http://www.uni-hamburg.de/wandlungsprozesse/index.html>). Zur „Vor- und Frühgeschichte“ der Hamburger Universität ausdrücklich verwiesen sei, neben dem unverzichtbaren, wenn gleich kritisch zu lesenden Werner von Melle, auf die pointierte Arbeit des Juristen und Kunstförderers Gustav Schiefeler: *Eine Hamburgische Kulturgeschichte 1890–1920. Beobachtungen eines Zeitgenossen*. Bearbeitet von Gerhard Ahrens, Hans Wilhelm Eckardt und Renate Hauschild-Thiessen (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 27). Hamburg 1985. Grundlegend bleiben Jürgen Bolland: *Die Gründung der Hamburgischen Universität*. In: *Universität Hamburg 1919–1969 [Festschrift zum 50. Gründungstag der Universität Hamburg]*. o.O. o.J. [Hamburg 1970], S. 17–105, und Gerhard Ahrens: *Werner von Melle und die Hamburgische Universität*. In: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 66 (1980), S. 63–83. Zahlreiche Fehler enthält die juristische Dissertation von Dörte Fouquet: *Die Gründung der Hamburgischen Universität (Potsdamer Studien, Bd. 11)*. Potsdam 1999.

⁵ Zur Stiftung siehe Gerhard Ahrens: *Hanseatische Kaufmannschaft und Wissenschaftsförderung. Vorgeschichte, Gründung und Anfänge der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung von 1907*. In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 66 (1979), S. 216–230, sowie Friedrich Lübbren: *45 Jahre Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung 1907–1952*. Verviel-

fältigtes Typoskript, Hamburg 1952. Detailreich und farbig die entsprechenden Kapitel bei von Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 361–392 und 405–420, und Schiefler (wie Anm. 4), S. 358–364. Zu ihrem hundertsten Jubiläum 2007 begründete die Stiftung die Buchreihe „Mäzene für Wissenschaft“. Die Bände sind über Hamburg University Press auch elektronisch verfügbar. Dem Gründerkreis, der durch die beiden Namenstafeln im Foyer des Hauptgebäudes zur Überlieferung unserer Universität gehört, widmet sich Johannes Gerhardt: Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung (Mäzene für Wissenschaft, Bd. [1]). Hamburg 2007. Von den Folgebänden, jeweils Einzelpersonen gewidmet, behandelt denjenigen, dem allein fast die Hälfte des ursprünglichen Stiftungskapitals zu verdanken war, die Arbeit von Henning Albrecht: Alfred Beit (Mäzene für Wissenschaft, Bd. [9]). Hamburg 2011; ein Band über Edmund Siemers von Johannes Gerhardt erscheint 2012.

⁶ Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 422; weniger anekdotisch bei Max Förster: Die Entstehungsgeschichte des Vorlesungsgebäudes. In: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 1), S. 5–50, hier S. 22.

⁷ Zum Akademischen Gymnasium C[arl] H[ieronimus] Wilhelm Sillem: Die Matrikel des Akademischen Gymnasiums in Hamburg 1613–1883. Hamburg 1891. Im Vorfeld des 400. Gründungsjubiläums wird im WS 2011/12 eine Ringvorlesung über das Gymnasium stattfinden, deren Beiträge im Jubiläumsjahr 2013 in den Hamburger Beiträgen zur Wissenschaftsgeschichte veröffentlicht werden sollen.

⁸ Jürgen Zabeck/Frank Hatje: Johann Georg Büsch (1728–1800) – wirtschaftliches Denken und soziales Handeln (Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe – Patriotische Gesellschaft von 1765, Bd. 4). Hamburg 1992; Frank Hatje: Patriotismus und Ökonomie. Zum 200. Todestag von Johann Georg Büsch (1728–1800). In: Hamburger Wirtschafts-Chronik N.F. 1 (2000), S. 11–51.

⁹ Zum Allgemeinen Vorlesungswesen neben von Melle H[einrich] Klussmann: Die Entwicklung des Hamburgischen Vorlesungswesens. Dargestellt im Auftrage der Vorlesungs-Kommission der Oberschulbehörde. Hamburg 1901; [Max] Förster: Zehn Jahre Hamburgischen Vorlesungswesens. Ein Bericht über die wissenschaftlichen Vorlesungen in Hamburg von Ostern 1895 bis 1905 unter Berücksichtigung der früheren Zeit. Hamburg 1906. Detailliert die jährlichen Berichte im Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten 1 (1883) bis 40 (1923).

¹⁰ Auflistung aller 41 im Winterhalbjahr 1910/11 genutzten Räume in Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 17–19.

¹¹ Ebd., S. 12–14; Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 208–218.

¹² Siemers' Aufzeichnung für von Melle zur Mitteilung an den Senat in diesem Absatz nach Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 22f., und Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 424.

¹³ Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 23; Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 424.

¹⁴ An diesem Standort war 1881 eine aus Teilen einer Ausstellungshalle der Pariser Weltausstellung von 1878 konstruierte Halle errichtet worden, die im Mai 1885 durch einen Brand so weit beschädigt wurde, dass sie vier Jahre später abgerissen werden musste. Hierzu Michael Holtmann: Die Universität Hamburg in ihrer Stadt. Bauten, Orte und Visionen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Unter Mitarbeit von Eckart Krause. Hamburg 2009, S. 44–49.

¹⁵ Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 424f.

¹⁶ Ebd., S. 425f.

¹⁷ Ebd., S. 426; Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 25f.

¹⁸ Schiefler (wie Anm. 4), S. 363.

¹⁹ Siehe (durchgängig in einer „Glätte“, wie sie auch bei Firmenfestschriften seit Langem nicht mehr akzeptabel ist) Günther Grundmann: 150 Jahre G. J. H. Siemers & Co., 1811–1961. Hamburg 1961, S. 34f.

²⁰ Neben Lübbren (wie Anm. 5), S. 1f., auch Gerhardt: Begründer (wie Anm. 5), S. 64 und 76.

²¹ Schiefler (wie Anm. 4), S. 45.

²² Ausführlicher hierzu erstmals Geerd Dahms: Das Hamburger Gängeviertel. Unterwelt im Herzen der Großstadt. Berlin 2010, insbesondere die Kapitel „Die Spekulanten schlagen zu“ und „Die Hasen im Kohlfeld‘ – Von Honoratioren und ‚ehrlosen Gesellen‘“, S. 201–239; zu Siemers besonders S. 233–235.

²³ Zum „Wahlrechtsraub“ einfühend Hans Wilhelm Eckardt: Von der privilegierten Herrschaft zur parlamentarischen Demokratie. Die Auseinandersetzungen um das allgemeine und gleiche Wahlrecht in Hamburg. Hamburg 2002, S. 40–52. Ihre gegenteilige Ansicht in dieser Frage führte auch zum Bruch zwischen von Melle, wie Siemers ein Befürworter dieser antidemokratischen Provokation, und Schiefler; siehe Schiefler: Hamburgische Kulturgeschichte (wie Anm. 4), S. 360.

²⁴ Dieser Absatz verdankt seine Existenz der Tatsache, dass sein Autor immer wieder mit einem Aussagemuster „Aber der Siemers hat doch, wie auch zuvor der Laeisz, ...“ konfrontiert wurde, ohne dass hierfür nachprüfbare Belege vorgelegt werden konnten. Wenn so etwas in dieser Häufigkeit geschieht, ist es Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der sich auch der Historiker stellen muss – selbst wenn er (noch) über keine Antworten verfügt.

²⁵ Grundlegend zum Wettbewerb das Kapitel 6 bei Baark: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 3), hier S. 85–110. Text des Preisausschreibens sowie, als dessen Anlage 1, des Bauprogramms bereits bei Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 27–35; vgl. auch Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 440f.

²⁶ Aus dem Raumprogramm bei Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 34f.

²⁷ Neben den Konkurrenz-Bedingungen und Teilen des Urteils des Preisgerichts wurden die vier preisgekrönten und sechs weitere Entwürfe vorgestellt in: Architektur-Konkurrenzen 4 (1909), H. 6/7, S. 1–52. Siehe auch den Vergleich des siegreichen Entwurfs mit den ebenfalls preisgekrönten von Erich Elingius, Gustav C.E. Blohm und Martin Haller bei Baark: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 3), S. 92–110. Zu Hermann Distel jetzt Peter R. Pawlik: Von Bergedorf nach Germania. Hermann Distel 1875–1945. Ein Architektenleben in bewegter Zeit. Herzogenrath 2009.

²⁸ Text bei Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 36, und Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 442.

²⁹ Zur Entstehung des Kolonialinstituts neben von Melle vor allem die Kieler Dissertation von Jens Ruppenthal: Kolonialismus als „Wissenschaft und Technik“. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919 (Historische Mitteilungen, Beihefte, Bd. 66). Stuttgart 2007.

³⁰ Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 38f.

³¹ Hermann Distel: Baugeschichte. In: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 1), S. 52–71, hier S. 54.

³² Ebd. Im südöstlichen Lichthof des Hauptgebäudes ist der Einstieg in einen Revisionsschacht für diesen Kanal zu sehen.

³³ Liste der Stifter, Reden bei der Übergabe sowie Abbildungen der Büste wie auch ihrer Aufstellung in der Festschrift von 1911 (wie Anm. 1), S. 73–75, 47 und 65.

³⁴ Baark: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 3).

³⁵ Hipp: Saxa loquuntur (wie Anm. 3).

³⁶ Zeitgenössische Farbfotos von dem 1944er-Angriff in Christian Hanke/Joachim Paschen: Hamburg im Bombenkrieg 1940–1945. Das Schicksal einer Stadt. Hg. von der Staatlichen Landesbildstelle Hamburg. Hamburg 1993, S. 131 und 133. Das Hauptgebäude nach dem Angriff vom April 1945 zeigt das eindrucksvolle Foto von Hugo Schmidt-Luchs, reproduziert u. a. in Nicolaysen: „Frei soll die Lehre sein“ (wie Anm. 4), S. 36, und Krause: Auf von Melles Wiese (wie Anm. 3), S. 54; dort auch mehrere Hinweise zum Gebäude im Krieg.

³⁷ Vgl. Anm. 1. Siehe auch Jan Pust: Die Festschrift von 1911. In: Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004 (wie Anm. 3), S. 24–31. 1993 konnten Dankschreiben an Siemens von Albert Ballin, Max Warburg, Senator Michahelles, Prof. Otto Lauffer, Prof. Wilhelm Weygandt, Giulio Panconcelli-Calzia und aus dem Reichs-Marine-Amt in Berlin für die HBfUG erworben werden.

³⁸ Hierzu, auch zur besonderen Motivation des Bismarck-Forschers Marcks, sich von Heidelberg an eine noch nicht existierende – dafür aber in der Nähe des Archivs in Friedrichsruh gelegene – Einrichtung berufen zu lassen, siehe Gerhard Ahrens: Die Hamburgische Stiftungsprofessur für Geschichte (1907–1922). In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 74/75 (1989), S. 41–60.

³⁹ Vorlesungsgebäude (wie Anm. 1), S. 82–93, hier S. 93.

⁴⁰ Ebd., S. [68]–[71].

⁴¹ Förster: Entstehungsgeschichte (wie Anm. 6), S. 48.

⁴² Pauschal sei auf von Melle verwiesen; die Auflistung der Lehrstühle in der Festschrift zum 50. Jubiläum der Universität von [1970] (wie Anm. 4) enthält gerade in diesem Bereich mehrere Fehler. Ihres 75. Jubiläums gedachten die Afrikanisten mit Hilke Meyer-Bahlburg/Ekkehard Wolff (unter Mitarbeit von Ludwig Gerhardt und Siegbert Uhlig): Afrikanische Sprachen in Forschung und Lehre. 75 Jahre Afrikanistik in Hamburg (1909–1984) (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 1). Berlin/Hamburg 1986. Den 2007 beginnenden Zentenarien haben sich bisher die Historiker, die Asien- und Afrikawissenschaften sowie die Germanisten gestellt; siehe Rainer Nicolaysen/Axel Schildt (Hg.): 100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 18). Berlin/Hamburg 2011; Ludwig Paul (Hg.): Vom Kolonialinstitut zum Asien-Afrika-Institut. 100 Jahre Asien- und Afrikawissenschaften in Hamburg (Deutsche Ostasienstudien, Bd. 2). Gossenberg 2008; Myriam Richter/Mirko Nottscheid in Verbindung mit Hans-Harald Müller und Ingrid Schröder (Hg.): 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 19). Berlin/Hamburg 2011.

⁴³ Zur Zentralstelle, aus der 1919 das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv (HWWA) hervorging, siehe, neben Ruppenthal (wie Anm. 29), die Jahresberichte des Kolonialinstituts im Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten (wie Anm. 9) sowie Dominique Hübler: Die Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts. Hausarbeit zur Diplomprüfung an der Fachhochschule Hamburg, Fachbereich Bibliothekswesen. Hamburg 1991.

⁴⁴ Nachzuvollziehen anhand der Vorlesungsverzeichnisse, u. a. in der HBfUG.

⁴⁵ So der offizielle Titel; faktisch, auf Wunsch der Bürgerschaft und durch die Erstbesetzung mit Ernst Meumann, die Keimzelle des Psychologischen Instituts, welches deshalb auch im

Herbst dieses Jahres seine Zentenarfeier begeht, während die Philosophie noch bis 2019 warten wird (100 Jahre nach der Berufung Ernst Cassirers).

⁴⁶ Zu Fischer-Trachau (1878–1958) siehe den Eintrag bei Meike Bruhns: *Kunst in der Krise*. Bd. 2: *Künstlerlexikon Hamburg 1933–1945*. Hamburg 2001, S. 128–131.

⁴⁷ Baark: *Vorlesungsgebäude* (wie Anm. 3), S. 75f.

⁴⁸ *Architektonische Rundschau*. Skizzenblätter aus allen Gebieten der Baukunst 26 (1910), 2. Beilage zu Heft 4, Tafel 32.

⁴⁹ Ein Exemplar in der HBfUG.

⁵⁰ Baark: *Vorlesungsgebäude* (wie Anm. 3), S. 76.

⁵¹ Zitate aus Claas Gefroi: *Sisyphus in Hörsaal B*. Trotz schmaler Budgets, interner Widerstände und argwöhnischer Blicke der Anwohner: Nach Jahrzehnten des Stillstands werden die Räumlichkeiten der Universität erweitert und modernisiert – zumindest ein wenig. In: *Architektur in Hamburg*. Jahrbuch 2004. Hg. von Dirk Meyhöfer und Ullrich Schwarz im Auftrag der Hamburgischen Architektenkammer. Hamburg 2004, S. 18–31, zum Hauptgebäude S. 27f. Zu Recht würdigt dieser Beitrag, ohne Namensnennung, das herausragende Verdienst des damaligen Leiters der Bauabteilung der Universität Michael Holtmann.

⁵² Siehe: BDA Hamburg Architektur Preis. Die Baujahre 2002–2005. Hg. von Hildegard Kösters und Volker Roscher im Auftrag des Bundes Deutscher Architekten und Architektinnen BDA der Freien und Hansestadt Hamburg e.V. [Dokumentation und Katalog]. Hamburg/München 2005, S. 30–35.

⁵³ Diese Auszeichnung dokumentiert die Plakette, die in den Boden des Vorraums vor dem Foyer eingelassen ist.

⁵⁴ Nach dem Exemplar der Preisurkunde in der HBfUG.

⁵⁵ So Förster: *Entstehungsgeschichte* (wie Anm. 6), S. 50.

⁵⁶ Eine Abbildung der kläglichen Reste bei Krause: *Auf von Melles Wiese* (wie Anm. 3), S. 53, eindrucksvoller bei dems.: *Gebäude – Institution – Ikone* (wie Anm. 3), S. 39.

⁵⁷ Baark: *Vorlesungsgebäude* (wie Anm. 3), S. 71.

⁵⁸ Ebd., S. 74.

⁵⁹ *Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004* (wie Anm. 3).

⁶⁰ Das Folgende nach Jan Pust: *Farbenspiel im Treppenhaus*. Wie das Hauptgebäude zu seinen neuen Fenstern kam. In: *Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004* (wie Anm. 3), S. 60–63, hier S. 61.

⁶¹ Krause: *Auf von Melles Wiese* (wie Anm. 3), S. 61–64.

⁶² Abgebildet in Nicolaysen: „*Frei soll die Lehre sein*“ (wie Anm. 4), S. 19; Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: *ENGE ZEIT*. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst Ausstellungskatalog. Hamburg 1991], S. 15; Krause: *Auf von Melles Wiese* (wie Anm. 3), S. 62; ders.: *Gebäude – Institution – Ikone* (wie Anm. 3), S. 34.

⁶³ Ein Exemplar in der HBfUG, dort auch der Ausschnitt aus den „*Hamburger Nachrichten*“ vom 26.8.1920. Abbildungen in Krause: *Auf von Melles Wiese* (wie Anm. 3), S. 61, und, für die Rückseite, in ders.: *Gebäude – Institution – Ikone* (wie Anm. 3), S. 34.

⁶⁴ So nicht ohne Schadenfreude, aber treffend Schiefler (wie Anm. 4), S. 403.

⁶⁵ Welche Bedeutung von Melle diesem sartorialen Symbol beimaß, illustriert auch die Tatsache, dass er sich zum einen im Frontispiz zum ersten Band seiner Erinnerungen in einem

Ganzporträt in der alten Senatorentracht präsentiert, zum anderen in der Porträtbüste von Friedrich Wield aus dem Jahre 1926, deren Nachguss aus den späten 1970er Jahren im Foyer des Hauptgebäudes steht, ebenso darstellen ließ; Abbildung der nachgegossenen Büste etwa in Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004 (wie Anm. 3), S. 67. Siehe auch: Kunst an der Universität Hamburg. Ein Inventar. Hg. vom Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg. Hamburg 1991, S. viii–xi und 8f.

⁶⁶ Zu diesem Absatz, bezogen auf das Hauptgebäude, Krause: Auf von Melles Wiese (wie Anm. 3). Generell Michael Holtmann: Universität im Stadtteil – oder: Wie viel Universität verträgt die Stadt, wie viel Stadt verträgt die Universität? In: Universität im Herzen der Stadt (wie Anm. 3), S. 110–124; ders.: Die Universität Hamburg in ihrer Stadt (wie Anm. 14).

⁶⁷ Dieser Absatz nach Staatsarchiv Hamburg, 364–5 I Universität I, F 1.6 [Akte Wiedererrichtung der Universitätsgebäude und der Nebengebäude].

⁶⁸ Kuno Straatmann: Heute kann man darüber sprechen. In: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt 4 (1949), S. 100–103.

⁶⁹ Siehe Rainer Hering: Studierende und Lehrende erleben Geschichte. Der Historische Club zu Hamburg 1949–1969. In: Der Forschung? Der Lehre? Der Bildung? Wissen ist Macht! 75 Jahre Hamburger Universität. Studentische Gegenfestschrift zum Universitätsjubiläum 1994. Hg. von Stefan Micheler und Jakob Michelsen im Auftrag des Allgemeinen Studierendenausschusses der Universität Hamburg. Hamburg 1994, S. 219–236, hier S. 221.

⁷⁰ Hierzu Michael Holtmann: Ausblick: vom Hauptgebäude zum „Kulturwissenschaftlichen Zentrum“ – eine Vision. In: Das Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004 (wie Anm. 3), S. 74–79.

⁷¹ Grundlegend Joachim Zeller: Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewußtsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur. Frankfurt am Main 2000; speziell ders.: „Deutschlands größter Afrikaner“. Zur Geschichte der Denkmäler für Hermann von Wißmann. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44 (1996), S. 1089–1111.

⁷² Zu Dominik siehe: Enthüllung des Dominik-Denkmal in Hamburg. In: Afrika-Rundschau 1 (1935/36), S. 55f.; die bei dieser Gelegenheit gehaltene Ansprache des nationalsozialistischen Bürgermeisters Carl Vincent Krogmann: Es ging um Deutschlands Zukunft 1932–1939. Erlebtes täglich diktiert von dem früheren Regierenden Bürgermeister von Hamburg. Leoni 1976, S. 199–201.

⁷³ Ironisierend gelassen noch unser Ehrensensator Siegfried Lenz: Universität Hamburg. In: Hochschulführer. Hg. von Petra Kipphoff, Thomas von Randow und Dieter E. Zimmer (Die Zeit-Bücher). Hamburg 1964, S. 79–84, hier S. 79f.; rechtfertigend dann der anonyme (von Peter Martin und Karl Heinz Roth stammende) Beitrag: Das permanente Kolonialinstitut. Die kolonialistische und „politische“ Kontinuität der Hamburger Universität. In: Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität. Hg. vom Allgemeinen Studentenausschuss (ASTA) der Universität Hamburg. Hamburg 1969, S. 9–39.

⁷⁴ Ein durch die Polizei vereitelter Versuch vom Sommer 1967 fand seinen literarischen Niederschlag in dem Roman von Uwe Timm: Heißer Sommer. Siehe auch die Erinnerungen des damals als „Rädelsführer“ verurteilten SDS-Funktionärs und Schriftstellers Peter Schütt: Von Basbeck am Moor über Moskau nach Mekka. Stationen einer Lebensreise. Asendorf 2009, S. 115–120.

⁷⁵ Ihre Existenz und rasche Fertigstellung verdankten sie weitgehend dem mitreißenden Engagement Hansjörg Sinns.

⁷⁶ Als Einführung in ihre Geschichte und Realisierung unverzichtbar ist die reich bebilderte Festschrift, mit welcher sich die Universität 2002 für das Geburtstagsgeschenk bedankt hat: Universität im Herzen der Stadt (wie Anm. 3); darin, nach kontroverser Diskussion, eine erste Würdigung durch Annette Schnieder: Folker Schneehage – die Flügelbauten und ihr Architekt (S. 154–159).

⁷⁷ Zum geforderten Nachweis der Erweiterungsmöglichkeit im Rahmen des Wettbewerbs: Vorlesungsgebäude (wie Anm. 1), S. 37; Universität im Herzen der Stadt (wie Anm. 3), S. 74; Vorlesungsgebäude in Hamburg 1911–2004 (wie Anm. 3), S. 28. Ein bisher nicht veröffentlichter Entwurf der Architekten für einen deutlich umfassenderen Ausbau nach Westen aus dem Jahr 1912 in der HbfUG. Nachgerade hypertroph dann 1926 ihr Versuch, dem stark gewachsenen Bedarf der Universität an diesem Ort gerecht zu werden; nachzuvollziehen bei Jürgen Lafrenz: Die Universität als Problem der Stadtplanung 1919 bis 1945. In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, S. 327–366, hier S. 331, 333–335. Zur umgekehrten Drohung aus dem Jahre 1967, im Kontext der Errichtung des CCH auch gleich das Hauptgebäude der Universität verschwinden zu lassen, siehe Krause: Auf von Melles Wiese (wie Anm. 3), S. 60.

⁷⁸ Als Reaktion auf einen Vorschlag, das Vorlesungsgebäude so weit zu verschieben, dass noch ein zweiter Bauplatz für ein weiteres Staatsgebäude gewonnen werden könne; vgl. Melle: Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 443.

⁷⁹ Vgl. Anm. 8.

⁸⁰ Generell zu diesem ersten Hamburger Personen-Denkmal siehe Volker Plagemann: „Vaterstadt, Vaterland, schütz Dich Gott mit starker Hand“. Denkmäler in Hamburg (Kulturbehörde/Denkmal-schutzamt: Themen-Reihe, Bd. 2). Hamburg 1986, S. 16–18 und 191. Siehe auch Joist Grolle: Ansprache bei der Wiederherstellung der Pappelanlage um das Büsch-Denkmal. Sonderdruck Hamburg 1990; auch in: Patriotische Gesellschaft 1765–1990. Ein Jubiläumsjahr. Hamburg 1991, S. 69–80.

⁸¹ Informierend und interpretierend hierzu Plagemann (wie Anm. 80), S. 175f. und 199f.; Ina Lorenz: Erinnerungszeichen und Mahnmale. Hamburger Juden im Gedächtnis der Stadt. In: Das Gedächtnis der Stadt. Hamburg im Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit. Hg. von Peter Reichel (Schriftenreihe der Hamburgischen Kulturstiftung, Bd. 6). Hamburg 1997, S. 167–186, hier S. 180–182; Gunter Otto: Wo bin ich? Wie man eine Plastik auslegen kann. In: Materialien zur Documenta IX. Stuttgart 1992, S. 27–31.

⁸² Aus eigener Teilnahme erinnert sich der Verfasser an den Akt der Namensgebung, vollzogen am 9. November 1989, unmittelbar nach der Benennung des „Joseph-Carlebach-Platzes“ am Ort der ehemaligen Bornplatz-Synagoge. Das Hamburger Abendblatt berichtete hierüber am Folgetag mit einem Bild der vier überlebenden Carlebach-Kinder vor dem Rückriem-Mahnmal, reproduziert bei Krause: Auf von Melles Wiese (wie Anm. 3), S. 59.

⁸³ Grundlegend jetzt Beate Meyer: Die Deportation der Hamburger Juden 1941–1945. In: Dies. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Geschichte, Zeugnis, Erinnerung. Hamburg 2006, S. 42–78, das Unterkapitel „Die Deportationen nach Lodz, Minsk und Riga“ S. 58–67. Trotz seiner engagierten Einseitigkeit immer noch wertvoll der von Wilhelm Mosel bearbeitete Band: Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Stätten im Stadtteil Rotherbaum (II). Hg. von der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft (DJG) Hamburg e.V. (Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Stätten in Hamburg, H. 3). Hamburg 1989, S. 149–177; die Opferzahlen nach ebd., S. 178.

⁸⁴ Einführend Andreas Brämer: Joseph Carlebach (Hamburger Köpfe). Hamburg 2007; Jüdischer Alltag als humaner Widerstand. Dokumente des Hamburger Oberrabbiners Dr. Joseph Carlebach aus den Jahren 1939–1941, ausgewählt und kommentiert von Miriam Gillis-Carlebach (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Bd. 37). Hamburg 1990; Miriam Gillis-Carlebach: Jedes Kind ist mein einziges. Lotte Carlebach-Preuss: Antlitz einer Mutter und Rabbiner-Frau. Hamburg 1992 u. ö.

⁸⁵ Siehe die Typoskripte der Reden von Barbara Vogel: Laudatio auf Miriam Gillis-Carlebach anlässlich der Verleihung der Würde einer Ehrengastin der Universität Hamburg am 29. März 1995 sowie Miriam Gillis Carlebach: Gedanken zur Verleihung der Ehrengastinwürde der Universität Hamburg am 29. März 1995, beide in der HbFUG; dort auch weiteres Material.

⁸⁶ Angesichts dieser augenfälligen Tatsache bleibt es auch im Nachhinein unverständlich, wie jemand einer Verlagerung *dieser* Universität von *diesem* Ort je das Wort reden konnte.

⁸⁷ Bis Ende der 1990er Jahre wird dieser Prozess nachgezeichnet von Eckart Krause: Auch der unbequemen Wahrheit verpflichtet. Der lange Weg der Universität Hamburg zu ihrer Geschichte im „Dritten Reich“. In: Gedächtnis der Stadt (wie Anm. 81), S. 187–217 (umfassend annotierte Langfassung in der HbfUG).

⁸⁸ Hierzu, mit weiteren Literaturhinweisen, die Einleitung von Rainer Nicolaysen in diesem Band.

⁸⁹ Siehe Eckart Krause: Überwundene Amnesie. Ein persönlicher Blick auf Vergangenheit und Zukunft institutionalisierter Universitätsgeschichte. In: UHH Hochschulmagazin Nr. 3 (Wintersemester 2010/11), S. 10–13.

⁹⁰ Siehe Rainer Nicolaysen: Alltägliches Erinnern. 10 Stolpersteine vor dem Hauptgebäude. In: UHH Hochschulmagazin Nr. 2 (Sommersemester 2010); S. 10–13. Als Zeichen der Kontinuität dieses Engagements von Peter Fischer-Appelt über Jürgen Lüthje bis in die Gegenwart auch die beeindruckende Rede des Universitätspräsidenten Dieter Lenzen bei dieser Gelegenheit, elektronisch zugänglich über die Homepage der Universität Hamburg (<http://www.verwaltung.uni-hamburg.de/pr/reden/2010-04-22.pdf>).

⁹¹ Dieses Motto ist seit dem 15. Oktober 2010 Teil des offiziellen „Logos“ der Universität Hamburg, vgl. UHH Newsletter Nr. 19, Oktober 2010; derart erweitert, ziert dieses zwei Flaggen, die seit dem 15. Februar 2011 an den beiden Masten vor dem Hauptgebäude wehen.

Eine Philosophie der Freiheit – Ernst Cassirer in Hamburg

Birgit Recki

Leben und Werdegang

Der Philosoph Ernst Cassirer (1874–1945) gehörte bei der Gründung der Hamburgischen Universität zur ersten Generation neuberufener Wissenschaftler, und er hat in dem erweiterten Jahrzehnt von 1919 bis zu seinem geistesgegenwärtigen Abschied im März 1933 den wichtigsten, wirkungsmächtigsten Teil seines Lebenswerkes in Hamburg erarbeitet.

Ernst Cassirer wurde am 28. Juli 1874 als eines von sieben Kindern des Kaufmanns Eduard Cassirer und seiner Frau Jenny, geb. (Siegfried) Cassirer in Breslau geboren. Nach dem Abitur im Frühjahr 1892 nahm Ernst Cassirer sein Studium der Jurisprudenz in Berlin auf, wo der größte Teil der großen und prominenten Familie Cassirer ansässig war.¹ Im September 1902 heiratete er seine Cousine Toni Bondy.² Das Ehepaar hatte drei Kinder: Heinz, Georg und Anne. Ernst Cassirer hatte zunächst Jura in Berlin, dann Philosophie und Germanistik in Leipzig, Heidelberg und Berlin studiert und war schließlich auf Anraten von Georg Simmel nach Marburg gegangen. Dort wurde er von den beiden Neukantianern Hermann Cohen und Paul Natorp zu einer guten Kennerschaft der neuzeitlichen Erkenntnistheorie und des Kantischen Werkes herangebildet. Nach der Promotion 1899 mit einer Arbeit über „Descartes' Kritik der mathematischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis“ kehrte er nach Berlin zurück. 1902 trat er mit einer gelehrten Monographie über „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen“ hervor, für die ihm von der Akademie der Wissenschaften wegen ihres kantianischen Zugriffs (bei Verzicht auf die Vergabe des ersten) nur der zweite Preis zuerkannt worden war. 1906 habilitierte er sich in Berlin mit dem ersten Teil seines großen Werkes über „Das Erkennt-

nisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit“, dem 1907 der zweite Teil folgte.

Nach dreizehn produktiven Berliner Jahren wurde der Privatdozent gleich nach ihrer offiziellen Gründung 1919 an die Hamburgische Universität berufen und leitete als ordentlicher Professor das Seminar für Philosophie zunächst in der Domstraße 8/9, bevor es als Philosophisches Seminar 1929 umzog in das Gebäude am Bornplatz 1/3 (Hamburg 13), den heutigen „Pferdestall“ am Allendeplatz 1. Die Familie Cassirer bezog im „Handkussviertel“ das Haus in der Blumenstraße 26.

Ernst Cassirer war nicht nur einer der größten Gelehrten, die Hamburg in seiner gesamten kurzen Universitätsgeschichte für sich zu gewinnen wusste, er war einer der letzten Universalgelehrten des 20. Jahrhunderts. Mit seinem Werk hat er die heute geläufige resignative Formel von den „zwei Kulturen“ ebenso programmatisch bestritten wie praktisch widerlegt: Aufgrund seiner gediegenen Kenntnisse in den Geisteswissenschaften wie in den Naturwissenschaften gab er mit seiner Theorie der Kultur auch ein Beispiel interdisziplinären Arbeitens. Dabei vollzog sich diese Interdisziplinarität keineswegs nur in der Personalunion. Schon für seine Hamburger Zeit ist sie durch eine Reihe fruchtbarer Kontakte zu den anderen Wissenschaften belegt: Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg (KBW) hatte Cassirer bereits 1921 für seine Fragestellungen zu nutzen gelernt;³ eine Reihe von wichtigen Abhandlungen im Kontext seiner eigenen Philosophie ist aus Vorträgen in der KBW hervorgegangen und zuerst in den „Studien“ und den „Vorträgen der Bibliothek Warburg“ veröffentlicht worden. Die produktive Freundschaft mit Aby Warburg begann 1924. Für seine Philosophie der Sprache erwies sich sein Austausch mit William und Clara Stern, für die grundlegende Dimension seiner Kulturphilosophie die gute Verbindung zum Institut für Umweltforschung und dessen Leiter Jakob von Uexküll als fruchtbar.⁴

Als Cassirer 1928 einen attraktiven Ruf an die Universität Frankfurt erhielt, schrieb Aby Warburg am 23. Juni 1928 den legendären Artikel im Hamburger Fremdenblatt „Warum Hamburg den Philosophen Cassirer nicht verlieren darf“. Cassirer blieb und nahm die noch im Verlauf seiner Bleibeverhandlungen ergangene Einladung an, am 11. August 1928 bei der Feier des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg zum Jahrestag der Weimarer Verfassung die Festrede zu halten: „Die Idee der republikanischen Verfassung“ – in der er in der Haltung des klassischen politischen Li-

beralismus den Verfassungsgedanken der Menschenrechte gegen völkische und antidemokratische Ressentiments verteidigt und Deutschland offensiv in die Idee von Europa einbezieht.⁵

Am 6. Juli 1929 wurde Cassirer zum Rektor der Universität gewählt. Bei dem üblichen Festakt zur Amtsübergabe in der Musikhalle am 7. November 1929 hielt er einen Vortrag über „Formen und Formwandlungen des philosophischen Wahrheitsbegriffs“; bei der universitären Verfassungsfeier am 22. Juli 1930, die Cassirer als Rektor unter großem diplomatischen Geschick ausrichtete, hielt er – im Hörsaal A des Hauptgebäudes „ESA 1“ – eine Rede über „Wandlungen der Staatsgesinnung und der Staatstheorie in der deutschen Geistesgeschichte“.⁶

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 gab es für Ernst und Toni Cassirer, die den Antisemitismus im universitären und städtischen Alltag der 1920er Jahre erfahren hatten, kein Zögern in der Frage, was zu tun sei.⁷ Sie verließen Hamburg am 12. März 1933 und waren so schon etwa einen Monat außer Landes, als am 7. April 1933 das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ in Kraft trat. Am 5. April ersuchte Cassirer den Rektor um die Aufhebung aller Verpflichtungen bis zu einer allgemeinen Regelung. In einem Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät heißt es dazu am 27. April:

„Ich denke von der Bedeutung und von der Würde des akademischen Lehramts zu hoch, als daß ich dieses weiter ausüben könnte zu einer Zeit, in der mir, als Juden, die Mitarbeit an der deutschen Kulturarbeit bestritten oder in der sie mir, durch gesetzliche Maßnahmen, in irgend einer Hinsicht geschmälert oder verkürzt wird. Die Arbeit, die ich bisher innerhalb der Fakultät leisten durfte, beruhte darauf daß ich als gleichberechtigtes Mitglied anerkannt war: und sie empfing lediglich durch diese Voraussetzung ihren Sinn und ihren Inhalt. Mit dem Wegfall dieser Voraussetzung entfällt für mich jede Möglichkeit, in sachlich fruchtbarer Weise an den Arbeiten der Fakultät teilzunehmen.“⁸

Bereits am 27. Juli 1933 wurde Cassirer mit Wirkung zum 1. November in den Ruhestand versetzt. Die Stationen seiner Emigration führten ihn über Österreich und England nach Schweden, wo ihm in Göteborg eine Professur angeboten wurde. 1939 wurde ihm die schwedische Staatsbürgerschaft

verliehen; auf die deutsche verzichtete er. Nach seiner Emeritierung nahm er Gastprofessuren in den USA wahr – zuletzt in New York, wo er 1945 einem Herzleiden erlag.



Abb. 1: Ernst Cassirer – Rektor der Hamburgischen Universität 1929/30

Seine Kollegen an der Universität haben den Ordinarius für Philosophie und ehemaligen Rektor Cassirer 1933 ohne Aufbegehren und Protest einfach ziehen lassen. Über lange Zeit hat es keine Geste des Bedauerns, der Bitte um Verzeihung oder der Bereitschaft zur Auseinandersetzung gegeben. 1974, zum 100. Geburtstag Cassirers, erinnerte der Präsident der Universität Hamburg Peter Fischer-Appelt in einer Rede an die Verdienste und das Schicksal des Philosophen.⁹ Im Jahre 1995, zum 50. Todestag, veranstaltete Dorothea Frede am Philosophischen Seminar eine Ringvorlesung,¹⁰ in deren Kontext die Idee zu einer Ausgabe der Gesammelten Werke zum Projekt wurde: Die Ernst-Cassirer-Arbeitsstelle, in der im Verlauf eines Jahrzehnts die zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften Cassirers in einer einheitlichen, den modernen Textstandards genügenden Ausgabe ediert worden sind,¹¹ wurde am 1. Mai 1997 gegründet. Am 11. Mai 1999 wurde auf Initiative des damaligen Universitätspräsidenten Jürgen Lühje zum 80. Jahrestag der Gründung der Hamburgischen Universität der Hörsaal A im Hauptgebäude in Ernst-Cassirer-Hörsaal benannt.¹²

Das philosophische Werk der Hamburger Jahre

In dem erweiterten Jahrzehnt seiner Hamburger Wirksamkeit als Forscher und als akademischer Lehrer hat Ernst Cassirer eine beispielhafte Produktivität entfaltet. Zurückgreifen konnte er dabei auf gewichtige „Vorarbeiten“: die beiden großen Monographien über „Das Erkenntnisproblem“ (1906/1907),¹³ das Werk, in dem Cassirer die Entwicklung der philosophischen Erkenntnistheorie seit Nikolaus von Kues in ständigem Rekurs auf die Erträge der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung aufarbeitet; die eigene Theorie des Begriffs in seiner wissenschaftstheoretischen Abhandlung „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“ (1910);¹⁴ die Studie über „Freiheit und Form“ (1916),¹⁵ in der er die Zuwendung zu den geisteswissenschaftlich relevanten Bereichen der Philosophie vollzieht; die neue Edition der Werke Kants, der er die Gesamtdarstellung „Kants Leben und Lehre“ (1918)¹⁶ mit auf den Weg gegeben hatte – bis heute ein Standardwerk.

Zu Beginn seiner Hamburger Zeit rundete Cassirer zunächst seine wissenschaftstheoretischen Studien durch die Darstellung „Zur Einsteinschen Relativitätstheorie“ ab (1921).¹⁷ Am Ende des Jahrzehnts wandte er sich in

großen philosophiehistorischen Arbeiten der Ideengeschichte zu: „Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance“ (1929) und „Die Platonische Renaissance in England“¹⁸ sowie die „Philosophie der Aufklärung“ (1932).¹⁹ In der Zwischenzeit sollte sein philosophisches Hauptwerk in drei Monographien – „Die Sprache“ (1923), „Das mythische Denken“ (1925), „Die Phänomenologie der Erkenntnis“ (1929)²⁰ – und in einer ganzen Reihe systematisch zugehöriger, teils größerer Abhandlungen entstehen: Die „Philosophie der symbolischen Formen“.

Was ist Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen? Die erste, methodisch am nächsten liegende Antwort, die auch der vom Autor selber in den Veröffentlichungen der 1920er Jahre verwendeten Terminologie nahe bleibt, muss lauten: Sie ist eine auf den Charakter der Erzeugung von Bedeutung fokussierende Konstitutionstheorie menschlicher Wirklichkeit, eine bedeutungstheoretische Lehre von der auf allen denkbaren Ebenen geleisteten Gestaltung der Wirklichkeit durch den Menschen. Die zweite, sachlich ebenso nahe liegende Antwort ist auf die Einordnung in geläufige philosophische Disziplinen ausgerichtet. Sie ist vom Autor selber in seiner konzisen Gesamtrevision der „Philosophie der symbolischen Formen“ 1944, dem „Essay on Man“, ausdrücklich und stark exponiert worden und lautet: Die Philosophie der symbolischen Formen ist eine philosophische Anthropologie. Der Mensch ist das *animal symbolicum*, das symbolerzeugende und symbolverstehende Wesen.²¹ Was für die großen Anthropologien des 20. Jahrhunderts ohne Ausnahme zutrifft – dass Anthropologie und Kulturphilosophie zwei verschiedene Sachtitel für ein und dasselbe philosophische Unternehmen sind, lässt sich an Cassirers Theorie exemplarisch studieren; hier gilt: Das System aller möglichen Weisen der Sinnerzeugung durch Symbolisierung ist das, was wir die Kultur nennen. Sachlich gerechtfertigt und für das systematische Verständnis des Werkes unabdingbar ist aber zudem eine dritte Antwort, die bisher in der Cassirerinterpretation noch nicht in der wünschenswerten Prägnanz und Entschiedenheit gegeben worden ist: Diese Theorie des Menschen als eines kulturellen Wesens ist eine Philosophie der Freiheit.

Die folgende Darstellung gibt in einem ersten Teil eine Skizze des Unternehmens einer Philosophie der symbolischen Formen, deren Grundgedanke in einem zweiten Teil auf ihre freiheitsphilosophische Dimension zugespißt wird. Der dritte Teil soll einen großen Vorzug dieser Theorie der Freiheit darin erkennbar werden lassen, dass sie anders als viele andere

Freiheitstheorien den pragmatischen, instrumentellen Aspekt der Realisierung von Freiheit ausdrücklich zu erfassen versucht: in einer Würdigung der Technik als einer genuinen Form der Befreiung.²² Umrissen und konkretisiert wird auf diese Weise das systematische Werk, das der Philosoph in seiner Hamburger Zeit entfaltet hat.

Anthropologie als Kulturphilosophie

Cassirer hat einen aufs Grundsätzliche und aufs Ganze gehenden, weiten Begriff von Kultur, der einer vielfach verbreiteten Konzentration des Kulturverständnisses auf die Spitzenprodukte der Hochkultur entgegensteht. Dieser Kulturbegriff hat seine methodische Grundlage in der Weite des Symbolbegriffs. Im Unterschied zu einem spezifischen Begriff des Symbolischen, wie wir ihn etwa in der Kunstgeschichte oder in der Literaturwissenschaft antreffen, legt Cassirer in dem programmatischen Aufsatz von 1923 „Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften“ „ein [a]llgemeineres“ Verständnis zugrunde, nämlich als „Ausdruck eines ‚Geistigen‘ durch sinnliche ‚Zeichen‘ und ‚Bilder‘, in seiner weitesten Bedeutung“.²³ Cassirer begreift Symbolisierung generell als Vermittlung von Sinnlichem und Geistigem,²⁴ eine Vermittlung, die sich in den unterschiedlichsten Materialien oder Medien abspielt – in artikuliertem Laut, in Bildern, in materiellen Dingen, in Ritualen, Zeremonien und Techniken, überhaupt in Handlungen aller Art, in Institutionen, in Formeln. Ein Symbol liegt demnach in jeder Art der *Versinnlichung von Sinn*. Cassirer führt als Kronzeugen für diesen Symbolbegriff verschiedene Vorgänger an;²⁵ offenkundig ist, dass auch Hegel zu ihnen gehört, der in seinen „Vorlesungen über die Ästhetik“ das Symbol generell als den gestalteten *Ausdruck* einer *Bedeutung* bestimmt.²⁶ Im Kontext der Charakterisierung des Kunstschönen findet sich bei Hegel die folgende berühmte Formulierung:

„Sinn‘ nämlich ist dies wunderbare Wort, welches selber in zwei entgegengesetzten Bedeutungen gebraucht wird. Einmal bezeichnet es die Organe der unmittelbaren Auffassung, das andere Mal aber heißen wir Sinn: die Bedeutung, den Gedanken, das Allgemeine der Sache. Und so bezieht sich der Sinn einerseits auf das unmittelbar

Äußerliche der Existenz, andererseits auf das innere Wesen derselben. Eine sinnvolle Betrachtung nun scheidet die beiden Seiten nicht etwa, sondern in der einen Richtung enthält sie auch die entgegengesetzte und faßt im sinnlichen unmittelbaren Anschauen zugleich das Wesen und den Begriff auf.²⁷

An diese Anweisung, die beiden Seiten von äußerlich Sinnlichem und intellektuell Sinnhaftem nicht etwa zu scheiden, sondern die für ein der Bedeutung fähiges Wesen unhintergehbare *Konkretion*, das *Zusammenwachsen von Sinnlichkeit und Sinn* zur Geltung zu bringen, hält sich Cassirer mit seiner Theorie der kulturellen Symbolismen, die er immer als Einheit von „geistigem Bedeutungsgehalt“ und „sinnlichem Zeichen“ begreift. Eine Pointe dieser Theorie liegt darin, dass Symbolisierung nach diesem Verständnis nichts Seltenes und Spezielles ist, das in abgehobenen Bereichen hier und dort einmal stattfände. Sie ist vielmehr die durchgängige Vermittlung unserer Welt. Die symbolische Selbsttätigkeit des Menschen hält sich nach Cassirers Verständnis durch von der elementaren Wahrnehmung bis zu den höchstentwickelten Werken. Was auch immer wir mit Sinn und Verstand tun, wir bewegen uns in Symbolen. Schon alles sinnlich Wahrgenommene ist nach dieser Einsicht „als ‚sinnliches‘ Erlebnis immer schon Träger eines Sinnes“,²⁸ das Wahrgenommene wird augenblicklich *als* sinnvoll wahrgenommen. Es ist dieses Urphänomen der Bedeutsamkeit, das Cassirer in den Begriff der symbolischen Prägnanz gefasst hat: „Unter ‚symbolischer Prägnanz‘ soll also die Art verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis, als ‚sinnliches‘ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ‚Sinn‘ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt.“²⁹ Cassirers Symbolbegriff und damit sein ganzer Ansatz hat somit den Anspruch, klarzumachen, dass für uns als Wesen, die wir unsere Wirklichkeit gestalten, im Prinzip alles zum Träger von Bedeutung werden kann, ja eigentlich: werden muss.

Mit diesem grundsätzlichen und ganz allgemeinen Programm ist von vornherein dem Verständnis der ganzen Komplexität und Differenzierung, in der uns die Kultur gegeben und aufgegeben ist, eine systematische Chance eröffnet: Denn von Anfang an haben wir es hier mit einem Konzept der historischen und aktuellen *Vielfalt* kultureller Formen zu tun. Kultur ist demnach als Monokultur nicht denkbar, sondern sie ist immer schon durch interne Pluralität charakterisiert, sie prägt sich aus in einer Vielfalt von Ge-

staltungsweisen – aber sie ist darin auch kein beliebig aufgehäuftes Aggregat, sondern ein *System* von Gestaltungsweisen.

Es sind die regelmäßig vorkommenden, typischen Weisen der Symbolisierung, die sich zu einem eigenständigen Sachgebiet gleichsam institutionalisieren, die Cassirer „symbolische Formen“ nennt. Und er definiert: „Unter einer ‚symbolischen Form‘ soll jede Energie des Geistes verstanden werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.“³⁰ Der tragende Begriff von Cassirers gesamter Kulturphilosophie bezeichnet, wie sogleich deutlich wird, nicht den einzelnen geformten Bedeutungsträger. Symbolische Formen sind die *geistigen Energien*, durch die es zur *Symbolisierung* kommt, Cassirer spricht auch von geistigen „Energien des Bildens“,³¹ von formgebenden geistigen Energien, die sich in den kulturellen Leistungen manifestieren – und er meint damit regelmäßige, typische Weisen des Verstehens und Erzeugens von Bedeutung.

Welches sind diese symbolischen Formen? Cassirer nennt programmatisch zumeist Mythos und Religion, die Sprache, die Kunst und die Wissenschaft, er versteht aber auch Geschichte, Recht und Moral und Wirtschaft als symbolische Formen – und, wie im letzten Abschnitt des Beitrags ausgeführt werden soll, die Technik. Er nennt diese „Energien des Bildens“ auch geistige Formen³² oder „geistige [...] Grundfunktionen“,³³ und es überrascht angesichts seiner materialreichen historischen und systematischen Darstellung der Kulturentwicklung nicht, dass er grundsätzlich auf „eine philosophische Systematik des Geistes“ aus ist.³⁴ Diese und ähnliche Bestimmungen wie auch die gleichsam kanonische Auffächerung in die Vielfalt der symbolischen Formen – Mythos, Religion, Sprache, Kunst und Wissenschaft – lassen bei aller Nähe des theoretischen Programms zu Kant auch starke methodische Analogien zu Hegel erkennen. Auf Hegels Phänomenologie des Geistes bezieht sich Cassirer etwa ausdrücklich, wo er das ganze Gebiet der Kultur skizziert: „Die Sprache, der Mythos, die theoretische Erkenntnis: sie alle werden hier als *Grundgestalten* des ‚objektiven Geistes‘ genommen.“³⁵ Es ist angesichts des häufig geäußerten Verdachts gegen den Begriff des Geistes durchaus eine Bemerkung wert, dass sich Cassirer in seiner Theorie der Kultur ebenso wie schon Hegel den Geist ganz offenbar nicht vorstellt nach der Art von etwas Ätherischem, das über den Wassern schwebt. Geist artikuliert sich nach dieser Theorie immer nur in materialisierter Form, immer nur in den konkreten sinnlichen Formen

menschlicher Tätigkeit, eingearbeitet in die Produkte menschlicher Gestaltung. Geist ist die ins Material, ins Medium entäußerte Energie der Gestaltung; er ist nirgends anders zu haben als im gestalteten Material. Denn Geist können wir überhaupt nur erkennen, insofern er sich äußert, und er muss sich in einem Medium äußern.

Dafür steht in Cassirers Theorie der traditionelle Ausdruck „Werk“. Das Werk, das er synonym im Begriff des Symbols begreift,³⁶ steht als Leistung des *animal symbolicum*³⁷ im Zentrum seines philosophischen Interesses:³⁸ Es ist – von den unscheinbarsten bis zu den anspruchsvollsten Produkten menschlicher Tätigkeit als Träger von Bedeutung – das Element der humanen Welt. Eine kulturwissenschaftlich informierte Philosophie macht deshalb laut Cassirer die Werkanalyse zu ihrer „eigentliche[n] tragende[n] Grundsicht“.³⁹ Im Werk haben wir die Durchdringung von materiellem Stoff und geistiger Form, im Werk haben wir aber auch den exemplarischen Fall dessen, was Hegel mit der Konkretion von Sinnlichkeit und Sinn anspricht. Das menschliche Werk ist dabei immer auch ein Medium der Kommunikation. Diese letztere Einsicht gewinnt Cassirer in der Auseinandersetzung mit Simmels These von der „Tragödie der Kultur“ – kurz gefasst der These, dass in der arbeitsteiligen Kultur die selbstgeschaffenen Werke dem Menschen über den Kopf wüchsen. Durch die Analyse der im Werk realisierten dreistrahligem Relation von Ich, Du und Objekt kann er hier nicht nur die Prozessualität einer permanenten Produktion als konstitutiv begreifen; er kann auch das soziale Element der medialen Verständigung betonen, durch das in der Werkproduktion ein jeweiliges Resultat immer auch überschritten wird: Das Werk ist, so sagt Cassirer, als „menschliche Tat, die sich zum Sein verdichtet hat“,⁴⁰ „kein ‚Absolutes‘“, sondern „ein Durchgangspunkt“: und es ist „die Brücke, die von einem Ich-Pol zum andern hinüberführt“.⁴¹ – Damit ist das konstitutiv Prozessuale und Vorläufige allen produktiven Umgangs mit den Werken betont, die sich in der kulturkonstitutiven Notwendigkeit fortwährender Neuschaffung durch Aneignung als „Vermittler zwischen Ich und Du“ erweisen.⁴² Das heißt für die Auseinandersetzung mit Simmels wirkungsmächtiger These: Von einer Tragödie der Kultur im Sinne einer Verselbstständigung der menschlichen Produkte gegen ihre Urheber kann allein deshalb keine Rede sein, weil auch solche Verselbstständigung immer nur vorläufig, immer nur eine Durchgangsphase im Prozess einer durchgehenden kommunikativen Aneignung und Produktion ist.

Das in der sozialen Einbindung immer auch kommunikative Hervorbringen von Werken, das Cassirer nicht anders denn als *Tat* begreifen kann, ist darin aber zugleich als Effekt der *Freiheit* gefasst.

Eine Theorie der Freiheit

Damit ist das Stichwort gegeben für die angekündigte dritte Antwort auf die Frage nach dem philosophischen Sinn der Philosophie der symbolischen Formen: In dieser Anthropologie des kulturellen Wesens Mensch handelt es sich um eine Philosophie der Freiheit. In der philosophischen Geschichtsschreibung ist Ernst Cassirer als Theoretiker der Freiheit noch nicht „angekommen“. Er passt auch nicht in das konventionelle Schema, an das sich die zeitgenössischen Debatten weitgehend halten. Weder zur Willensfreiheit noch zur Handlungsfreiheit hat sich Ernst Cassirer in der Ausführlichkeit geäußert, die erwartet wird, wo immer man einem Denker eine eigene Theorie zuschreibt.⁴³ Auch zur politischen Freiheit, in der die institutionell organisierte und rechtlich garantierte Dimension der Handlungsfreiheit zu sehen ist, gibt es bei ihm keine extensive theoretische Beschäftigung.⁴⁴ Unter der Bedingung der Dominanz des konventionellen Schemas der Freiheitstheorien *könnte* ein verharmlosender Zungenschlag herausgehört werden, wenn wir Cassirers Theorie der menschlichen Kultur als das bezeichnen, was sie zweifellos ist und was ihrer Rezeption im Rahmen der zeitgenössischen Debatten bisher im Wege gestanden haben dürfte: eine Theorie der kulturellen Freiheit *oder* der Freiheit in der Kultur. Diese Charakterisierung *könnte* so verstanden werden, als gäbe es da einen ganz besonderen Bereich neben anderen Bereichen: die Kultur, und *hier* im markanten Unterschied zu einem jeden anderen Bereich könnte der Mensch gleichsam aufatmen und – wie in einem Treibhaus oder einem Natur-schutzpark – Freiheit entwickeln.

Es ist aber zu berücksichtigen, was in diesem Beitrag vergegenwärtigt werden soll: dass mit Cassirers Begriff der Kultur nicht bloß der *spezifische* Bereich der Artikulation verfeinerter geistiger, vorwiegend ästhetischer Ansprüche auf Kreativität, Kommunikation und Unterhaltung gemeint ist, wie sie sich in den hochkulturellen Medien und künstlerischen Spitzenprodukten vergegenständlichen – sondern vielmehr die elementare Bestim-

mung des Menschen: die *grundlegende*, in alle Tätigkeiten der Menschen ausdifferenzierte Funktion der produktiven Lebensgestaltung, alles das, was der Mensch als tätiges Wesen aus den vorgefundenen Verhältnissen und dabei zugleich aus sich selber macht. Mit Blick auf seine systematische Option, die so verstandene Kultur als Ort der Freiheit zu begreifen, ist zugleich ein elementares Verständnis von Freiheit vorgegeben. Cassirer begreift die Kultur, die nach seinem Begriff die Lebensform des Menschen ist, als Form der Freiheit; gemäß seiner Fundierung der Kultur in der symbolischen Aktivität des menschlichen Geistes heißt das: Er begreift jeden elementaren geistigen Akt, jeden Akt der Symbolisierung sowohl als Akt der Befreiung wie der Konstitution von Freiheitspotenzial. Cassirer betont mit Blick auf die produktive Gestaltung in Symbolisierungsprozessen aller Art an verschiedenen Stellen seines Werkes ein entscheidendes Moment: In der Verobjektivierung, zu der es bei der Produktion wie bei der Rezeption von Symbolen kommt, gewinnt der Mensch Distanz zu seinen Eindrücken und zu den Verhältnissen; und dieser Distanzgewinn im Umgang mit Werken ist ein Gewinn an Freiheit: In der Objektdistanzierung kommt es komplexer zu einem distanzierten Selbstverhältnis, und durch beides zusammen eröffnet sich ein Spielraum für das Handeln. Durch jeden Akt der Symbolisierung gewinnt der Mensch in der distanzierenden Verobjektivierung einen Spielraum der Verfügung, von dem er daraufhin ausgehen, zu neuen Taten aufbrechen kann. In der Realisierung der Bedeutung, die in jeder menschlichen Artikulation zum Ausdruck kommt, wirken auf diese Weise *poiesis* und *praxis* in fließendem Übergang zusammen: Durch sie machen wir uns unsere Welt, indem wir zugleich etwas aus uns selbst machen.

Besonders anschaulich hat Cassirer die Pointe seines Gedankens von *Freiheit durch Distanz* in seinem großen und methodologisch grundlegenden Aufsatz „Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt“ von 1931 gemacht: Nicht allein bildet sich in der sprachlichen Benennung erst der *dingliche Gegenstand* so, dass wir im Sprechen über ihn verfügen können – auch für das Verhältnis zu den *Affekten* gilt, dass die sprachliche Artikulation zur Verobjektivierung und damit zum freien Umgang mit einem Problem führt. Wenn ein kleines Kind sich von seiner Furcht vor fremden Menschen durch die rituelle Wiederholung der Formel „Keine Angst“ zu distanzieren lernt, dann ist darin ein exemplarischer Fall jener *Befreiung* zu sehen, die Cassirer als den Effekt jeder symbolischen Artikulation geltend macht.⁴⁵ Im „Essay on Man“ (1944), der konzisen Gesamtrevision der „Phi-

losophie der symbolischen Formen“,⁴⁶ stellt er deren Leitmotiv in den historischen Maßstab der Kulturentwicklung: Die gemeinsame Funktion jeder Symbolisierung – von den elementaren und unscheinbaren mentalen Leistungen bis zu den anspruchsvollsten Werken – ist *Befreiung*, Befreiung vom bloßen Eindruck zur selbsttätigen Artikulation im gestalteten Ausdruck. In diesem Sinne heißt es, die Kultur sei systematisch als *Form der Freiheit* und historisch als „Prozeß der fortschreitenden Selbstbefreiung des Menschen“ zu verstehen.⁴⁷

In der Vielfalt der symbolischen Formen – in Sprache, Mythos und Religion, Kunst, Wissenschaft, Technik, Recht und Moral, tritt dem Menschen nach Cassirer seine eigene nach verschiedenen Gestaltungsmodi ausdifferenzierte geistige Selbsttätigkeit entgegen: In allen diesen Formen ist „das Grundphänomen“ ausgeprägt, „daß unser Bewußtsein sich nicht damit begnügt, den Eindruck des Äußeren zu empfangen, sondern daß es jeden Eindruck mit einer *freien Tätigkeit* des Ausdrucks verknüpft und durchdringt“.⁴⁸

In dieser Bestimmung ist das praktische Leitmotiv dieser Philosophie der Kultur zu erkennen: Freie Tätigkeit.

So also ist es zu verstehen, dass Cassirer die Kultur als Ort und Vollzug der Freiheit begreift. Jede symbolische Leistung geht auf die Spontaneität des tätigen Geistes zurück und verobjektiviert dessen Freiheit. *Ceterum censeo*: Der Geist, der damit gemeint ist, schwebt nicht über den Wassern; er konkretisiert sich vielmehr und tritt uns in unseren eigenen Werken und Taten entgegen – eine Einsicht, die dazu beitragen möchte, die Auseinandersetzung um den Begriff des *Geistes*, wie sie in den letzten Jahren in den Kulturwissenschaften stattgefunden hat, zu entmythologisieren.⁴⁹ Cassirer gibt darin auch seine Antwort auf die Frage nach der Einheit der Kultur: Die gemeinsame Funktion jeder Symbolisierung – von den elementaren und unscheinbaren mentalen Leistungen bis zu den anspruchsvollsten Werken – ist *Befreiung* – Befreiung vom bloßen Eindruck zur selbsttätigen Artikulation im gestalteten Ausdruck. Jeder Leser Cassirers kennt diese Pathosformel, die bei ihm mehrfach dort auftritt, wo er sein Projekt einer Philosophie der symbolischen Formen programmatisch beschreibt. Sie ist zu verstehen als die Markierung jenes nur erkenntnistheoretisch konstruierbaren Grenzzustandes von Kulturlosigkeit als Distanzlosigkeit, in dem uns die Dinge und Verhältnisse als noch amorphe Reizüberflutung gleichsam auf den Leib gerückt wären.⁵⁰

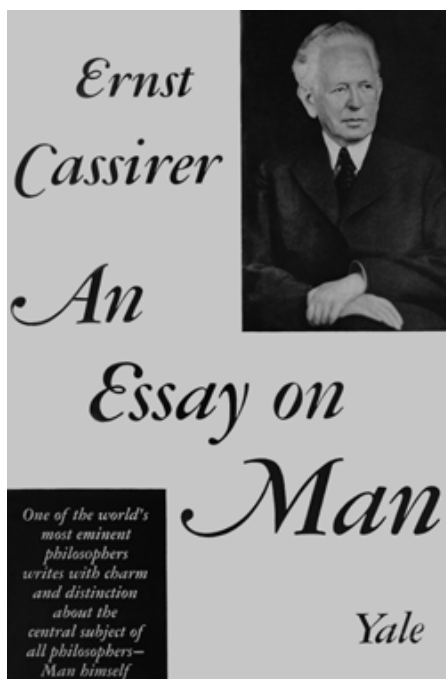


Abb. 2: Schutzumschlag der Erstausgabe vom „Essay on Man“, 1944

*Roman Jakobson freundlich
zugewandt.
November 12. u. , 1944
Ernst Cassirer*

Abb. 3: Ernst Cassirers persönliche Widmung im Exemplar der Erstauflage vom „Essay on Man“ für den Strukturalisten Roman Jakobson, dessen Einfluss auf Cassirers Ästhetik das Kapitel über Kunst dokumentiert

Technik als Form der Befreiung

Sprache, Mythos, Religion, Kunst, Wissenschaft – diese von Cassirer als symbolische Formen bezeichneten Gebiete produktiver Gestaltung sind ebenso viele Bereiche der grundlegenden Hervorbringung von Bedeutung, damit der Konstitution menschlicher Wirklichkeit als Kultur. Diese symbolischen Formen sind die, die Cassirer immer nennt, wo er sein philosophisches Programm erläutert; sie sind aber nicht die einzigen. Auch die Geschichte⁵¹ und das Recht, auch die Moral,⁵² auch die Wirtschaft und: die Technik begreift Cassirer als symbolische Formen.

Die Art und Weise, wie Cassirer die Technik im Rahmen seiner Philosophie der symbolischen Formen ernst nimmt,⁵³ ist nicht allein sachlich bemerkenswert; ihr kommt zudem besonderes Gewicht zu, wenn man diese Philosophie als eine Philosophie der Freiheit wahrnimmt. Cassirers Zugang zur Technik ist schon insofern von einer Grundsätzlichkeit und Tiefe, die über eine positive oder negative Bilanz ihrer Leistungen im Ansatz hinausgeht: Die Technik wird vielmehr – dem Begriff der symbolischen Form gemäß – als eine der „Grundmächte des Geistes“ begriffen. Dabei geht es nicht bloß um eine von Grund auf positive Bilanz, die man im Interesse an einem humanen Dasein den rousseauistischen Verächtern des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts entgegenhalten könnte. Es geht Cassirer vielmehr darum, „nach den Bedingungen der Möglichkeit des technischen Wirkens und der technischen Gestaltung zu fragen“,⁵⁴ d.h. das *Prinzip der Technik* und damit ihren grundsätzlichen Funktionssinn im Ganzen der Kultur zu begreifen, um auf dieser Grundlage ihren Beitrag zu einem menschlichen Dasein zu ermessen.

„Die Frage über Wert und Unwert der Technik“, so sagt Cassirer, „kann nicht dadurch entschieden werden, daß man ‚Nutzen‘ und ‚Nachteil‘ der Technik erwägt und gegeneinander aufrechnet – daß man die Glücksgüter, mit denen sie die Menschheit beschenkt, dem Idyll eines vortechnischen ‚Naturzustandes‘ entgeghält und sie, in dieser Abwägung, zu leicht befindet. Hier geht es nicht um Lust oder Unlust, um Glück oder Leid, sondern um Freiheit oder Unfreiheit.“⁵⁵

Diese Option verlangt nach den vorhin zusammengefassten allgemeinen Bestimmungen zum Verfügungsspielraum durch produktive und bedeu-

tungsstiftende Verobjektivierung nur noch eine kurze Erläuterung. Ebenso grundlegend wie an der Leistung der Sprache lässt sich dieser Grundgedanke nämlich an der Technik erläutern, und das tut Cassirer in seinem großen Aufsatz von 1930 über „Form und Technik“, indem er den Gebrauch der Worte und den Gebrauch von Werkzeugen als äquivalente Weisen der Formung von Wirklichkeit und damit der Stiftung von Bedeutung behandelt. In seinem grundlegenden Ansatz bei der Formung des Sinns als elementare Funktion der Formung von Wirklichkeit durch geistige Aktivität stellt Cassirer die Technik mit der Sprache auf dieselbe Stufe, indem er sagt, dass „der menschliche Geist in der Sprache und im Werkzeug die wichtigsten Mittel der Befreiung sich geschaffen hat“.⁵⁶ Wie das Wort eine grundlegende Distanzierung von den Eindrücken schafft, die den Menschen vor aller Artikulation zu überwältigen drohen, so auch das Werkzeug; wie das Wort dies nur vermag, indem es zugleich Bedeutung schafft, so auch das Werkzeug.

Cassirer erläutert eingehend, dass die Technik eine der aus der verobjektivierenden Tendenz des Denkens selbst hervorgehenden Formen des Gestaltens ist:

„Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß in dem Übergang zum ersten Werkzeug nicht nur der Keim zu einer neuen Weltbeherrschung liegt, sondern daß hier auch eine Weltwende der *Erkenntnis* einsetzt. In der Weise des mittelbaren Handelns, die jetzt gewonnen ist, gründet und festigt sich erst jene Art von Mittelbarkeit, die zum Wesen des Denkens gehört. Alles Denken ist seiner reinen logischen Form nach mittelbar – ist auf die Entdeckung und Gewinnung von Mittelgliedern angewiesen, die den Anfang und das Ende, den Obersatz und den Schlußsatz einer Schlußkette miteinander verknüpfen. Das Werkzeug erfüllt die gleiche Funktion, die sich hier in der Sphäre des Logischen darstellt, in der *gegenständlichen* Sphäre: Es ist gleichsam der in gegenständlicher Anschauung, nicht im bloßen Denken erfaßte ‚terminus medius‘. Es stellt sich *zwischen* den ersten Ansatz des Willens und das Ziel [...]“⁵⁷

Auf der Grundlage seiner eigenen Theorie von der unabdingbaren Versinnlichung – und das heißt immer: Verkörperung von Sinn – und präziser auf der Grundlage solcher Überlegungen hat Cassirer nicht den geringsten An-

lass, sich von der Definition der Technik abzugrenzen, die er von Max Eyth zitiert, sodass wir sie ruhig als seine eigene, adoptierte Definition von Technik durchgehen lassen dürfen: *Technik ist alles, was dem menschlichen Wollen eine körperliche Form gibt.*⁵⁸

Auf diese Weise kann Cassirer auch die Technik wesentlich als eine Kraft der Befreiung fassen. Und auch sie, sie in einer ganz besonderen, auf das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper bezogenen Weise, leistet dies in einem doppelten Richtungssinn, durch die gleichzeitige Veränderung des Objektbewusstseins und des Selbstbewusstseins;⁵⁹ Cassirer betont deshalb, „daß das technische Wirken, in seiner Richtung nach außen, immer zugleich ein Selbstbekenntnis der Menschen und in ihm ein Medium seiner Selbsterkenntnis darstellt“.⁶⁰

„Im Werkzeug und seinem Gebrauch [...] wird gewissermaßen zum ersten Male das erstrebte Ziel in die Ferne gerückt. Statt wie gebannt auf dieses Ziel hinzusehen, lernt der Mensch von ihm ‚abzusehen‘ – und ebendieses Absehen wird zum Mittel und zur Bedingung seiner Erreichung.“⁶¹

Durch solche Reflexionen wird, so denke ich, verständlich, was gemeint ist, wenn Cassirer den impliziten Sinn aller Technik als „Freiheit durch Dienstbarkeit“ begreift. Und mit diesem Wesenszug steht sie nicht isoliert da, sondern auf der einen Seite ist sie, wie wir gesehen haben, die praktische Konsequenz des Denkens, mit Blick auf die Naturerkenntnis gleichsam *die Praxis der Theorie* – auf der anderen Seite ist sie untrennbar verbunden mit der Kunst. Dafür steht der Hinweis auf die Gestalt Leonardo da Vincis, in dem sich der neuzeitliche Geist wissenschaftlicher Forschung, künstlerischen Entwurfs und technischer Erfindung exemplarisch verbinden. Der Hinweis steht damit aber auch für die sich an Leonardo bloß besonders anschaulich aufdrängende Einsicht, dass unsere Kultur von den elementaren Leistungen der Lebensbewältigung bis zu den höchsten Werken der Kunst sich als eine rational gestaltete Welt entwickelt hat. Die drei Instanzen entdeckenden und sinngebenden Gestaltens – Wissenschaft, Technik, Kunst – bilden in ihr eine Einheit. Lange bevor dieser Gedanke im Begriff einer *Leonardo-Welt* ausgelegt wurde,⁶² hatte bereits Hans Blumenberg in seinem Aufsatz „Das Verhältnis von Natur und Technik als philosophisches Problem“ von 1951 die Anregung Cassirers aufgegriffen und dabei die Trias Wissenschaft,

Technik, Kunst um den Begriff der Macht (als instrumenteller Verfügung über die menschlichen Angelegenheiten) ergänzt. Diese kleine Querverbindung ist nicht allein deshalb erwähnenswert, weil sie nun einmal besteht, sondern auch, weil sie für eine sehr viel größere steht: Blumenbergs „Beschreibung des Menschen“, postum 2006 erschienen, bestätigt die Vermutung, die sich bereits in früheren Schriften aufgedrängt hatte: dass Cassirer für Blumenberg ein prägender Denker war.⁶³ Dies zeigt sich auch darin, wie Blumenberg ganz ähnlich den Status der Technik als *Humanum* herausstellt.⁶⁴

Doch zurück zu Cassirers „Form und Technik“: Es erinnert schließlich geradezu an Robert Musils Charakterisierung der Kunst durch einen innovativen *Möglichkeitssinn*, wie Cassirer in diesem Kontext die Technik bestimmt: „Die Technik fragt nicht in erster Linie nach dem, was ist, sondern nach dem, was sein kann.“⁶⁵ Sie belehrt uns „fort und fort darüber, daß der Umkreis des ‚Objektiven‘, des durch feste und allgemeine Gesetze Bestimmten, keineswegs mit dem Umkreis des Vorhandenen, des sinnlich Verwirklichten zusammenfällt“.⁶⁶ In der Technik werden Möglichkeiten erprobt, Möglichkeiten verwirklicht, es wird Neues geschaffen. „Der Techniker ist hierin ein Ebenbild jenes Wirkens, das Leibniz in seiner Metaphysik dem göttlichen ‚Demiurgen‘ zuspricht.“⁶⁷ Hier finden wir noch einmal die Bestätigung auf den Ansatz beim Schaffen von Werken. Denn was tut der Demiurg? Er formt aus dem vorhandenen Material eine Welt – er schafft eine Welt.

Es kann nicht verborgen bleiben, dass es genau dies ist, was Cassirer in seiner Philosophie der symbolischen Formen grundsätzlich als die Leistung des Menschen in seiner Kultur bestimmt. Es sieht also so aus, dass sich im Techniker exemplifiziert, was für den kulturellen Menschen gilt, der stets der produktive, Bedeutung hervorbringende Mensch ist – und zwar ebenso sehr mit Blick auf die Unumgänglichkeit der Investition von Geist in Material, wo es darum geht, sinnvolle Gestalten hervorzubringen, wie mit Blick auf die Freiheit, die ebendarin liegt – auf die Befreiung vom bloßen Eindruck zum artikulierten Ausdruck, die in jeglicher solcher Sinnstiftung zu sehen ist.

Es ist offensichtlich, dass Cassirer in seiner Philosophie der Kultur, in seinem Begriff des Menschen, in seiner durchgängigen Betonung der Freiheit eine Einsicht entwickelt, die elementar ist für das menschliche Selbstverständnis und in ihrer materialen Durchführung anschlussfähig für jede weitere Vertiefung in die ganze Vielfalt der menschlichen Kultur. Doch darüber hinaus dürfte sein Beitrag gerade in dem Anspruch, Wesentliches an seinem systematischen Konzept in der Darlegung des Begriffs von Technik

zur Darstellung bringen zu können, richtungweisend sein für die aktuelle Auseinandersetzung um den Begriff menschlicher Freiheit. Es gibt hier nämlich tatsächlich ein Defizit. Freiheit wurde bisher und wird bis in die gegenwärtigen Debatten generell als Willensfreiheit oder als Handlungsfreiheit, im letzteren Falle dann auch als politische Freiheit diskutiert. Auch wo den Differenzierungen und Komplikationen im Verhältnis von Willensfreiheit und Handlungsfreiheit in angemessener Weise Rechnung getragen wird, bleibt ein Defizit der zeitgenössischen Freiheitstheorie bestehen. Übergangen wird regelmäßig eine ganze Dimension der Realisierung menschlicher Freiheit: Das Handeln ist als Prozess der Entäußerung von Willensentscheidungen in seiner Eigendynamik auf Materie, Medien und pragmatische Hilfsmittel – es ist mit anderen Worten auf *Technik als die instrumentelle Organisation seiner Realisierung* angewiesen. Solange dies im Begriff des Handelns wie der Freiheit nicht zur Geltung gebracht wird, bleiben beide in einer idealistischen Konzentration auf die geistigen Parameter befangen und unterbestimmt. Ernst Cassirers in der Philosophie der symbolischen Formen enthaltene Theorie der Freiheit bietet einen Ansatz zur Behebung dieses Defizits.

Zur Rezeption der „Philosophie der symbolischen Formen“

Die „Philosophie der symbolischen Formen“ trifft das Schicksal vieler großer Werke, dass sie mehr zitiert als gelesen werden, in besonders drastischer Weise. In vielen geisteswissenschaftlichen Theorien mit zeichen- oder symboltheoretischem Ansatz fällt die zumeist konventionelle, nicht mit eingehender Auseinandersetzung einhergehende Bezugnahme auf die „Philosophie der symbolischen Formen“ auf. Während Cassirers ideengeschichtliche Arbeiten – neben dem Bereich der historischen Erforschung der Renaissance und der Aufklärung insbesondere in der Kantforschung – sich anhaltender Anerkennung erfreuten, hat in der Philosophie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sein systematischer Beitrag lange Zeit im Schatten der dominierenden Schulen (des Heideggerianismus, der Frankfurter und der Erlangerer Schule, der an Wittgenstein anknüpfenden analytischen Richtungen u.a.) gestanden. Neben der Tatsache, dass Cassirer nach seinem Tode 1945 am Aufbruch der Nachkriegsphilosophie keinen Anteil mehr hatte, dürfte auch das nachhaltige, zuletzt von Martin Heidegger

1929 in Davos geschürte Vorurteil gegen Cassirers vermeintlichen Neukantianismus als einer überlebten rein akademischen Richtung des Denkens daran ursächlich mitgewirkt haben. Es kommt erschwerend hinzu, dass es für Cassirers Beitrag lange Zeit keinen Sachwalter gab: Selbst in Werk und Wirken seines letzten Hamburger Assistenten Joachim Ritter, späteren Hauptes einer wirkungsmächtigen Schule, der sich unter nachdrücklichem Einsatz seines akademischen Mentors noch Anfang 1933 habilitiert hatte und in seiner Antrittsvorlesung „Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen“ im Oktober 1933 die philosophische Anthropologie Ernst Cassirers mit keinem Wort erwähnt,⁶⁸ sucht man auch sonst nach Hinweisen auf seinen gelehrten und produktiven Lehrer vergebens.⁶⁹ So kommt es, dass die fällige Wiederentdeckung seines Werkes sich zu einem guten Teil dem transatlantischen Reimport unter dem Einfluss seiner ehemaligen Kollegen in Yale verdankt, wo auch große Teile des Nachlasses verwahrt sind.

Doch haben sich auf Cassirers symboltheoretisch fundierte Philosophie der Kultur seit den 1920er Jahren nicht allein die Kunsthistoriker der Warburgschule, insbesondere Erwin Panofsky, konstruktiv bezogen. Bis in die jüngste Zeit haben so unterschiedliche Denker wie Eric Weil, Susanne K. Langer, Hans Blumenberg, Nelson Goodman, Niklas Luhmann, Pierre Bourdieu, Seymour Itzkoff und Oswald Schwemmer Cassirers Ansatz in systematischer (methodologischer, anthropologischer, kulturtheoretischer, soziologischer) Absicht aufgenommen. Seit dem Beginn der Publikation des Nachlasses 1995 in Berlin und der Hamburger Ausgabe seiner Gesammelten Werke 1998, die den exilbedingten Mangel einer Ausgabe letzter Hand kompensieren soll, ist ein exponentielles Ansteigen der Forschungsliteratur zu Cassirer zu verzeichnen, mit dem sich berechtigte Aussichten auf eine nachholende Rezeption eröffnen. Nicht zuletzt die Einsicht in die Anschlussfähigkeit seiner Ideen für zeitgenössische Auseinandersetzungen wie die Freiheitsdebatte dürfte diese begünstigen.

Anmerkungen

¹ Siehe z. B. Georg Brühl: Die Cassirers. Streiter für den Impressionismus. Leipzig 1991.

² Siehe Toni Cassirer: Mein Leben mit Ernst Cassirer. Hamburg 2003 [verfasst 1948; gekürzte Erstveröffentlichung postum: Hildesheim 1981].

³ Siehe Martin Warnke: Die Bibliothek Warburg und ihr Forschungsprogramm. In: Porträt aus Büchern. Bibliothek Warburg und Warburg Institute. Hamburg – 1933 – London. Hg. von Michael Diers [Begleitpublikation zur Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, 3.–23.11.1993]. Hamburg 1993, S. 29–34.

⁴ Siehe John Michael Krois: Ernst Cassirer. In: John Michael Krois/Gerhard Lohse/Rainer Nicolaysen: Die Wissenschaftler. Ernst Cassirer – Bruno Snell – Siegfried Landshut (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen, Bd. 8). Hamburg 1994, S. 9–40.

⁵ Ernst Cassirer: Die Idee der republikanischen Verfassung (1928). In: Ders.: Aufsätze und Kleine Schriften (1927–1931). Bearb. von Tobias Berben (Ernst Cassirer: Gesammelte Werke. Hamburger Ausgabe. Hg. von Birgit Recki [künftig: ECW], Bd. 17). Hamburg 2004, S. 291–307. Siehe zu Cassirers Hamburger Zeit: Barbara Vogel: Philosoph und liberaler Demokrat. Ernst Cassirer und die Hamburger Universität von 1919 bis 1933. In: Dorothea Frede/Reinold Schmücker (Hg.): Ernst Cassirers Werk und Wirkung. Kultur und Philosophie. Darmstadt 1997, S. 185–214; Birgit Recki: Die Kultur der Humanität. Ernst Cassirer als Philosoph und Bürger. Rede aus Anlaß der Benennung des Hörsaals A im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Ernst-Cassirer-Hörsaal am 11. Mai 1999. In: Zum Gedenken an Ernst Cassirer (1874–1945). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 11. Mai 1999 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 1). Hamburg 1999, S. 16–33; Rainer Nicolaysen: Plädoyer eines Demokraten. Ernst Cassirer und die Hamburgische Universität 1919 bis 1933. In: Philosophie und Gestalt der Europäischen Universität. Akten der Internationalen Fachtagung Budapest, vom 6. bis 9. November 2003. Hg. von István M. Fehér und Peter L. Oesterreich (Schellingiana, Bd. 18). Stuttgart-Bad Cannstatt 2008, S. 285–328.

⁶ Ernst Cassirer: Wandlungen der Staatsgesinnung und der Staatstheorie in der deutschen Geistesgeschichte. In: Ders.: Zu Philosophie und Politik. Mit Beilagen. Hg. von John Michael Krois und Christian Möckel (Nachgelassene Manuskripte und Texte. Hg. von Klaus Christian Köhnke, John Michael Krois und Oswald Schwemmer [künftig: ECN], Bd. 9). Hamburg 2008, S. 85–112; zuerst veröffentlicht in: Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst: Ausstellungskatalog. Hamburg 1991], S. 161–169.

⁷ Zu Cassirers Engagement in der jüdischen Gemeinde und im jüdischen Vereinsleben siehe Birgit Recki: Cassirer, Ernst. In: Das Jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hg. vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Göttingen 2006, S. 45f. (dort auch weitere Literatur zum Thema); siehe besonders Rainer Hering: Theologische Wissenschaft und „Drittes Reich“. Studien zur Hamburger Wissenschafts- und Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert. Pfaffenweiler 1990; ders.: Selbstauflösung als Form der Anpassung. In: uni hh 21 (1990), H. 2, S. 30f.

⁸ Ernst Cassirer an Walther Kückler, 27.4.1933. In: Ernst Cassirer: Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel. Hg. von John Michael Krois unter Mitarbeit von Marion Lauschke, Claus Rosenkranz und Marcel Simon-Gadhof (ECN, Bd. 18). Hamburg 2009, S. 128f., hier S. 128.

⁹ Peter Fischer-Appelt: Zum Gedenken an Ernst Cassirer. Ansprache zur Eröffnung der Wissenschaftlichen Tagung „Symbolische Formen“ anlässlich des 100. Geburtstags von Ernst Cassirer am 20. Oktober 1974. Hamburg 1975.

¹⁰ Siehe Frede/Schmücker (wie Anm. 5).

¹¹ Ernst Cassirer: Gesammelte Werke [ECW]. Hamburger Ausgabe in 25 Bänden und einem Registerband. Hg. von Birgit Recki. Hamburg 1998–2009.

¹² Siehe Bd. 1 N.F. der Hamburger Universitätsreden (wie Anm. 5).

¹³ ECW, Bd. 2 und ECW, Bd. 3.

¹⁴ ECW, Bd. 6.

¹⁵ ECW, Bd. 7.

¹⁶ ECW, Bd. 8.

¹⁷ ECW, Bd. 10.

¹⁸ ECW, Bd. 14.

¹⁹ ECW, Bd. 15.

²⁰ ECW, Bd. 11, 12, 13.

²¹ Ernst Cassirer: An Essay on Man (1944) [ECW, Bd. 23]; zitiert nach der deutschen Übersetzung Ernst Cassirer: Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Frankfurt am Main 1990, S. 51.

²² Der Fokus der Darstellung liegt somit auf denjenigen systematischen Schriften Cassirers, deren Entstehung in seine Hamburger Zeit fallen; mitherangezogen sind lediglich Arbeiten, die sich nachweislich ganz im gedanklichen Horizont und Duktus der damit entwickelten Theorie halten: Die fünf Studien „Zur Logik der Kulturwissenschaften“ (1942), die in Cassirers Göteborger Zeit fallen (dazu zählen die in den Anmerkungen 36, 39 und 40 genannten Aufsätze), und der „Essay on Man“ (1944), den er anstelle der Supervision einer Übersetzung der „Philosophie der symbolischen Formen“ ins Englische als deren konzise Zusammenfassung geschrieben hat.

²³ Ernst Cassirer: Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften (1923). In: Ders.: Aufsätze und kleine Schriften (1922–1926). Bearb. von Julia Clemens (ECW, Bd. 16). Hamburg 2003, S. 75–104, hier S. 78.

²⁴ Ebd., S. 81f.

²⁵ Neben Leibniz, Goethe, Kant wiederholt zum Beispiel Heinrich Hertz, siehe Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache. Bearb. von Claus Rosenkranz (ECW, Bd. 11). Hamburg 2001, S. 4.

²⁶ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik I. Werke in zwanzig Bänden. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 13. Frankfurt am Main 1970, S. 394.

²⁷ Ebd., S. 173.

²⁸ Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Die Phänomenologie der Erkenntnis. Bearb. von Julia Clemens (ECW, Bd. 13). Hamburg 2002, S. 228.

²⁹ Ebd., S. 231.

³⁰ Cassirer: Der Begriff der symbolischen Form (wie Anm. 23), S. 79.

³¹ Ebd., S. 104 [Hervorhebung im Original].

³² Vgl. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen I (wie Anm. 25), S. IX.

³³ Ebd., S. XI.

³⁴ Ebd., S. 12.

³⁵ Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen III (wie Anm. 28), S. 54 [Hervorhebung im Original].

³⁶ Vgl. Ernst Cassirer: Naturbegriffe und Kulturbegriffe. In: Zur Logik der Kulturwissenschaften (wie Anm. 22), jetzt in: Ders.: Aufsätze und kleine Schriften (1941–1946). Bearb. von Claus Rosenkranz (ECW, Bd. 24). Hamburg 2007, S. 414–445, besonders S. 444f.

³⁷ Cassirer: Versuch (wie Anm. 21), S. 51.

³⁸ Vgl. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen I (wie Anm. 25), S. 25, 172.

³⁹ Ernst Cassirer: Formproblem und Kausalproblem. In: Zur Logik der Kulturwissenschaften (wie Anm. 22), jetzt in: ECW, Bd. 24 (wie Anm. 36), S. 446–461, hier S. 456.

⁴⁰ Ernst Cassirer: Die „Tragödie der Kultur“. In: Zur Logik der Kulturwissenschaften (wie Anm. 22), jetzt in: ECW, Bd. 24 (wie Anm. 36), S. 462–486, hier S. 486.

⁴¹ Ebd., S. 469; siehe Birgit Recki: Kultur als Praxis. Eine Einführung in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen. Berlin 2004, S. 172–188.

⁴² Cassirer: Tragödie (wie Anm. 40), S. 469; siehe Oswald Schwemmer: Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne. Berlin 1997, S. 197–219.

⁴³ Siehe dazu Birgit Recki: Zwischen Kompatibilismus und Naturalismus. Ernst Cassirers Begriff der Freiheit. In: Zeitschrift für Kulturphilosophie 4 (2010), H. 1, S. 95–110; siehe auch dies.: Freiheit. Wien 2009.

⁴⁴ Ein Beitrag zu den Menschenrechten als der Bedingung der Sicherung *politischer Freiheit* ist zu sehen in Cassirer: Idee der republikanischen Verfassung (wie Anm. 5).

⁴⁵ Ernst Cassirer: Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt (1931). In: Ders.: Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren 1927–1933. Hg. von Ernst Wolfgang Orth und John Michael Krois. Hamburg 1985, S. 121–151, hier S. 136f.

⁴⁶ ECW, Bd. 11–13.

⁴⁷ Cassirer: Versuch (wie Anm. 21), S. 345; siehe Birgit Recki: Freiheit und Werk. Über handlungstheoretische Kategorien der kulturphilosophischen Grundlegung bei Ernst Cassirer. In: Peter-Ulrich Merz-Benz/Ursula Renz (Hg.): Ethik oder Ästhetik? Zur Aktualität der neukantianischen Kulturphilosophie. Würzburg 2004, S. 115–134.

⁴⁸ Cassirer: Der Begriff der symbolischen Form (wie Anm. 23), S. 79 [meine Hervorhebung, B.R.].

⁴⁹ Siehe Birgit Recki: Ideen, Geschichte, Geist. Was die Kulturwissenschaft von Ernst Cassirer lernen könnte. In: Zeitschrift für Kulturphilosophie 1 (2007), H. 1, S. 85–97.

⁵⁰ Siehe z.B. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen I (wie Anm. 25), S. 10.

⁵¹ Dass Cassirer im „Essay on Man“, in dem die Kapitel-Einteilung des zweiten Teils dem programmatisch aufgeführten Grundbestand der symbolischen Formen folgt, die Geschichte offenbar als symbolische Form verstanden wissen will, ist in der Forschung umstritten.

⁵² Dies habe ich in meinem Buch „Kultur als Praxis“ (wie Anm. 41) nachzuweisen versucht.

⁵³ Ernst Cassirer: Form und Technik (1930). In: ECW, Bd. 17 (wie Anm. 5), S. 139–183.

⁵⁴ Ebd., S. 142.

⁵⁵ Ebd., S. 172f.

⁵⁶ Ebd., S. 161.

⁵⁷ Ebd., S. 158 [Hervorhebungen im Original].

⁵⁸ Ebd., S. 144.

⁵⁹ Ebd., S. 167.

⁶⁰ Ebd., S. 168.

⁶¹ Ebd., S. 159.

⁶² Jürgen Mittelstraß: Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung. Frankfurt am Main 1992.

⁶³ Hans Blumenberg: Beschreibung des Menschen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Manfred Sommer. Frankfurt am Main 2006, S. 614; siehe auch Hans Blumenberg: Ernst Cassirers gedenkend bei Entgegennahme des Kuno-Fischer-Preises der Universität Heidelberg 1974. In: Ders.: Wirklichkeiten in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede. Stuttgart 1981, S. 163–172.

⁶⁴ Siehe Birgit Recki: Auch eine Rehabilitierung der instrumentellen Vernunft. Hans Blumenberg über Technik und die kulturelle Natur des Menschen. In: Michael Moxter (Hg.): Erinnerung an das Humane. Beiträge zur phänomenologischen Anthropologie Hans Blumenbergs. Tübingen 2011 [im Erscheinen].

⁶⁵ Cassirer: Form und Technik (wie Anm. 53), S. 176.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Joachim Ritter: Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen (1933). In: Ders.: Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt am Main 1974, S. 36–61.

⁶⁹ Siehe dazu Hans Jörg Sandkühler: „Eine lange Odyssee“ – Joachim Ritter, Ernst Cassirer und die Philosophie im „Dritten Reich“. In: Dialektik 2006/1, S. 1–40.

„... den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung geben“ – die Germanistikprofessorin Agathe Lasch

Ingrid Schröder

Als Agathe Lasch zum 1. Januar 1917 am Deutschen Seminar in Hamburg als „Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin“ eingestellt wurde, hatten ihre wissenschaftlichen Schriften längst große Anerkennung in der akademischen Öffentlichkeit gefunden. Sie galt als Experte für Sprachgeschichte, insbesondere des Niederdeutschen, und konnte reiche akademische Lehrerfahrung nachweisen.

Die akademische Tätigkeit in Hamburg war vor allem auf zwei Wörterbuchunternehmungen ausgerichtet, auf das „Hamburgische Wörterbuch“, das im Jahr 2006 vollendet werden konnte, und das bis heute nicht abgeschlossene „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“, das den niederdeutschen Wortschatz vom 13. bis ins 17. Jahrhundert im gesamten Hanseraum dokumentiert. Gemeinsam mit der „Mittelniederdeutschen Grammatik“, die Agathe Lasch 1914 veröffentlichte, bilden diese Wörterbücher zentrale Referenzwerke für eine historische Sprachwissenschaft des Niederdeutschen.

Conrad Borchling, damaliger Professor für deutsche Sprachforschung am Deutschen Seminar, hat es zu Recht als Glücksfall angesehen, dass er mit Agathe Lasch eine in der Sprachgeschichte und in der Stadtsprachenforschung bestens ausgewiesene Wissenschaftlerin gewinnen konnte. Seit ihrer Dissertation zur „Geschichte der Schriftsprache in Berlin“ (1910) beschäftigte sie sich immer wieder mit der sprachlichen Vielfalt in Städten, insbesondere in Berlin und Hamburg. Diese Arbeiten zu den Stadtsprachen sind frühe Zeugnisse einer soziolinguistischen Betrachtungsweise, wie sie sich erst fünfzig Jahre später, seit den 1960er Jahren, vollends etablieren sollte. Zur Sprachgeschichte Hamburgs sind vor allem die „Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg“ (1918) und „Die literari-

sche Entwicklung des Niederdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert“ (1926) zu nennen. Im Jahr 1928 erschien schließlich die nach wie vor sehr lesenswerte Monographie „Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte“. Das überzeugend Neue an diesen Arbeiten war die Kombination sorgfältigster Quellenerschließung mit einer kultur- und sozialhistorischen Perspektive. Agathe Lasch wurde damit nicht nur zu einer Pionierin der modernen Stadtsprachenforschung, sondern nahm die aktuelle linguistische Diskussion über städtische Mehrsprachigkeit vorweg, indem sie Sprachgeschichte immer auch als sprachliche Kontaktgeschichte interpretierte.

„... als Frau nicht und als Jüdin schon gar nicht“ – akademische Ausbildung im wilhelminischen Zeitalter

Agathe Lasch wurde am 4. Juli 1879 in Berlin geboren.¹ Ihr schulischer und akademischer Ausbildungsweg ist von den Rahmenbedingungen des preußischen Bildungswesens im ausgehenden 19. Jahrhundert gekennzeichnet, gegen dessen Beschränkungen und Beschränktheiten sich Agathe Lasch nachdrücklich zur Wehr setzte. Nachdem sie die höhere Mädchenschule abgeschlossen hatte, besuchte sie das Lehrerinnenseminar und wurde dort 1898 examiniert. Zunächst plante sie, im Anschluss daran ein Oberlehrerinnenseminar zu absolvieren, um für den Unterricht in höheren Klassen qualifiziert zu sein, entschloss sich dann aber, neben ihrer Lehrerinnentätigkeit das Abitur nachzuholen. Sie erhoffte sich, ein Universitätsstudium in Berlin beginnen zu können, und legte im Jahr 1906 ihre Abiturprüfung extern am Königlichen Kaiserin Augusta-Gymnasium in Charlottenburg ab. Bereits im selben Jahr begann sie, neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin an der Universität Halle zu hospitieren. Der Wunsch, an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zu studieren, scheiterte daran, dass an preußischen Universitäten Frauen erst ab dem Wintersemester 1908/09 regulär zum Studium zugelassen wurden, davor nur nach Vorlage einer ministeriellen Genehmigung und einer Einverständniserklärung der jeweiligen Dozenten an den Veranstaltungen teilnehmen durften. Der Germanist Gustav Roethe, an den sich Agathe Lasch mit einer entsprechenden Bitte gewandt hatte, lehnte das Frauenstudium vehement ab und ließ daher auch Agathe Lasch nicht zu seinen Lehrveranstaltungen zu, sodass sie sich genötigt sah, Berlin zu verlassen.



Abb. 1: Agathe Lasch (1879–1942) in jungen Jahren

Zum Sommersemester 1907 nahm Agathe Lasch ihr Studium an der Universität Heidelberg auf, wo die Immatrikulation von Frauen bereits seit dem Wintersemester 1899/1900 möglich war. Als akademische Lehrer sind insbesondere der Germanist Wilhelm Braune (1850–1926), bei dem Agathe Lasch 1909 promoviert wurde, weiterhin der Sprachwissenschaftler Hermann Osthoff (1847–1909), der Indogermanist Christian Bartholomae (1855–1925) und der Nordist Bernhard Kahle (1861–1910) zu nennen, deren

Lehrveranstaltungen Agathe Lasch besuchte. Im Jahr 1909 reichte sie ihre Dissertation über die „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ ein und legte am 7. Juli desselben Jahres ihre mündliche Doktorprüfung in den Fächern Deutsche Philologie, Altfranzösisch und Altnordisch ab. Das Staatsexamen folgte im März 1910 in Karlsruhe.

Trotz der äußerst positiven Aufnahme, die ihre Dissertation in der Fachwelt erfuhr, musste Agathe Lasch feststellen, dass an eine akademische Laufbahn in Deutschland nicht zu denken war, „für mich als Frau nicht und als Jüdin schon gar nicht“, wie Claudine de l’Aigles in ihren Erinnerungen Agathe Lasch zitiert.²

„... die Sprachgeschichte aufs engste mit der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte zu verknüpfen“ –
Forschungen zur Berliner Stadtsprache

Ausgangspunkt für die Forschungstätigkeit Agathe Laschs war das junggrammatische Paradigma, wie sie es während ihres Studiums in Heidelberg kennengelernt hatte. Ziel dieser Forschungsrichtung war die Beschreibung des geschichtlichen Wandels der Sprache, insbesondere auf der Lautebene. Man ging von der Existenz ausnahmsloser Lautgesetze aus, die es ermöglichten, die historischen Zusammenhänge „verwandter“ Sprachen zu erhellen. Ergebnis solcher Untersuchungen war eine Reihe historisch vergleichender Studien mit einer Fülle von Fakten und exakten Rekonstruktionen, auf denen wiederum Grammatiken fußten, wie die von Wilhelm Braune verfassten Grammatiken zum Gotischen (1880) und zum Althochdeutschen (1886).

Auf diesem Fundament historischer Sprachforschung aufbauend, erweiterte Agathe Lasch die junggrammatische Perspektive in ihrer Dissertation um eine kulturwissenschaftliche Komponente, wie sie es selbst rückblickend formulierte: „In dieser ersten Arbeit konnte ich auch sogleich die Neigung zeigen, die meine Gesamtarbeit durchzieht und beherrscht, den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung zu geben, die Sprachgeschichte aufs engste mit der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte zu verknüpfen.“³ Auf diese Weise entstand mit der „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ eine Unter-

suchung des sprachlichen Varietätenaufkommens in den Berliner landesherrschaftlichen und städtischen Kanzleien, das durch das komplizierte Neben- und Nacheinander von niederdeutschen und hochdeutschen Urkunden in Abhängigkeit von Aussteller, Adressat und Prozess des Sprachwechsels Niederdeutsch-Hochdeutsch geprägt wurde.⁴ In einem zweiten Teil umriss Agathe Lasch die „Laut- und Formenlehre der mittelniederdeutschen Schriftsprache in Berlin“ und legte damit einen ersten Grundstein für die später folgende „Mittelniederdeutsche Grammatik“ (1914).

Wilhelm Braune attestierte in seinem Gutachten die hervorragende Qualität der Arbeit: „Das Ganze ist als eine besonders treffliche Leistung zu begrüßen und ragt über die gewöhnlichen Dissertationen um ein merkliches hervor.“⁵ Dass die Dissertation große Beachtung und hohe fachliche Anerkennung gefunden hat, belegt auch die Rezension von Edward Schröder, in der er resümiert:

„die Arbeit fusst hier auf umfassender Vorbereitung und zeigt Schritt für Schritt umsichtige Erwägung aller Faktoren und sauberes Detail; das Problem selbst aber erweist sich als ein historisch kompliziertes und überraschend interessantes, der Leser wird durch den absolut sachlichen Vortrag der wohl geordneten Tatsachen unwillkürlich gefesselt“.⁶

Dies bestätigte auch Virgil Moser: „Das umfangreiche Buch [...] zeugt nicht nur von ganz erstaunlichem Fleiss und bewundernswerter Ausdauer, sondern auch von sehr gediegenen Kenntnissen der Verf.“ und gehöre „zum besten, was in den letzten beiden Jahrzehnten zur Geschichte des Nhd. geschrieben worden“ sei.⁷

In ihrem Aufsatz „Die Berliner Volkssprache“ (1911), in dem sie auf populärwissenschaftliche Weise die Merkmale des Berliner Dialekts sprachhistorisch erläuterte,⁸ schloss Agathe Lasch einerseits an den Themenbereich ihrer Dissertation an, erweiterte diesen aber um eine gegenwartssprachliche Komponente und nahm so einzelne Aspekte ihrer Monographie „Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte“ von 1928 vorweg, in der sie, ebenfalls an ein breites Lesepublikum gerichtet, die Sprachgeschichte Berlins von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert darstellte. Hier ist bereits die These formuliert, die in den 1960er Jahren William Labov zum Ausgangspunkt seiner berühmten Studie „The Social Stratification of English in

New York“ (1966) machte und die den Beginn der modernen Soziolinguistik respektive der Variationslinguistik markierte, dass eine Stadtsprache „nicht, wie man immer wieder lesen kann, ein regelloses Gemisch in verwahrloster Form“ sei.⁹ Gemeinsam ist den Ansätzen von Lasch und Labov, dass die Stadt als linguistischer Untersuchungsraum erschlossen wird und sprachliche Änderungen als Indikatoren sozialen Wandels angesehen werden. Ein Unterschied besteht jedoch darin, dass die scheinbaren Unregelmäßigkeiten von Lasch nicht (wie später von Labov) synchron als sprachliche Differenzen einzelner sozialer Schichten erklärt wurden, sondern diachron als Ergebnis historischer Sprachkontakt- und -wandelprozesse, die gleichzeitig in einzelnen Bevölkerungsgruppen sozial verortet werden. Dies war das zentrale Anliegen Agathe Laschs, das sie in der Einleitung deutlich in Abgrenzung von solchen sprachlichen Urteilen formulierte, die das Berlinische als „ein buntes, lautgesetzlich nicht zu durchdringendes Gemisch“ ansehen, als „eine Form, die geschichtlich nicht gefaßt werden könne“.¹⁰

Hierin liegt zugleich deutliche Kritik an einem allzu engen junggrammatischen Ansatz, der jeglichen sprachlichen Wandel einzig durch Lautgesetze erklärt, ohne historische und somit soziale Faktoren in Anschlag zu bringen. Agathe Lasch setzt dem entgegen:

„Denn wer eine Sprachform in ihrem Werden erkennt, wird ihre Berechtigung verstehen. Eine wissenschaftlich aufgebaute Betrachtung wird daher zunächst darangehen müssen, gegenüber den eben gekennzeichneten verworrenen Auffassungen, das Berlinische sprachhistorisch herzuleiten, das Werden der Sprachform zu untersuchen. Und es wird sich dann seine geschichtliche Bedingtheit zeigen, das Zusammenwirken historischer, sozialer, psychischer Kräfte, die an seiner Ausbildung teilhaben, zugleich auch, daß es lautgeschichtlich nicht etwa ein grobes Gemisch, sondern durchaus klar ist, ja, es ist so gesetzmäßig geworden, daß die lautliche Beobachtung der älteren, reineren Form (die wir zugrunde legen müssen) uns gerade den Schlüssel zu der nicht so einfach wie in den meisten ländlichen Dialekten, aber umso interessanter verlaufenen Geschichte an die Hand gibt.“¹¹

In der solcherart aufgebauten Geschichte des Berlinischen konnte Agathe Lasch den spezifischen Charakter der Stadtsprache durch das Zusammen-

spiel von hochdeutschen (obersächsischen) und niederdeutschen (märkischen) Elementen erklären und zusätzliche jiddische, slavische, niederländische, französische und englische Anteile des Wortschatzes beschreiben. Für andere Merkmale wurden gruppenspezifische Sprachformen als Einflussfaktoren herausgestellt wie die Geheimsprache der Fahrenden (vor allem Rotwelsch) oder die Studenten- und Schülersprache, schließlich spezifische berlinische Wortschöpfungen und Wortbildungen.¹² Im Versuch, insbesondere die lexikalischen Erscheinungen auf der Basis einer Kollektivpsychologie der Berliner Stadtbevölkerung einem „Berliner Typ“ mit einem spezifischen Humor zuzuschreiben, klingt freilich auch ein zeitgenössisches stammesideologisches Theorem an, das Lokalstereotypen zu Wesenszügen der Einwohner Berlins verallgemeinert.¹³

„Associate Professor of Teutonic Philology“ –
Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn am Bryn Mawr College,
Pennsylvania

Die Chance, an einer Hochschule zu lehren, bot sich durch die Offerte der Direktorin des Frauencolleges Bryn Mawr (Pennsylvania), Martha Carey Thomas, eine Stelle als Associate Teacher anzutreten. Agathe Lasch verließ Europa im September 1910. In Bryn Mawr war sie verantwortlich für die Lehre im Department für Allgemeine Germanische Philologie, ab 1913 in der Position eines „Associate Professor of Teutonic Philology“. Damit hatte sie ein umfangreiches Lehrprogramm zu bewältigen, das Kurse zum Gotischen, Altnordischen, Altsächsischen, Altfriesischen, Mittelhochdeutschen, Mittelniederdeutschen und Neuniederdeutschen sowie zur Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache umfasste. Trotz der hohen Lehrbelastung gelang es Agathe Lasch, 1914 in der von Wilhelm Braune begründeten Reihe „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ die „Mittelniederdeutsche Grammatik“ zu veröffentlichen, für die sie das Archivmaterial in den knapp bemessenen Sommermonaten in deutschen Bibliotheken zusammengetragen hatte.

Im Jahr 1916 entschloss sich Agathe Lasch, ihren Vertrag am Bryn Mawr College nicht zu verlängern. Sie begründete ihren Schritt mit den kriegsbedingten Ressentiments der USA gegenüber Deutschland: „Die amerikani-

sche Kriegseinstellung, die sich gerade im Osten des Landes geltend machte, veranlaßte mich, nach Deutschland zurückzukehren, auch wenn ich persönlich drüben nur Freundlichkeit empfing.“¹⁴ Bestätigt wird ihre patriotische Einstellung durch das Zeugnis Claudine de l’Aigles, der Agathe Lasch sagte: „Die zwei Abstrakta, die ich mit höchster Leidenschaft liebe, sind: Germanistik und Deutschland.“¹⁵

„Alle meine Arbeiten, von der ersten an, hatten dem Aufbau der niederdeutschen Philologie gegolten“ –
Geschichte und Grammatik des Mittelniederdeutschen

Wenn Agathe Lasch 1927 rückblickend schrieb: „Alle meine Arbeiten, von der ersten an, hatten dem Aufbau der niederdeutschen Philologie gegolten“,¹⁶ so dürfte dies insbesondere auf die grammatischen und später auch auf die lexikographischen Untersuchungen zutreffen. Welche Schwierigkeiten allein die Materialerschließung ihrer mittelniederdeutschen Grammatik mit sich brachte, schilderte Lasch im Vorwort zur ersten Auflage:

„Wer heute eine mittelniederdeutsche grammatik zu schreiben unternimmt, sieht sich prinzipiell z.t. vor andere aufgaben gestellt, als die abfassung etwa einer mittelhochdeutschen grammatik fordern würde. Für das hochdeutsche stehen zahlreiche monographien zur verfügung, in denen einzelfragen ausreichend erörtert sind: eine mittelhochdeutsche grammatik kann daher in vielen punkten zusammenfassendes und abschließendes bringen; eine mittelniederdeutsche grammatik hingegen muss vielfach erst einen anfang bieten. Gemessen an der menge der hochdeutschen, ist die zahl der vorarbeiten gering. Sonderuntersuchungen einzelner grammatischer erscheinungen stehen nur in begrenztem umfange zur verfügung. Die für die erkenntnis der mittelniederdeutschen schrift- und volkssprache sehr wichtigen darstellungen einzelner kanzleien, namentlich der bedeutenderen wie Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Dortmund, Soest u.a., während der gesamten periode, ihrer beziehungen zu anderen kanzleien, ihrer entwicklung, ihres personals, sind recht selten, und erst in allerjüngster zeit scheint man ihnen et-

was mehr Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Und nicht sehr gross ist die zahl der dialektbeschreibungen, die die mundart vom mittelalter bis in die gegenwart mit berücksichtigung der zwischenzeit beobachten.“¹⁷

Dass es Agathe Lasch damit gelungen war, ein Grundlagenwerk zur Erforschung des Mittelniederdeutschen zu verfassen, stellte der Göttinger Germanist Edward Schröder in einem Brief an seinen Schwager Gustav Roethe fest: „Ich kann mich vor der Tatsache nicht verschließen, dass Frl. Agathe Lasch eine Mittelniederdeutsche Grammatik geschrieben hat, die Borchling z.B. nie hätte schreiben können.“¹⁸ Zugleich war dies ein kleiner Seitenhieb auf Roethe, der Agathe Lasch nicht in sein Seminar hatte aufnehmen wollen, dann Conrad Borchlings Berufung nach Hamburg aber maßgeblich unterstützt hatte.

Mit der Darstellung der mittelniederdeutschen Grammatik hatte Agathe Lasch vielfach Neuland betreten. Zum einen war die Beschreibung auf eine systematische theoretische Grundlage zu stellen, zum anderen waren strittige und offene Fragen zu klären wie die verbreitete Ansicht vom fehlenden Umlaut im Mittelniederdeutschen oder von der Entstehung der Vokallängen. Während die Frage der Existenz von Umlauten in der Grammatik souverän und überzeugend beantwortet werden konnte, wurde das zweite grammatische Spezialproblem, die Entwicklung der Langvokale im Mittelniederdeutschen, flankierend zur Grammatik in zwei Aufsätzen behandelt: „Tonlänge‘ Vocale im Mittelniederdeutschen“ (1914) und „Die mittelniederdeutsche Zerdehnung“ (1915). An der These Laschs, dass ehemals kurze Vokale „zerdehnt“ und erst nach diphthongischer Zwischenstufe in weiten Teilen des mittelniederdeutschen Sprachgebiets wieder monophthongiert wurden, entzündete sich eine Kontroverse, die letztlich nicht entschieden werden konnte.¹⁹

Inhaltlich in enger Verbindung zur „Mittelniederdeutschen Grammatik“, erschien 1925 die Textsammlung „Aus mittelniederdeutschen Stadtbüchern“. Die hier publizierten mittelniederdeutschen Texte sind zugleich relevante Wörterbuchquellen wie auch Grundlagen für eine diatopisch differenzierte historische Stadtsprachenforschung und verweisen somit auf die fruchtbringende Verknüpfung der einzelnen Arbeitsgebiete. In der Sammlung werden Textproben in mittelniederdeutscher Sprache aus zwölf städtischen Kanzleien mitgeteilt und mit historischen, juristischen und vor

allem sprachwissenschaftlichen Kommentaren versehen. Die Wahl von Kanzleitexten wird mit ausdrücklicher Berufung auf Jacob Grimm dadurch begründet, dass dieses Material räumlich und zeitlich bestimmbar ist und daher besonders geeignet zur Ermittlung regionaler Varianten erscheint. Zudem sollte durch die Gegenüberstellung älterer und jüngerer Texte einer Kanzlei die zunehmende Normierung und Entregionalisierung des Mittelniederdeutschen sichtbar gemacht werden, denn „in das Sein wird nur eindringen, wer das Werden kennt. Daher ist die Auswahl der Stücke auf das Werden der Schriftsprache aus den mehr lokalen Formen der älteren Zeit eingestellt.“²⁰

Auch in diesem Zusammenhang wies Agathe Lasch auf die Einbettung der Sprachgeschichte in eine allgemeine Geschichte hin:

„Weiter wünschte ich auch durch die [...] Hinweise historischer und juristischer Art, den studierenden Germanisten auf die unlösbare Verbindung der Sprachgeschichte mit der Geschichte zu weisen und die Beschäftigung mit ihr anzuregen. Gerade in einer Zeit von der philologischen Einstellung der unsern halte ich es für wichtig, immer wieder zu betonen, daß die Sprachgeschichte hervorsticht aus der großen Einheit aller historischen Betrachtung, daß sie ein Teil der allgemeinen Menschheitsgeschichte ist, in ihrem Zusammenhang zu verstehen, von den verschwisterten Ausdrucksformen der Geistesgeschichte nicht zu trennen.“²¹

Weiterhin hob Lasch hervor, wie wichtig es ihr war, die Handschriften diplomatisch genau wiederzugeben, nicht nur um die Schreibung genauer anzugeben, als es vor allem in den zur Normalisierung neigenden zeitgenössischen historischen Editionen in der Regel der Fall war, wodurch beispielsweise Hinweise auf umgelautete Formen überdeckt wurden, sondern auch um die Schreiberusancen der einzelnen Kanzleien verdeutlichen zu können und Aufschlüsse über die gesprochene Sprache zu ermöglichen. Damit sind die Grundsätze der variablenlinguistischen Analysen, wie sie seit Mitte der 1980er Jahre ausformuliert wurden, und ebenso die aktuellen Diskussionen um die adäquate Aufbereitung sprachhistorischer Korpora vorweggenommen.

Besonderes Augenmerk galt der überregionalen mittelniederdeutschen Schriftsprache lübischer Prägung, die ihre Bedeutung aus den Bedarfen des

hansischen Handels gewann. In ihrem Aufsatz „Vom Werden und Wesen des Mittelniederdeutschen“ (1925) verfolgte Agathe Lasch deren Entwicklung und beschrieb ihre Bedeutung als den zentralen Gegenstand einer niederdeutschen Philologie, die ihr sprachliches Material aus den Schriften des Rechts, der Verwaltung und des Handels schöpfte. Darin lag auch der Grund, weshalb die an der mittelhochdeutschen Dichtung entwickelten Analysemethoden nicht auf das Mittelniederdeutsche übertragbar waren und somit eine eigene Theoriebildung erforderlich wurde. Dies machte in der Konsequenz die Etablierung einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin notwendig:

„So wird die Betrachtung des Mittelniederdeutschen als Sprache von vornherein aus zeitlichen und inneren Gründen auf ganz andere Bahnen geführt, als sie die hochdeutsche Philologie eingeschlagen hat, ihrer ganzen Geschichte nach einschlagen musste. Die Literatur, dort Grundlage, ist hier mehr Ergänzung des Materials. Die Sprache des Rechts, der Verwaltung, der öffentlichen Betätigung tritt hervor. Die Fragen auf beiden Gebieten weisen also in verschiedene Richtung. Dass dies so lange verkannt ist, dass man bis in die Gegenwart hinein meint, das Niederdeutsche sei Anhängsel der hochdeutschen Philologie, ohne eigene Probleme und eigene Ausdrucksformen, das ist das grosse Hemmnis, das die niederdeutsche Philologie noch zu überwinden hat, ehe sie frei arbeiten kann.“²²

Zugleich betonte Lasch die Notwendigkeit einer historischen Sprachbetrachtung auf gesicherter Materialgrundlage, indem sie die Arbeitsweise des Sprachhistorikers beschrieb:

„Im Gegensatz zum Mundartenforscher wird er, den überall das Werden anzieht, in der Beobachtung der heutigen Form nur ein Glied einer historischen Reihe sehen, gewiss ein ausserordentlich wertvolles, als Kontrolle niemals zu ersetzendes Glied, aber er wird es auch für die historische Betrachtung nicht überschätzen dürfen, es kann für ihn nie die Warte sein, von der aus der ältere Sprachzustand etwa durch Konstruktion erraten werden kann. Davon müssen ihn schon die prinzipiellen Ergebnisse zurückhalten, die er gewinnt: ein gleiches Endresultat zeigt sich ihm oft aus verschiedenen Ausgangs-

punkten entwickelt, zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Bedingungen auf verschiedene Weise entstanden.“²³

In dieser Gegenüberstellung von Sprachhistoriker und Mundartenforscher äußerte sich nicht nur eine Kritik der pauschalisierten Anwendung der junggrammatischen Theorien durch lautliche Rekonstruktionen, sondern auch an der Arbeitsweise der Marburger Schule und an den im Umkreis des „Deutschen Sprachatlasses“ entstandenen Dissertationen. Gegenüber der ahistorischen Betrachtung forderte Lasch auch für die Beschreibung der rezenten Mundarten die Beiziehung von entsprechenden Texten des 17. und 18. Jahrhunderts, einer Zeit nur spärlicher Überlieferung von Dialekttexten, um ein empirisches Fundament für die Analyse zu gewinnen. Dieses Programm setzte sie selbst in ihren Untersuchungen zum Hamburgischen um.

„Mit souveräner Sachkenntnis und ausführlicher Gründlichkeit“ –
Forschung und Lehre am Deutschen Seminar und an der
Hamburgischen Universität

„Ein gutes Geschick führte mich nach meiner Rückkehr aus Amerika nach Hamburg zu Professor Borchling, der hier [...] den heute wohl allgemein anerkannten Mittelpunkt der niederdeutschen Philologie schuf“,²⁴ beschrieb Agathe Lasch wenige Jahre später ihren Einstand am Hamburger Deutschen Seminar im Jahr 1917. Im Zuge der Konsolidierung des deutschen Seminars, das als wissenschaftliche Institution 1910 gegründet worden war, und im Rahmen seiner Bemühungen zur Etablierung der niederdeutschen Philologie als einer akademischen Disziplin hatte Conrad Borchling Agathe Lasch als wissenschaftliche Mitarbeiterin – in der damaligen Terminologie: „Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin“ – gewinnen können. Ihr wurde die Leitung des neu gegründeten Wörterbucharchivs übertragen und damit die Verantwortung für das „Hamburgische Wörterbuch“ wie später auch für das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“, dessen Publikation sie ab 1923 vorzubereiten begann.²⁵ Für beide Wörterbücher entwarf Agathe Lasch die Konzepte, erschloss die notwendige Materialgrundlage und begann mit der Artikelproduktion.

Im November 1919 habilitierte sich Agathe Lasch an der neu gegründeten Hamburgischen Universität, 1923 wurde ihr – als erster Frau dort – der Professorentitel verliehen, am 17. Dezember 1926 folgte der Ruf auf das neu geschaffene Extraordinariat für Niederdeutsche Philologie. Noch immer wurden Frauen im universitären Betrieb diskriminiert, aber Agathe Lasch konnte sich aufgrund ihrer außerordentlichen Qualifikation durchsetzen. Wie dem Protokoll der Sitzung der Hochschulbehörde vom 14. Dezember 1926 zu entnehmen ist, hatte aufgrund ihrer Erfahrungen in Lehre und Forschung die Philosophische Fakultät „nicht umhin [gekonnt], für diese Stelle ausnahmsweise eine weibliche Kraft vorzuschlagen“.²⁶ Die Hoffnung, nach der Übernahme des Extraordinariats für Niederdeutsche Philologie eine freiere, von den lexikographischen Pflichten entbundene akademische Tätigkeit auszuüben und mehr Zeit für selbstbestimmte Forschungen zu haben, wurde enttäuscht, da auch weiterhin nicht nur die Verantwortung für die Wörterbücher, sondern auch die Hauptarbeitslast auf ihren Schultern lag.

Dass lexikographische Arbeit und sprachgeschichtliche Forschung jedoch Hand in Hand gingen, belegen die umfänglichen Aufsätze zur Hamburger Sprachgeschichte „Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg“ (1918) und „Die literarische Entwicklung des Plattdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert“ (1926), in denen die für das „Hamburgische Wörterbuch“ herangezogenen Quellen systematisch ausgewertet wurden.²⁷ Sie zeugen von einer profunden Materialkenntnis, die zugleich notwendige Grundlage für die Wörterbucharbeit war. Auf diese Weise sind historische Stadtsprachenforschung und Lexikographie auf das Engste verknüpft. Zugleich belegen diese Publikationen das Interesse an der Sprachentwicklung vom Mittelniederdeutschen zum Neuniederdeutschen mit dem Ziel, „eine fortlaufende Sprachgeschichte aus überliefertem Material aufzustellen“, ohne auf Konstruktionen angewiesen zu sein.²⁸ In diesen Kontext gehört auch ein Aufsatz über „Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts“ (1920), den Agathe Lasch in der Festschrift zum 70. Geburtstag von Wilhelm Braune, die sie selbst redigierte, beisteuerte.²⁹ Mit diesen Arbeiten legte Agathe Lasch ein wesentliches Fundament für eine Hamburger Sprachgeschichte. Von ihr angeregte und betreute Dissertationen wie Annemarie Hübners „Studien zur Sprachform des frühen Hamburger Hochdeutsch“ (Doktorexamen 1938; Dissertation nicht publiziert) oder Artur Gabrielssons „Das Eindrin-

gen der hochdeutschen Sprache in die Schulen Niederdeutschlands des 16. und 17. Jahrhunderts“ (1932/33) ergänzten diese Bemühungen.

Anfang der 1930er Jahre wandte sich Agathe Lasch den ältesten niederdeutschen Sprachzeugnissen zu, wie sie es bereits in ihrem Lebenslauf von 1921, der ihren Personalakten beiliegt, in Aussicht gestellt hatte:

„Wenn ich so meine Tätigkeit bisher dem grammatischen Aufbau des Mittelniederdeutschen, der Übergangszeit, und, soweit der geschichtliche Zusammenhang und die Kontrolle der älteren Sprachüberlieferungen es erforderten, dem Neuniederdeutschen zugewandt habe, so soll meine spätere Tätigkeit sich mehr den Fragen der ältesten sächsischen Sprachstufe widmen (den Anfang habe ich mit einer Arbeit über den ‚Konjunktiv als Futurum im Mnd. und Altsächsischen‘ gemacht) und damit gedenke ich den Kreis zu schließen und in meiner Lebensarbeit die gesamte Geschichte des niederdeutschen Sprachzweiges zu umfassen.“³⁰

Spektakuläre Funde voraltsächsischer Runeninschriften in der Weser zogen ihr Interesse auf sich, die sie ausführlich anlässlich der Tagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1931 kommentierte. Aufgrund des sprachhistorischen Befunds sprach sie sich vorsichtig für die Echtheit der Runeninschriften aus, was in den 1980er Jahren durch kriminaltechnische Analysen bestätigt werden konnte.³¹ Zudem beschäftigte sie sich mit der Sprache altsächsischer Texte wie der Psalmenfragmente (1932) und des Taufgelöbnisses (1935). Ebenso wie der Aufsatz über das Taufgelöbnis erschien der letzte von Agathe Lasch publizierte Text über „Palatales k im Altniederdeutschen“ 1939 in der finnischen Zeitschrift „Neuphilologische Mitteilungen“, da es ihr nach der Entlassung aus dem Staatsdienst im Jahr 1934 nicht mehr möglich war, in Deutschland zu publizieren.³²

Eine Episode blieb Agathe Laschs Mitarbeit im Sachverständigenausschuss für die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung 1920/21, dessen „Leitsätze über die Vereinfachung der Rechtschreibung“ aufgrund allfälliger Proteste nicht umgesetzt wurden.³³

Wie in der Forschung lag der Schwerpunkt auch in der Lehre in der Sprach- und Literaturgeschichte des Niederdeutschen. Das Programm umfasste ebenso die altsächsischen wie die mittelniederdeutschen Denkmäler, mittelniederdeutsche Grammatik, niederdeutsche Sprachgeschichte sowie

die Rezeption der hochdeutschen Schriftsprache und die damit einhergehende Entwicklung der niederdeutschen Dialekte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wobei insbesondere die Sprache des Hamburger Raums ins Blickfeld rückte. Daneben standen Lehrveranstaltungen zu den germanischen Sprachen und zur hochdeutschen Sprachgeschichte bis in die Gegenwart.³⁴

Martta Jaatinen, die bei Agathe Lasch in Hamburg studiert hatte, schilderte in ihrer Gedenkansprache 1947 in Helsinki den akademischen Unterricht:

„Die akademische Lehrertätigkeit in Hamburg bildet den Höhepunkt ihres praktischen Lebenswerkes. Hier hatte sie die Gelegenheit, ihre reichen Kenntnisse praktisch zu verwerten und auf ihre lebendige Art den Schülern zu übermitteln. In ihren Vorlesungen und Übungen bildete die nd. Sprachgeschichte immer die Grundlage, von der sie geschickt die Fäden einerseits rückwärts zum Altsächsischen, andererseits vorwärts zum Neuhochdeutschen lenken konnte und auf diese Weise das Nd. in die Gesamtentwicklung des Deutschen stellte, was schon von Anfang an in allen ihren Arbeiten das Thema bildete. Mit souveräner Sachkenntnis und ausführlicher Gründlichkeit hat sie immer in ihren Vorlesungen nach ihren eigenen Methoden die sprachgeschichtlichen Erscheinungen erklärt. Daneben hielt sie stets Vorlesungen, in denen die literargeschichtliche Seite der Denkmäler besprochen wurde. Die Studentengenerationen, die während der zirka anderthalb Jahrzehnte unter Leitung von Prof. Lasch an der Hamburgischen Universität studierten, haben besonders gute philologische Schulung erhalten.“³⁵

Aus ihren Briefen an die Doktorandin Annemarie Hübner geht die intensive Anteilnahme am Voranschreiten der Dissertation hervor sowie die wiederholt zum Ausdruck gebrachte Zusicherung der Unterstützung im Promotionsverfahren.³⁶ Zur fachlichen Betreuung kam persönliche Zugewandtheit. Martta Jaatinen schildert in ihren Erinnerungen, dass sie oft bei Agathe Lasch zu Gast gewesen sei und einmal sogar den Weihnachtsabend bei ihr verbracht habe.³⁷ Dass Agathe Lasch sich um die Sorgen und Nöte insbesondere ihrer Studentinnen kümmerte, sich um Stipendien für sie bemühte oder sie auch aus eigener Tasche finanziell unterstützte, wenn es notwendig war, ist mehrfach beschrieben worden.³⁸

„... das Verlangen der Bürgerschaft erstens nach Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, zweitens nach Pflege der Auslandsbeziehungen“ – Hamburger Wörterbuchprojekte

Über den lexikographischen Alltag sind wir durch Arbeitsberichte und Korrespondenzen vergleichsweise gut unterrichtet. In einer an die Hochschulbehörde gerichteten Mitteilung vom 20. Februar 1929 beschrieb Agathe Lasch den Umfang und die Bedeutung der Hamburger Wörterbuchunternehmen. Das Besondere der Arbeitsstelle lag darin begründet, dass es sich um zwei aufeinander bezogene Projekte handelte. Neben der Materialaufarbeitung und Artikelerstellung bestimmte zusätzlich eine breite Auskunfts­tätigkeit den Arbeitsalltag. Insbesondere hob Lasch den hohen wissenschaftlichen Wert des Zettelmaterials hervor: „ein bleibender Besitz von wissenschaftlich größter Bedeutung, der den Besitzer, d.i. das Hamburgische Wörterbucharchiv, für alle Zeiten zum Mittelpunkt für alle macht, die sich mit einschlägigen Studien befassen“.³⁹ Dadurch unterstützte sie nachdrücklich die Bestrebungen Borchlings, durch den Ausbau der Bibliothek und durch die Locierung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Hamburg zum Zentrum der niederdeutschen Philologie zu machen.⁴⁰ Während Borchling dabei eher den Aspekt des Wissenschaftsmanagements im Blick hatte, war für Agathe Lasch das Ziel prioritär, eine niederdeutsche Philologie als selbstständige akademische Disziplin mit eigenen Theorien und Methoden zu etablieren.

Ein weiterer Aspekt galt der gesellschaftlichen Relevanz der lexikographischen Unternehmen:

„Ich darf wohl zuletzt noch darauf hinweisen, daß wenige Abteilungen der Universitätsseminare das Verlangen der Bürgerschaft erstens nach Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, zweitens nach Pflege der Auslandsbeziehungen in gleichem Maße wie das Wörterbucharchiv erfüllen werden, denn es gibt wohl kein germanisches Sprachgebiet, aus dem man sich nicht in Auskünften über das Niederdeutsche, speziell das Mittelniederdeutsche, an uns wendet.“⁴¹

Durch die wissenschaftliche Reputation, die sich insbesondere in der hohen Zahl von Anfragen manifestierte, und durch die Verankerung im lokalen Sprachraum waren zwei wesentliche Vorzüge für die noch junge Universität

gegeben: die gesellschaftliche Akzeptanz der wissenschaftlichen Arbeit innerhalb der Stadt und die internationale Ausstrahlung der Forschungseinrichtung.

Mit der Bearbeitung des „Hamburgischen Wörterbuchs“ konnte sich die Hamburgische Universität von Anfang an in einen damals hochaktuellen dialektlexikographischen Forschungszusammenhang einreihen. Auf Initiative der Berliner Akademie der Wissenschaften waren 1913 in Marburg Vertreter der bis dahin existierenden Wörterbuchunternehmungen zum sogenannten Wörterbuchkartell zusammengekommen, um ihre einzelnen Projekte zu koordinieren und vor allem um die Bearbeitungsgebiete aufeinander abzustimmen. Ergebnis war der Plan zur flächendeckenden Erhebung des mundartlichen Wortschatzes. In dieses ehrgeizige Vorhaben fügte sich das „Hamburgische Wörterbuch“ hervorragend ein. Im Vergleich mit anderen regionalsprachlichen Wörterbüchern wie dem „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch“ (erschieden 1927 bis 1935), dem „Mecklenburgischen Wörterbuch“ (erschieden 1937 bis 1997) oder dem „Niedersächsischen Wörterbuch“ (erschieden ab 1953) nahm das „Hamburgische Wörterbuch“ allerdings eine Sonderstellung ein. Als Wörterbuch einer Stadtsprache hatte es die Aufgabe, die genuin städtische Heterogenität der Lebensbereiche und die damit verbundene sprachliche Vielfalt abzubilden, die sich im Laufe der Zeit entwickelt hatte. Die historische Ausrichtung stellte das „Hamburgische Wörterbuch“ in einen engen Zusammenhang mit dem „Mittelniederdeutschen Wörterbuch“, das insbesondere die spezifisch hansestädtische Sprachwirklichkeit dokumentiert, sodass beide Wörterbuchprojekte in gegenseitiger Bezugnahme entstanden.

Trotz des wissenschaftlichen wie des institutionellen Stellenwertes hatten die Wörterbuchunternehmen unter einer unzureichenden finanziellen Ausstattung zu leiden. Bereits am 27. Juni 1921 schilderte Conrad Borchling als Direktor des Germanischen Seminars die prekäre Situation in der „Sammelstelle für das hamburgische Wörterbuch“. Er wies darauf hin, dass manche Ausgaben von Agathe Lasch, der Leiterin der Arbeitsstelle, privat übernommen oder aus einem Spendenfonds finanziert wurden. Personell fehle vor allem eine Schreibkraft: „Jetzt liegen die Dinge so, daß oft genug Frl. Dr. Lasch ihre wertvolle Zeit mit einfachen mechanischen Schreibarbeiten vertun muß [...]“⁴² Die finanzielle Ausstattung verbesserte sich erst nach wiederholten Eingaben an die Behörde. Erst 1927 wurde ein entsprechendes Gesuch Agathe Laschs positiv beschieden. Daraufhin konnten ein „Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ und eine Schreibkraft eingestellt werden.

Im Verhältnis zu anderen Wörterbucharbeitsstellen war dies eine minimale Ausstattung, um die zudem immer wieder gerungen werden musste. Bereits 1931 wurde die Stelle des „Wissenschaftlichen Hilfsarbeiters“ wieder vakant.

Wie aufwendig sich das lexikographische Tagesgeschäft u. a. durch ausführliche Feldstudien gestaltete, geht aus einem Brief an ihren Nachfolger Hans Teske von 1934 hervor, in dem Agathe Lasch ihre Materialerhebungen in den Vierlanden schildert:

„Ich habe mir früher bei meinen Besuchen immer je nach Notwendigkeit einen Plan gemacht und abgefragt, so z. B. in der Gegend von Allermöhe, wo bes. Gemüsebau betrieben wird, über die Bereitung des Landes (dort wurde der Boden erst mit Saat gemischt, der von bestimmten Stellen geholt wurde usw.), die Geräte, den Anbau, oder ich sah an 2 aufeinander folgenden Tagen ein vierländisches und ein Finkenwärderer Bauernhaus vom Keller bis zum Boden, oder ich kam etwa in Neuengamme zu einer Frau, die ich beim Plätten traf in Gegenwart ihrer alten Mutter, und fragte diesen Frauen nun die neuen und älteren häuslichen Verrichtungen ab usw.“⁴³

Ein letzter Bericht Agathe Laschs über das Voranschreiten der Wörterbucharbeit erschien im Dezember 1933, in dem sie den Stand der Arbeiten erläutert: Für das „Hamburgische Wörterbuch“ konnten durch die Auswertung entsprechender Literatur, durch Fragebogenerhebungen und teilnehmende Beobachtungen ca. 180.000 Belege gesammelt werden, für das „Mittelniederdeutsche Handwörterbuch“ waren bis Ende 1933 bereits sechs Lieferungen veröffentlicht worden – eine weitere Lieferung aus der Feder Agathe Laschs sollte 1934 folgen. Das mittelniederdeutsche Archiv war auf ca. eine Viertelmillion Zettel angewachsen.⁴⁴

„... das Wort in das Leben einstellen“ – Prinzipien der Lexikographie

Im „Hamburgischen Wörterbuch“ sollte der niederdeutsche Wortschatz des gesamten Hamburger Staatsgebietes von seinen Anfängen im 13. Jahr-

hundert bis zur Gegenwart in seiner funktionalen Vielfalt und seiner räumlichen und zeitlichen Differenzierung dokumentiert werden. Ausgangspunkt der lexikographischen Arbeiten war eine Zusammenstellung des hamburgischen Wortschatzes, die der Bibliothekar Christoph Walther zusammengetragen hatte. Dieser lexikographische Grundstock war jedoch nicht geeignet, den selbst gesetzten Anspruch zu erfüllen, ein modernes stadtsprachliches Wörterbuch zu schaffen, das die Entwicklung der städtischen Sprachgeschichte zu erhellen vermochte. Die Belege mussten systematisch durch Exzerpte aus historischen Quellen und insbesondere aus dem gesprochenen Gegenwartsniederdeutsch ergänzt, in ihrem Kontext dargestellt und in ihrem Gebrauch erläutert werden:

„Es gilt, das Hamburger Plattdeutsch aus der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart festzuhalten, das Wort nicht nur zu buchen, sondern in vollem Gebrauch zu zeigen, wo es nötig ist, in Beispielen, wo es möglich ist, in Anführungen von Redensarten, Sprichwörtern, Reimen, Spielen, Scherzen, in Hinweisen auf die bez. Sitten und Gebräuche im beruflichen oder privaten Leben und Treiben. Zugleich aber soll das Wörterbuch als ein historisches Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Sprache auch die älteren Formen oder Bedeutungen eines Wortes in den vergangenen Jahrhunderten zeigen. Zu diesem Zwecke sind auch ältere Überlieferungen von der mittelniederdeutschen Zeit (Zunfturkunden, Bursprachen u. a. innerhamburgische Texte) bis zur Neuzeit auszuschöpfen. So wird im Augenblick die reiche Sammlung hamburgischer Gelegenheitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert im Besitze der Hamburger Stadtbibliothek zu diesem Zweck ausgezogen.“⁴⁵

Das geplante Wörterbuch sollte keine „einfache Wortzusammenstellung sein [...], sondern die einzelnen Artikel werden zugleich auch den volkskundlichen, geschichtlichen usw. Zusammenhang geben, das Wort in das Leben einstellen“.⁴⁶

A

A n., auch m., der Buchstabe A: *vun A bet Z; de A secht, mutt ook B seggen; ick kann nich lesen, nich mal dat grote A in de Hahnenfibel Mähl* (um 1870).

a [q:] interj., Ausruf des Erstaunens.

A-a n., f. und m., Kot, bes. in der Kindersprache; a-a *dohn* „wenn Kinder kacken wollen“, R1 36, Sch8 I, 1: *mök gau A-a*.

aach [qɔ] interj., Ausruf, bes. des Erstaunens, des Ärgers, Schreckens oder der Abwehr.

Aadbaar m., Storch, s. *Adebaar* und *Ēber*.

Aadje [o-ɕə] m., Koseform für Adolf; im Hbg. Waisenhaus scherzh. für den Brotknust (um 1920); vgl. *Addel*.

Adler m., Plur. -s, Adler; als „von Bauern gehört“ gibt W_A (um 1890) die Form *adelér* an. — Ein Märchen von *Leuw, Ödler, Hund un Ömeis* s. Mitt. Quickb. 27, 102. Beim Losen mit Münzen: *Wullt du Tall (Kopp) oder Ö?* Syn.: *Aar, Aarnt*. Zus.: *Dubbelaadler*.

Aadlerbuur n., Adlerkügig, Spottname für die vom Lithographen Adler erbauten transparenten Anschlagssäulen (um 1875).

aadlich, adelich adj., adv., adlig: *dat gūngn doar wat adelig* (vornehm) *her Mähl* (um 1870); *de Ödiligen hebbt 'n swatt Örslock* Lghorn, Harbg.

Aal [o:l] m., Plur. Öl, Öls, Öln; *Aal*, *anguilla vulgaris*; R1 378 *Aul*. Sobald der Aal sich im Frühjahr in der Elbe zeigt (*de Öl loppt al*), beginnt der Fang und dauert bis in den Winter. Man unterscheidet dabei das *Pöddern* und das *Stēken* (s. d.) vom mehr berufsmäßigen Fang mit *Aalangel*, *-bung*, *-hark*, *-korf*, *-rūüs*, *-snoor*. Bei schwülem Wetter beißen die Aale besonders gut an: *de Öl biet*. Schon im 16. Jh. werden nach der Farbe *gröne* und *gele A.* unterschieden (MHG 3, 50); heute *Gel-* und *Blanköl*, nach der Gelb- oder Weißfärbung unter dem Maul. Nach Entwicklungsstadium, Größe und Form spricht man von: *Glasöl*, *gōtliche* (mittelgroße) *Öl*, *Pintöl*, *Pundsöl*, *Breetmuul*, *Poggensluker*, *Spitzkopp*; nach der Zubereitungsart gibt es: *greune* (frische, nicht verarbeitete Aale), *bröde*, *solten*, *sure Öl*, *Reuker*-, *Smutt*-, *Spicköl*, schon 1503 *drogen* (geräucherten) und *witten* oder *solten all* (gekochten oder gesalzenen).

Ausruf der Fischfrauen und -händler auf den Straßen: *Wey (wöllt ji) gröne Aal?* (Hbg. Uhtroop 1720); später: *Öl, gereukerte Öl*, worauf das Echo der Straßenjungen: *de Trepp hendöl*; meistens: *Öl, greune Öl!* mit vielen Erweiterungen,

Hamburgisches Wörterbuch

z. B. 1. *Öl, greune Öl, Madamm, komm Se möl dö! Mit'n Putt (Fatt) oder mit de Schöl. Hier gifft dat greune Öl!*

Für den zweiten Teil auch: *De Köksch (Ollsch), de sitt in'n Kellerlock un flickt ern (den) Krinolinenrock.*

Auch mit dem Zusatz: *Sünd de Löcker ni so groot, ö, wa'n Noot! —*

Oder: *De Köksch de sitt in'n Kellerlock un fritt de gēlen Tweeback op.*

2. *Öl, greune Öl! mien Mann steit an'n Pöl (Pranger), mien Kind licht in de Botterkist, un dörüm roop ik doch mit Fisch!*

3. *Madamm, köm' Se hendöl vun 'n Söl un keupen Se 'n Öl Vierl.*

Noch weiter ausgestaltet in einem Drehorgellied von etwa 1857 (nach dem Gedächtnis aufgezeichnet um 1920):

Jan Swiemler un sien Wief mökt sik manchen Tietverdrief, he harr as Snider leert, doch bald to' n Schooster sik bekeert.

Dörbi weer he denn ook bleben, dat he lēv in Glanz un Wicks, Arbeit quēl em nich in'n Lēben, dörto weer sien Wief ganz ficks.

Se gung so slank un stuur; driest un lustich vun Natuur reup se so frisch un hell det (!) Morgens al uut vulle Kēl:

„Öl, greune Öl, de sünd so recht kaptöl; hüt gifft dat wedder frische Wör bi Doris Swiemler nett un rōr.

Öl, greune Öl, mökt mi nich so vēl Quöl, un lōt mi nich so lang' hier stōn, sünst ward mi de Geduld vergōn.“

„Öl, greune Öl, harr ik en twee Schöl, gewiß, ik smee se di an'n Kopp; denn heurst du woll to beden op.“

Am Schluß folgt der oben unter 1. genannte Vers mit der Variante vom *Krinolinenrock*. Aus dem „bekanntem Hbg. Aalverkäuflied“ zitiert Sch8 IV, 305 und III, 116:

Hier staa ik mit min' Aal un roop Straat up un Straat daal un kann se nich verdeelen.

*Min Fründ, et is to laaf,
et is de beste Raad:
ji möt se sülvst verneelen (verzehren).
Ei, see Se mal den Aal,
recht as en lütjen Paal,
he is vörwaar nig spuddig,
he is jo nig recht gladd,
ik heff all meer Aal hatt,
de Aal is ook nig muddig.*

Öl, greune Öl rief man in Vierl. den Melkmädchen zu, die nicht, wie üblich, einen *witten Plöten* (Schürze) trugen. In Altona war um 1900 allgemein ein Lied bekannt, das begann: *In Fockbek hebbt se 'n Öl versöpen*; vgl. den bei Mens. II, 175 beschriebenen Schuldbürgerstreich der Einwohner von Fockbek bei Rendsburg.

Auf dem Lämmermarkt wurden Aale ausgewürfelt mit dem Ruf: *Unner de söben un öber de veertein, denn gewinnt man hier so 'n dicken fetten Öl* Auf dem Dom riefen Spielwarenverkäufer aus: *Hier hebbt wi noch enen von Wäber sien Öl, de danzt op 'n Buuk den Steenwech hendöl. Kost man enen Groschen. Vgl. Aalwever.*

Redensarten:

Strax ale braden, etwas schnell ausführen, gleich ans Werk gehen (1656); *glatt (glitschich, glattmilch, smidich)* as 'n Öl (auch: as'n Finkwarder Öl Blank.) gewandt, geschmeidig, überfreundlich, vgl. *aalglatt*; *he winnt' (slengt) sik* as 'n Öl macht Ausflüchte; von einer unschön verlaufenden Kurve des Schiffskörpers: *dat strökt jö wie so'n Finkwarder Öl. Dör (nu) smitt sik en Öl op!* sagt man, wenn ein Aal an die Oberfläche kommt, Lghorn; oft übertr. (schon Bx 1819): da macht sich einer wichtig, führt prahlerische Reden; auch bei einem unerwarteten Trumpf im Kartenspiel. *Dör smitt sik en Öl in de Blink op!* sagt man von jem., der vorlaut ist, Vierl. *Dör smet sik een Öl nö 'n annern op* eine Überraschung folgte auf die andere. *Suups weur he dör as 'n Öl, de sik in de Mutf* (Schlamm) *opsmitt* plötzlich, überraschend. *Ik weur opsmeten as 'n Öl in de Sandkist* hilflos. *De passt as de (en) Öl in de Pann* gut, genau. *Dat is en Leben as brad Aal (en Leben, wat is brat A. mit Appelmoos dargegen!)* herrlich und in Freuden, Mühl. *Dat is mi ganz egöl, Speck oder Öl* (oder: ob he mit Sprotten hanneln oder mit Öl). Die Wasserleitung war früher oft durch kleine Aale verstopft; daher die Ra.: *se heff en Öl in de Wöterleitung hatt* ist schwanger. Junge Mädchen, die ins Wasser gefallen sind, werden gewarnt: *Kiekuut, dat ji keen' Öl ünnern Rock kriegt!* Wenn die Strümpfe in Ringeln um die Knöchel sitzen, spottet man: *de will Öl fangen.*

Kinderreim:

*Brade Aal, de kriegt wi nich,
de eet de ole Bösewicht;*

*Bösewicht seet oppen Schapp,
wör en lüttje graue Katt;
graue Katt löppt inne Twief,
wör en ohl Soldatenwiew. Alt. (um 1850).*

Lied vom *pi-pa-poolschen Öl* s. *poolsch*.

Aberglaube: Der Kopf des Aals gilt als giftig. Um Trunksüchtige zu heilen, wird ihnen Brantwein eingegeben, in dem ein Aal erstickt ist, Vierl. Moorb., Wohld.; Warzen betupft man mit Aalblut, Vierl., Billw. Ein Gerstenkorn bestreicht man mit einem Aalkopf, Vierl.; Aale sollen nachts an Land gehen und Erbsen ausschoten. Wenn man Asche streut, kann man sie fangen. Aale leben angeschlossen von Leichen.

In übertragener Bedeutung: a) mit Tauwerk überzogener Gummischlauch, der als Strafmittel in der Schule gebraucht wurde. b) scherzhaft für Torpedo (bei der Kriegsmarine). c) auch für aalähnliche Tiere in den Zuss. *Heid-* und *Landöl*. Zuss.: *Blank-, Driev-, Glas-, Heid-, Land-, Moor-, Mut-, Puut-, Quack-, Queek-, Röker-, Korf-, Sand-, See-, Sett-, Sluuk-, Smoor-, Smutt-, Spick-, Steen-, Suuraal*.

Aal' [o:l] f. und m., Ahle, Pfiem, von Schustern, Sattlern und Bürstenbindern gebraucht; vorwiegend linkselbisch, aber auch in Hbg., Nienst., Hummelsb. Syn.: *Aalisen, Doorn, Els, Oort, Prien (Preen), Spitzbaar, Sual (Sool)*. Zuss.: *Net-, Remen-, Riev-, Rundaal*.

Aal' [o:l] m., Ortstein. Dazu der Straßenn. *Ahlfeld*, Lghorn. Syn.: *Bick, Foff, Gnurr, Noor, Oortsteen*.

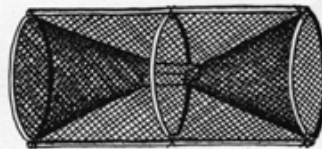
Aalammer m., roter, flacher Holzleimer, dessen Boden mit Sand bedeckt war, zum Transport lebender Aale.

Aalangel f., ein Aalfangergerät.

Aalber f., schwarze Johannisbeere, Volksd. Blank.; vielleicht zu *Aal'*.

Aalbood f., Jahrmarktsbude, in der Aale verkauft und ausgespielt wurden.

Aalbung' f., Aalfangergerät.



Aaldack n., Regenschirm (scherzh.), weil mit *Aalhuut* bezogen, Bramf.

Aalcljer m., Blank. = *Aalsteker*.

Aalfett n., Aalfett, früher gegen Furunkeln und andere Hautgeschwüre gebraucht, Lghorn. **aalglatt** adj., aalglatt, gewöhnlich übertragen gebraucht vom Benehmen und Wesen des Menschen.

Aalgripen n., Aalegreifen als Jahrmarktsbelustigung.

Mit der Forderung, „das Wort in das Leben einzustellen“, wird der in ihren stadtsprachlichen Studien ebenfalls bevorzugte sprachhistorische Ansatz einer Verbindung von externer und interner Sprachgeschichte treffend formuliert. Ein Beispiel für die Einbettung in kulturhistorische Zusammenhänge liefert die Artikelstrecke „Aal“ – „Aalweber“, die Agathe Lasch als Probeartikel selbst verfasst hatte. Neben der Semantik der Lexeme werden auch volkskundliche Aspekte wie Aalfang und der Handel mit Aalen oder die abergläubische Verwendung u. a. durch ergänzende Abbildungen erläutert. Komposita und Kollokationen sind ebenso angeführt wie Ausrufe auf dem Markt, Redensarten und Sprichwörter, gereimte Strophen oder auch Lieder. Sprachgeschichte wird auf diese Weise als Teil der Kulturgeschichte erfahrbar gemacht.⁴⁷

Als Basis für die Ausarbeitung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ konnte Agathe Lasch Exzerpte nutzen, die Christoph Walther bei der Überarbeitung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ von Karl Schiller und August Lübben (6 Bde. 1875 bis 1881) aus den Quellen ausgezogen und in sein Handexemplar eingetragen hatte. Dieses Material wurde kritisch überprüft und aus weiteren Quellen wesentlich ergänzt.

Im Vorwort zur ersten Lieferung 1928 wird die Bedeutung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ hervorgehoben:

„Durch die enge Verknüpfung der niederdeutschen Sprachgeschichte mit der Zeitgeschichte, der politischen und der Geistesgeschichte, die die moderne niederdeutsche Philologie energisch unterstrich, die Betonung der wirtschaftlichen Bedeutung des Niederdeutschen als Hansesprache, die Bewertung und sprachliche Verwertung der Stadtbücher und verwandter Aufzeichnungen ist eine ungeheuer reiche Quelle für den Wortschatz erschlossen, die noch lange nicht ausgeschöpft ist, und der in jeder neuen Veröffentlichung aus den noch in ihrer Mehrzahl ungehobenen Schätzen der norddeutschen Stadtarchive immer neues Material zufließen wird.“⁴⁸

Ein wesentlicher Anstoß für eine Neuerarbeitung des Wörterbuchs war neben der zwischenzeitlichen Veröffentlichung von Quellen, die maßgeblich zu einer Aktualisierung der semantischen Beschreibungen beitrugen, der Fortschritt in der Grammatikforschung, insbesondere durch die „Mittelniederdeutsche Grammatik“ Agathe Laschs. Das Wörterbuch nahm diese neu-

en grammatischen Erkenntnisse auf, indem erstmals konsequent der Umlaut bezeichnet wurde und alte Vokallängen von gedehnten Tonlängen unterschieden wurden.

Als äußerst bedauerlich empfand es Agathe Lasch, dass die komprimierte Form des Handwörterbuchs es nicht erlaubte, die Wörter im Kontext darzustellen:

„Daß das Material nicht in einem großen Wörterbuch mit den entsprechenden Belegen dargeboten werden durfte, bedeutete für die Herausgeber eine sehr beklagenswerte Entsagung. Die Sammlungen sind vorhanden; die geistige Tätigkeit war bei einem Handwörterbuch, das ohne Belege erläutern soll, sogar noch schärfer, intensiver als in einem Werke, das die Möglichkeit bietet, sich in schwierigen Fällen durch Abdruck des Zitats zu helfen.“⁴⁹

Als ein weiteres Desiderat wurde im Vorwort beklagt, dass es ebenfalls aus äußeren Gründen nicht möglich war, Hinweise auf die regionale und temporale Verortung des Wortschatzes aufzunehmen. Als die Neufassung eines mittelniederdeutschen Belegwörterbuchs im Laufe der Jahre immer unwahrscheinlicher wurde, nahm Gerhard Cordes, der spätere Herausgeber des „Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs“, ab dem Buchstaben L vermehrt Belege auf. Eine konsequente Belegwiedergabe ist aber erst ab dem Stichwort „opperschöler“ durchgeführt worden, nachdem Dieter Möhn die Verantwortung für das Wörterbuch übernommen hatte.

„Aber ich will immer noch nicht verzagen“ –
Ausschluss aus der Hamburger Universität und vergebliche
Emigrationsbemühungen

Am 30. Juni 1934 wurde Agathe Lasch als „Nichtarierin“ auf Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom Dienst suspendiert und in den Ruhestand versetzt.⁵⁰ Initiativen von Hamburger Studierenden und von skandinavischen Kollegen – unter der Federführung von Erik Rooth – hatten diese Zwangsmaßnahme zwar verzögern können, aber nicht endgültig verhindert. Bereits 1933 war Agathe Lasch von ihrem

Amt als Vorstandsmitglied im Verein für niederdeutsche Sprachforschung, wie sie an den Vorsitzenden Borchling schrieb, im „Interesse des Vereins“ zurückgetreten.⁵¹

Agathe Lasch blieb zunächst in Hamburg, zunehmend isoliert von der Universität und ausgeschlossen vom akademischen Leben, bis zu ihrem Umzug 1937 nach Berlin in die Nähe ihrer beiden Schwestern, mit denen sie dann ab 1939 ihre Wohnung teilen musste. Mit der Entlassung aus der Hochschule gestaltete sich das wissenschaftliche Arbeiten zunehmend schwieriger und wurde ihr schließlich unmöglich gemacht. Deutlichster Ausdruck dessen ist, dass Agathe Lasch neben den beiden bereits genannten Aufsätzen zum Altniederdeutschen, die in Finnland erschienen, lediglich noch Rezensionen veröffentlichen konnte.

Unter dem Eindruck zunehmender Bedrohung ihrer Existenz bemühte sich Agathe Lasch ab 1935 wiederholt um eine wissenschaftliche Anstellung im Ausland.⁵² Nachdem die Bitte an die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland 1935 um Vermittlung einer Stelle an einer ausländischen Universität zu keinem Ergebnis geführt hatte, wandte sich Agathe Lasch 1938 an das Bryn Mawr College und bewarb sich im selben Jahr um eine Lektoratsstelle an der schwedischen Universität Göteborg, beides ebenfalls ohne den erhofften Erfolg. In einem Brief an den Lunder Professor Erik Rooth, mit dem sie bis 1942 kontinuierlich korrespondierte und der sie mehrfach nach Schweden eingeladen hatte, bat sie ebenfalls im Jahr 1938 noch einmal dringlich um Unterstützung bei der Suche nach einer geeigneten Stelle und zeigte sich über die neuerlichen politischen Entwicklungen äußerst beunruhigt.⁵³

Im Jahr 1939 schließlich schien sich das Blatt zu wenden. Agathe Lasch hatte sich nach persönlicher Kontaktaufnahme auf die vakante Professur für germanische Philologie in Tartu (Estland) beworben, auf die Rooth sie aufmerksam gemacht hatte.⁵⁴ Unterstützt wurde die Bewerbung durch ein Gutachten des Göttinger Germanisten Edward Schröder.⁵⁵ Während Fakultätsrat und Universitätsrat das Bewerbungsverfahren damit abschlossen, Agathe Lasch für einen Ruf auf die Stelle vorzuschlagen, war das deutsche Auswärtige Amt auf das Besetzungsverfahren aufmerksam geworden und forderte von der Hamburger Universität Informationen „über die Persönlichkeit von Frau Lasch, vor allem über ihre wissenschaftliche und politische Eignung für die Auslandstätigkeit“.⁵⁶ Der zuständige Fachvertreter Conrad Borchling, mit dem Agathe Lasch mehr als anderthalb Jahrzehnte

eng zusammengearbeitet hatte, verfasste ein sachliches und knappes, inhaltlich sehr positives Gutachten. Er hob darin die wissenschaftlichen Leistungen hervor, äußerte sich anerkennend über die Lehre und verwies darauf, dass Agathe Lasch im Ersten Weltkrieg aus den USA nach Deutschland zurückgekehrt war, weil sie die deutsch-feindlichen Tendenzen nicht mehr ertragen wollte.⁵⁷ Dennoch scheiterte das Besetzungsverfahren, wahrscheinlich aufgrund der deutschen Intervention.

Im Dezember 1938 war es „jüdischen“ Wissenschaftlern vollständig verboten worden, in Hochschulinstitutionen ihren Forschungen nachzugehen. Damit war kaum noch an eine wissenschaftliche Arbeit zu denken, wie Agathe Lasch in einem Brief an Erich Nörrenberg konstatierte, in dem sie auch auf ihre Bemühungen anspielte, einen Ruf nach Tartu zu erhalten:

„Bleibe ich hier, so ist natürlich meine Arbeit ohne den Gebrauch öffentlicher Bibliotheken ziemlich unterbunden. Aber ich will noch immer nicht verzagen und hoffen, daß auch ich noch einmal wieder der deutschen Philologie dienen darf.“⁵⁸

Hilfreich war in dieser Situation, dass ihre ehemalige Studentin Martta Jaatinen 1938 zum Studium nach Berlin kam, die Agathe Lasch bis zu ihrer Rückkehr nach Finnland 1939 regelmäßig besuchte und mit wissenschaftlicher Literatur versorgte. In der Korrespondenz mit Erik Rooth berichtete Lasch noch von mehreren wissenschaftlichen Arbeiten, die sie bis 1942 fertigstellte, darunter eine Monographie über die Lübecker Stadtschreiber, eine Abhandlung über die Werdener Prudentiusglossen sowie eine Darstellung der norddeutschen Sprachgeschichte, die jedoch nicht mehr veröffentlicht wurden und heute als verloren gelten.⁵⁹

Nachdem im Oktober 1941 die Deportationen begonnen hatten, wandte sich im Dezember Claudine de l'Aigles an die Landesunterrichtsbehörde in Hamburg mit der Bitte, ein Bleiberecht für Agathe Lasch zu erwirken. Nachdem Behörde und Universität abgelehnt hatten, sich dafür einzusetzen, wurde eine entsprechende Anfrage an Conrad Borchling gerichtet, der daraufhin recht knapp erklärte:

„Wie die Dinge nun einmal liegen, bin ich ausserstande, von mir persönlich aus Schritte in der Angelegenheit von Fr. Prof. Agathe Lasch zu unternehmen, so sehr ich auch ihre wissenschaftlichen Arbeiten hochschätzen und ihr charakterliches Verhalten anerkennen muss.“⁶⁰

Wie isoliert von anderen Wissenschaftlern Agathe Lasch war und wie sehr ihr am wissenschaftlichen Austausch lag, geht aus ihrem Brief vom 15. April 1942, dem letzten an Rooth gerichteten Schreiben, hervor:

„Was Sie mir von den eigenen Arbeitsplänen und denen Ihrer Schüler berichteten, war mir äusserst interessant. Ich höre so selten mehr etwas von diesen Dingen, und daher ist mir auch die kleinste Mitteilung von diesen Lunder philologischen Bestrebungen lieb und anregend und beschäftigt mich innerlich.“⁶¹

Aufgrund einer Verfügung vom 9. Juli 1942 wurde Agathe Laschs Bibliothek beschlagnahmt, Vorbote der folgenden Deportation. Ein Teil der Bücher gelangte in den Besitz des Germanischen Seminars der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, nachdem dessen Direktor Hans Kuhn die Bücher für den Handapparat des neu berufenen Professors Gerhard Cordes, eines Hamburger Schülers Agathe Laschs, reklamiert hatte. Dass Universitätsbibliotheken ohne Skrupel die Bücher jüdischer Gelehrter als willkommene Ergänzung ihrer Bestände auffassten und sich gezielt darum bemühten, geht auch aus der Anfrage der Universität Kiel hervor, die ebenfalls ihr Interesse an der Bibliothek zur Restitution des durch einen Bombenangriff verlorenen niederdeutschen Bestandes signalisiert hatte.⁶² Sollte nicht eine Verwechslung mit den Anfragen aus Berlin und Kiel vorliegen, so scheute man auch in Hamburg nicht davor zurück, sich Gedanken über den Verbleib der Bibliothek nach einer möglichen Deportation zu machen. Nach dem Zeugnis Martta Jaatinens hatte Agathe Lasch Anfang 1942 davon Kenntnis erhalten, „dass aus Hamburg jemand beantragt hatte, falls sie fortkäme, möchte ihre Bibliothek nicht zerstreut werden, sondern für ein wissenschaftliches Institut erhalten bleiben“.⁶³

Am 15. August 1942 wurde Agathe Lasch nach Riga deportiert und dort am 18. August ermordet.

„Die Selbstverständlichkeit des Erinnerns“ – Gedenken an Agathe Lasch

„Die Selbstverständlichkeit des Erinnerns aber, durch Anknüpfen, Weiterführen und Vollenden muss und wird sich vor allem in der Zukunft jener Wissenschaft bewähren, zu der Agathe Lasch so viel beigetragen hat, welche ihre Lebensmitte war, in der Wissenschaft von der Sprache und ihren historischen Bedingungen.“⁶⁴

So formulierte Dieter Möhn in seinem Vortrag anlässlich der Benennung des Agathe-Lasch-Hörsaals im Hauptgebäude der Universität Hamburg nicht nur den Auftrag, der sich einer Wissenschaft von der niederdeutschen Sprache und Literatur stellt, wie Agathe Lasch sie nachdrücklich als eigenständige Disziplin forderte und förderte, sondern auch die Verpflichtung der Universität und der Stadt Hamburg dieser Wissenschaft gegenüber.

Als ein Zeichen des Gedenkens wurde von der Stadt Hamburg 1991 der Agathe-Lasch-Preis⁶⁵ ins Leben gerufen, der an Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler für hervorragende Arbeiten aus dem Forschungsgebiet Agathe Laschs vergeben wird. Die Universität Hamburg ehrte sie 1999 durch die Benennung des Agathe-Lasch-Hörsaals. Neben einer 1971 nach der Germanistin benannten Straße⁶⁶ erinnern in Hamburg zwei *Stolpersteine* an Agathe Lasch, seit 2007 ein Stein vor dem Haus in der Gustav-Leo-Straße Nr. 9, in dem sie bis 1937 wohnte, und ein Stein vor dem Hauptgebäude der Universität, der im April 2010 verlegt wurde.

Anmerkungen

¹ Zur Biographie Agathe Laschs vgl. Christine M. Kaiser: *Agathe Lasch (1879–1942). Erste Germanistikprofessorin Deutschlands (Jüdische Miniaturen, Bd. 63)*. Teetz/Berlin 2007; dies.: „Ich habe Deutschland immer geliebt ...“. *Agathe Lasch (1879–1942) – Deutschlands erste Germanistikprofessorin an der Hamburgischen Universität*. In: Joist Grolle/Matthias Schmoock (Hg.): *Spätes Gedenken. Ein Geschichtsverein erinnert sich seiner ausgeschlossenen jüdischen Mitglieder (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen, Bd. 21)*. Bremen 2009, S. 65–97; dies.: „... ausnahmsweise eine weibliche Kraft“. *Agathe Lasch – die erste Germanistikprofessorin Deutschlands am Germanischen Seminar der Hamburger Universität*. In: *100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven*. Hg. von Myriam Richter und Mirko Nottscheid in Zusammenarbeit mit Hans-Harald Müller und Ingrid Schröder (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 19). Berlin/Hamburg 2011, S. 81–105; *Die Germanistin Agathe Lasch (1879–1942). Aufsätze zu Leben, Werk und Wirkung*. Hg. von Mirko Nottscheid, Christine M. Kaiser und Andreas Stuhlmann. [Themenheft der] *Auskunft, Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 29 (2009), H. 1/2 [unter demselben Titel erschienen als Bd. 22 der Reihe *bibliothemata*. Nordhausen 2009].

² Claudine de l’Aigle[s]: *Agathe Lasch. Aus ihrem Leben*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 82 (1959), S. 1–5, hier S. 2.

³ Staatsarchiv Hamburg (künftig: StA HH), 361–6 HW-DPA, I 96, *Agathe Lasch: Lebenslauf 1921*, S. 2.

⁴ *Agathe Lasch: Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Dortmund 1910.

⁵ Vgl. Kaiser: *Lasch* (wie Anm. 1), S. 17.

⁶ Rezension von Edward Schröder. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 36 (1910), S. 151–154, hier S. 151.

⁷ Rezension von Virgil Moser. In: *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 33 (1912), Sp. 8–13, hier Sp. 8 und 12f.; vgl. Kaiser: *Lasch* (wie Anm. 1), S. 18.

⁸ *Agathe Lasch: Die Berliner Volkssprache*. In: *Brandenburgia* 20 (1911/12), S. 127–142.

⁹ *Agathe Lasch: „Berlinisch“*. Eine berlinische Sprachgeschichte (Berlinische Forschungen, Bd. 2). Berlin 1927, S. 139. Vgl. auch Georg Butz: *Grundriß der Sprachgeschichte Berlins*. In: *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Hg. von Norbert Dittmar und Peter Schlobinski (Wissenschaft und Stadt, Bd. 5). Berlin 1988, S. 1–40, mit Bezug auf Lasch, sowie: *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*. Hg. von Joachim Schildt und Hartmut Schmidt. Berlin 1986.

¹⁰ *Lasch: Berlinisch* (wie Anm. 9), S. 1.

¹¹ *Ebd.*, S. 1f.

¹² Kontrovers dazu die Rezension von Wilhelm Seelmann. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 39 = N.F. 1 (1930), S. 88–95. Vgl. auch Norbert Dittmar: *In memoriam Agathe Lasch. Botschaften einer außergewöhnlichen Frau, Jüdin und Soziolinguistin*. In: Dittmar/Schlobinski: *Wandlungen* (wie Anm. 9), S. XII–XX, hier S. XII.

¹³ Zum „typischen Humor“ und damit verbundenen Eigentümlichkeitsdiskurs vgl. Martin Schröder: *Humor und Dialekt. Untersuchungen zur Genese sprachlicher Konnotationen am Beispiel der niederdeutschen Folklore und Literatur* (Name und Wort, Bd. 14). Neumünster 1995, S. 92–105.

¹⁴ Agathe Lasch: Mein Weg. In: Hamburger Nachrichten vom 4.1.1927.

¹⁵ de l'Aigles (wie Anm. 2), S. 3.

¹⁶ Lasch: Weg (wie Anm. 14).

¹⁷ Agathe Lasch: Mittelniederdeutsche Grammatik (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, Bd. 9). Tübingen 1914, S. VI.

¹⁸ Edward Schröder an Gustav Roethe, 25.6.1914, zitiert nach Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 89.

¹⁹ Vgl. auch Dieter Möhn: Die Geschichte in der Sprache. Die Philologin Agathe Lasch. Vortrag anlässlich der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999. In: Zum Gedenken an Agathe Lasch (1879–1942?). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 2). Hamburg 2002, S. 14–27, hier S. 22f.; Robert Peters/Timothy Sodmann: Agathe Lasch. Leben und Werk. In: Dies. (Hg.): Agathe Lasch. Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Neumünster 1979, S. IX–XXI, hier S. XV.

²⁰ Agathe Lasch: Aus alten mittelniederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Le-sebuch. Dortmund 1925 (2., um eine Bibliographie erweiterte Aufl. hg. von Dieter Möhn und Robert Peters. Neumünster 1987), S. XVI.

²¹ Ebd., S. XVIII.

²² Agathe Lasch: Vom Werden und Wesen des Mittelniederdeutschen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 51 (1925), S. 55–76, hier S. 57 (wiederabgedruckt in Peters/Sodmann [wie Anm. 19], S. 232–253); vgl. auch Ulrike Hass-Zumkehr: Agathe Lasch (1879–1942?). In: Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933. Hg. von Wilfried Barner und Christoph König (Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Göttingen 2001, S. 203–211, hier S. 207f.

²³ Lasch: Werden (wie Anm. 22), S. 68.

²⁴ Lasch: Weg (wie Anm. 14).

²⁵ Zur lexikographischen Tätigkeit Agathe Laschs vgl. auch Ingrid Schröder: Agathe Lasch und die Hamburger Lexikographie. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 47–62.

²⁶ Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 82.

²⁷ Agathe Lasch: Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg. In: Niederdeutsches Jahrbuch 44 (1918), S. 1–50 (wieder abgedruckt in Peters/Sodmann [wie Anm. 19], S. 413–462); Agathe Lasch: Die literarische Entwicklung des Plattdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert. In: Nordelbingen 5 (1926), S. 422–449.

²⁸ Lasch: Lebenslauf (wie Anm. 3), S. 2.

²⁹ Agathe Lasch: Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts. In: Aufsätze zur Sprach- und Literatur-Geschichte. Wilhelm Braune zum 20. Februar 1920 dargebracht von Freunden und Schülern. Dortmund 1920, S. 299–351.

³⁰ Lasch: Lebenslauf (wie Anm. 3), S. 2.

³¹ Agathe Lasch: Voraltsächsische Runenschriften aus der Unterweser. In: Niederdeutsches Jahrbuch 56/57 (1930/31), S. 163–179. Vgl. Peter Pieper: Die Weserrunen im Lichte neuer Untersuchungen. Dem Andenken an Agathe Lasch gewidmet. In: Niederdeutsches Jahrbuch 111 (1988), S. 9–30.

³² Agathe Lasch: Die altsächsischen Psalmenfragmente. In: Niederdeutsche Studien. Festschrift für Conrad Borchling. Zum 20. März 1932 dargebracht von Freunden und Mitarbeitern und

dem Verleger. Neumünster 1932, S. 229–272; dies.: Das altsächsische Taufgelöbniß. In: Neuphilologische Mitteilungen 36 (1935), S. 92–133; dies.: Palatales k im Altniederdeutschen. In: Neuphilologische Mitteilungen 40 (1939), S. 241–318 und 387–423.

³³ Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 95.

³⁴ Vgl. Peters/Sodmann (wie Anm. 19), S. X–XII, mit Aufzählung der einzelnen Lehrveranstaltungen.

³⁵ Martta Jaatinen: Professor Dr. Agathe Lasch zum Gedächtnis. In: Neuphilologische Mitteilungen 48 (1947), S. 130–141, hier S. 132.

³⁶ Vgl. dazu auch Mirko Nottscheid: Die Germanistin und Niederlandistin Annemarie Hübner (1908–1996). In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 109–168.

³⁷ Jaatinen (wie Anm. 35), S. 132f.

³⁸ Vgl. Conrad Borchling: Agathe Lasch zum Gedächtnis. In: Niederdeutsche Mitteilungen 2 (1946), S. 7–20, hier S. 8, und Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 94.

³⁹ Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Agathe Lasch an die Hochschulbehörde Hamburg, 20.2.1929, S. 4.

⁴⁰ Vgl. dazu Ingrid Schröder: „Mit besonderer Rücksicht des Niederdeutschen und des Niederländischen“. Conrad Borchling und der Ausbau des Deutschen Seminars. In: Richter/Nottscheid (wie Anm. 1), S. 65–80, bes. S. 70.

⁴¹ Agathe Lasch an die Hochschulbehörde Hamburg, 20.2.1929 (wie Anm. 39), S. 9f.

⁴² Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Conrad Borchling an die Hochschulbehörde, 27.6.1921.

⁴³ Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Agathe Lasch an Hans Teske, 19.10.1934.

⁴⁴ Agathe Lasch: Unser Hamburger Wörterbuch. In: Mitteilungen aus dem Quickborn 27 (1933/34), S. 15–17.

⁴⁵ Agathe Lasch: Das Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Sprache. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 36 (1917), S. 33f., hier S. 34. Zum Wörterbuchprojekt allgemein vgl. auch Agathe Lasch: Das Hamburger Wörterbuch. In: Quickborn 11 (1917), S. 46–49.

⁴⁶ Lasch: Wörterbuch (wie Anm. 44), S. 16.

⁴⁷ Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch hg. von Hans Kuhn und Ulrich Pretzel, fortgeführt von Jürgen Meier und Dieter Möhn. Bd. 1–5. Neumünster 1985–2006. Die erste Lieferung erschien 1956.

⁴⁸ Conrad Borchling/Agathe Lasch: Vorwort. In: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Begründet von Agathe Lasch und Conrad Borchling, fortgeführt von Gerhard Cordes. Hg. von Dieter Möhn. Bd. 1ff. Neumünster 1956ff. Agathe Lasch verfasste die Artikelstrecken a-extract; ga-heger.

⁴⁹ Borchling/Lasch (wie Anm. 48).

⁵⁰ Vgl. Kaiser: Lasch (wie Anm. 1), S. 52; zur Geschichte des Germanischen Seminars im Nationalsozialismus vgl. v.a. Wolfgang Bachofer/Wolfgang Beck: Deutsche und Niederdeutsche Philologie. Das Germanische Seminar zwischen 1933 und 1945. In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 641–703.

⁵¹ Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 100.

⁵² Vgl. dazu insbesondere Christine M. Kaiser: Zwischen „Hoffen“ und „Verzagen“. Die Emigrationsbemühungen Agathe Laschs. Ein Werkstattbericht. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 11–46, die detailliert die archivalischen Zeugnisse zusammengestellt und ausgewertet hat.

⁵³ Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 102f.

⁵⁴ Vgl. Lund University Library, Saml. Rooth, Erik G. T., Agathe Lasch an Erik Rooth, undatiert [1938].

⁵⁵ Die Gutachten der Universität Tartu sind in Übersetzung publiziert von Sabine Jordan: Agathe Lasch und der Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Dorpat. Ein biographischer Mosaikstein. In: *westfeles vnde sassesch*. Festgabe für Robert Peters zum 60. Geburtstag. Hg. von Robert Damme und Norbert Nagel. Bielefeld 2004, S. 415–428.

⁵⁶ StA HH, 361–6 HW-DPA, IV 596, Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Rektor der Universität in Hamburg, 21.2.1939.

⁵⁷ StA HH, 361–6 HW-DPA, IV 596, Conrad Borchling an den Dekan der Philosophischen Fakultät, Fritz Jäger, 24.2.1939 (Abschrift).

⁵⁸ Agathe Lasch an Erich Nörrenberg, 21.4.1939, abgedruckt in: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 75 (1968), S. 52f., hier S. 53.

⁵⁹ Vgl. Kaiser: Lasch (wie Anm. 1), S. 74; dies.: Kraft (wie Anm. 1), S. 104.

⁶⁰ StA HH, 361–6 HW-DPA, I 96, Conrad Borchling an die Staatsverwaltung, Hochschulwesen, 12.1.1942 (Abschrift).

⁶¹ Lund University Library, Saml. Rooth, Erik G. T., Agathe Lasch an Erik Rooth, 15.4.1942.

⁶² Vgl. Matthias Harbeck/Sonja Kobold: Die Rekonstruktion einer Forscherbibliothek. Reste der Privatbibliothek Agathe Laschs an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 89–108, bes. S. 97f.

⁶³ Jaatinen (wie Anm. 35), S. 136.

⁶⁴ Möhn: Geschichte (wie Anm. 19), S. 25.

⁶⁵ Dieter Möhn: Der Agathe-Lasch-Preis. Memorial und Verpflichtung. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 189–203.

⁶⁶ Vgl. dazu Moritz Terfloth: „Wer oder was ist bzw. war ‚Lasch‘?“ Zur Benennung des Agathe-Lasch-Wegs in Hamburg. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 169–188.

Erwin Panofsky – Ikonologie und Anwalt der Vernunft

Rainer Donandt

Wohl kein Kunsthistoriker des 20. Jahrhunderts hat einen so nachhaltigen Einfluss auf die Entwicklung seines Faches ausgeübt wie Erwin Panofsky (1892–1968), der erste Lehrstuhlinhaber für Kunstgeschichte an der Hamburger Universität.¹ 1933 als „Nichtarier“ entlassen und 1934 ins amerikanische Exil gegangen, brachte er seine im Wesentlichen im Kontext der deutschen Kunstwissenschaft und namentlich des Hamburger Kreises um die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg entwickelte Arbeitsweise und Denkhaltung zu internationaler Geltung, als er ab 1935 als ständiges Mitglied am Institute for Advanced Study in Princeton sowie als Lehrender und Vortragender an verschiedenen amerikanischen Universitäten wirkte.

Wenn er der Einstein oder der Saussure der Kunstgeschichte genannt wurde, so trägt dies nicht bloß dem reichen materialen Ertrag seiner Forschungen Rechnung, sondern vor allem der paradigmatischen Überzeugungskraft seiner Methodik. Seine seit den 1930er Jahren in verschiedenen Fassungen vorgelegten Überlegungen zur Inhaltsdeutung von Kunstwerken sind im Zuge ihrer ungebrochenen Rezeption zu einer Art wissenschaftstheoretischem Vademecum der Kunstgeschichte geworden. Als immer von Neuem zitierte Minimaldefinition stehen sie bis heute für das Verfahren ein, das sich gemeinhin mit Panofskys Namen verbunden findet wie die allgemeine Relativitätstheorie mit dem Namen Einsteins oder die strukturelle Linguistik mit dem Saussures: die Ikonologie.



Abb. 1: Porträt Erwin Panofskys – Kaltnadelradierung von Eduard Bargheer, 1934

Eine einseitige Identifikation Panofskys mit diesem Paradigma, wie es ähnlich prägnant formuliert kaum ein zweites im Bereich der Kunstwissenschaft gibt, würde allerdings weder dem vielschichtigen Werk noch dem wissenschaftlichen Ethos und dem legendären Esprit des Gelehrten gerecht. Aus einem eminent kreativen Wissenschaftler von unermüdlicher und nahezu wiederholungsfreier Produktivität, der sich besonders in seinen jungen Jahren durch intellektuelle Grenzgänge immer wieder selbst herauszufordern wusste, wird in der verbreiteten Stilisierung zum Schulhaupt der modernen Ikonologie nur allzu leicht ein präzeptorischer Vordenker, der die Interpretation von Bildern auf ein verbindliches Verfahren glaubte festlegen zu können. Er selbst hätte dieser Einschätzung wohl zu keinem Zeitpunkt zugestimmt. Ganz sicher hat er ihr im Alter aufs Entschiedenste widersprochen.

So legte Panofsky, als er im Jahr 1959 die erstmals verliehene Joachim-Jungius-Medaille für seine wissenschaftlichen Verdienste erhielt, Wert auf die Feststellung, dass die Begründung ihm eine unzutreffende Vorreiterrolle zuweise. Der Geehrte, wenige Jahre vor seiner Emeritierung

in Princeton im Zenit seines Ruhmes stehend, stellte sich fachgeschichtlich ostentativ ins zweite Glied, wenn er insistierte:

„[W]hat I really and seriously must object to is that the citation credits me with having ‚opened new paths‘ in the humanities. This, quite honestly, is precisely what I have not done and never presumed to do. On the contrary, I always conceived of my function as that of one who tries to see to it that the *old* paths are not forgotten or permitted to become impassable by underbrush. In other words, far from being a pioneer, I have tried to be an eclectic attempting to apply as many of the accepted methods as can be comfortably handled by a single individual. The real pioneers were people like Riegl, Wölfflin, Warburg, and Vöge – people from whom I have learned as much as I could but whom I could never hope to equal, let alone to surpass.“²

Dies sind keine bloßen Bescheidenheitstopoi, auch wenn der geschliffene Briefschreiber Panofsky es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, jede Art der Ehrerbietung in formvollendeter Demut abzuwehren (und somit ihre Berechtigung geistreich zu bestätigen). Denn der Empfänger des Schreibens war nicht der ihm persönlich unbekannte Wolfgang Schöne, der als amtierender Nachfolger Panofskys auf dem kunsthistorischen Lehrstuhl der Universität Hamburg die kurze Laudatio verfasst hatte. Vielmehr war es an einen ehemaligen Kollegen und befreundeten Nachbarn aus Hamburger Tagen gerichtet, den Altphilologen Bruno Snell. Ihn, der bestens mit Panofskys Arbeit vertraut war und eines seiner Hauptwerke auch selbst rezensiert hatte, der zudem zu dem schicksalhaft bewährten Kreis Hamburger Freunde gehörte, die Panofsky nach seiner Entlassung durch die nationalsozialistischen Machthaber couragiert zur Seite gestanden hatten, vermutete Panofsky als treibende Kraft hinter der Ehrung. Snell gegenüber wären rhetorische Artigkeiten überflüssig gewesen; und so ist der mit großer Bestimmtheit vorgebrachten Selbsteinschätzung Panofskys deutlich anzumerken, dass es ihm ein echtes Bedürfnis war, sich von aller methodologischen Festlegung auf die Rolle des Neuerers zu distanzieren.

Panofskys Sorge war nicht unberechtigt. Er mochte sich gewissermaßen als Opfer des eigenen Erfolgs fühlen, wenn er es einerseits in Harvard erlebte, als „a kind of Messiah specializing in the field of the humanities“ behandelt zu werden, und ihm auf der anderen Seite zunehmend der Vor-

wurf begegnete, einen allgemeinen Trend zur einseitig ikonographisch ausgerichteten Forschung ins Leben gerufen und damit gleichsam die akademische Jugend auf Abwege geführt zu haben.³ Gertrud Bing etwa, die langjährige Assistentin Aby M. Warburgs und spätere Direktorin des Warburg Institute in London, die Panofsky seit seinen Anfängen als Hamburger Privatdozent gut kannte, hegte diesbezüglich starke Vorbehalte und verwahrte sich dagegen, das Londoner Institut mit der, wie sie meinte, von Panofsky favorisierten Tendenz zu identifizieren.⁴ Entsprechend scherzte Panofsky 1962 dem jungen deutschen Kunsthistoriker Willibald Sauerländer gegenüber, dass er für das, was er der Kunstgeschichte angetan habe, einmal im siebten Kreis der Hölle enden werde.⁵ Seinem Freund, Kollegen und ehemaligen Schüler in Hamburg, William Heckscher, vertraute er 1960 an, dass ihm bei einem New Yorker Symposium, „where all the young people applied the Warburg-Panofsky-Heckscher methods of interpretation“, die Haare zu Berge gestanden hätten.⁶

Diese merkwürdig ambivalente, ja abwehrende Haltung Panofskys angesichts seiner öffentlichen Wahrnehmung als in Theorie und Praxis schulbildender, den Methodendiskurs dominierender Kunsthistoriker ist ein so auffälliges Thema seiner späten Briefe und überlieferten Äußerungen, dass sie einer besseren Erklärung bedarf als das Distanzierungsbedürfnis eines Altmeisters angesichts der notwendig unvollkommenen Leistungen seiner Schüler und jüngeren Nachahmer. Ebenso wenig dürfte sie mit Panofskys spätem Lieblingsdictum, wonach die Diskussion von Methoden ihre Anwendung vereitle, allein verständlich werden. Vielmehr lenken die Abwehr angesichts der Bilanz seiner Leistungen für das Fach und die ironische Abgrenzung von der Hochkonjunktur der mit ihm assoziierten Methode den Blick zurück auf die Zeit Panofskys an der Hamburger Universität, als er seine Methodik entwickelt und die maßgebliche Theoriearbeit zum Problem der Interpretation bis zur Schaffung des ikonologischen Modells geleistet hatte.

Mit den nachfolgenden Streiflichtern auf Panofskys Hamburger Wirken sollen solche Züge an seinem Denk- und Arbeitsstil akzentuiert werden, die die späte Selbstbeschreibung als habituellen Eklektiker – geäußert gegenüber einem aufmerksamen Zeugen jener Jahre! – rechtfertigen und sinnvoll erscheinen lassen: Panofskys Methodenpluralismus, seine Neigung und Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern, seine Affinität zu Aby Warburg und Ernst Cassirer mit ihren programma-

tisch interdisziplinären Wissenschaftsentwürfen – schließlich aber auch sein Verantwortungsgefühl für die Grenzen der Wissenschaftlichkeit, ohne die ein plurales Methodenverständnis in Beliebigkeit umschlagen würde.

Die Hamburger Schule der Kunstgeschichte

Erwin Panofsky war bekannt dafür, ein engagierter und erfolgreicher Lehrer zu sein, und stets wurde ihm ein besonders freundschaftlicher und kollegialer Umgang mit seinen Schülern nachgerühmt. Allein die zahlreichen Briefe, die er mit ratsuchenden Nachwuchswissenschaftlern wechselte, sowie die anerkennenden Worte, mit denen er ihm zugesandte Schriften bedachte, zeigen deutlich, dass ihm die Förderung junger Fachgenossen ein echtes Anliegen war. Mit Stolz konnte er im Alter allein ein Dutzend Ordinarien unter seinen ehemaligen Schülern zählen, und er war sich der Tatsache bewusst, dass die Lehre ihm immer wieder wichtige Anregungen geboten und das Schwungrad seiner stupenden Produktion in Gang gehalten hatte. In diesem Sinne verwies er noch 1955 lobend auf die spezifisch deutsche Verbindung von Forschung und Lehre, die ihm in Hamburg ermöglicht oder auch abverlangt worden war und die die amerikanischen Universitäten ihren Nachwuchskräften so nicht boten:

„I remember from my own thirteen years at Hamburg University (which were perhaps my best ones) how much it meant to me to *combine* a fair amount of teaching – one lecture course of about three hours, one seminar of two hours and, in alternate semesters, either the famous *Collegium publicum*, which does not seem to exist in this country, or a *seminarium privatissimum* taking place in my own house from about 10:00 p.m. to 2:00 a.m. – with my private research. Over and over again, the problems the treatment of which was ultimately embodied in an article or book came to my attention in the very process of preparing lectures or discussing things with the students and might have never occurred to me had I been relieved of teaching obligations entirely.“⁷

Die erwähnten, mitunter bis in die Nacht sich hinziehenden Privatissima in Panofskys Wohnung in der Alten Rabenstraße erinnerten seine Schüler als Sternstunden des akademischen Disputs. Zudem konnten die Sprechstunden bei Panofsky zuweilen mehrere Stunden dauern, in denen die Gedankengänge der Schüler eingehend diskutiert und gemeinsam weiterentwickelt wurden. Für Hugo Buchthal, einen der letzten Hamburger Doktoranden Panofskys, zählten diese intensiven Gespräche zu den Höhepunkten seines Studiums: „[S]eine manchmal ganz unerwarteten Assoziationen eröffneten neue Ausblicke in unbekannte Gebiete. [...] [O]ft lernte man an einem Vormittag mehr als in den Vorlesungen eines ganzen Semesters.“⁸

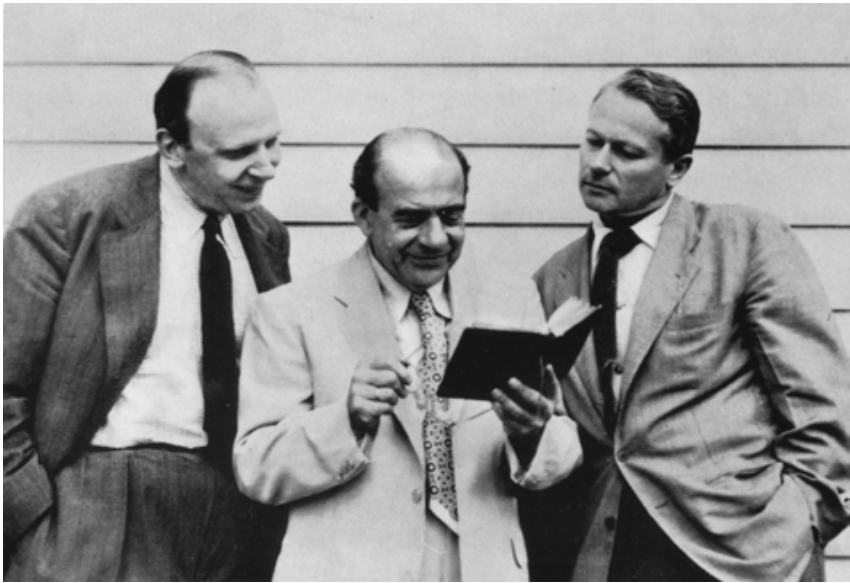


Abb. 2: Erwin Panofsky zwischen seinen ehemaligen Schülern Horst Waldemar Janson und William S. Heckscher, Princeton 1952

Und so nimmt es nicht wunder, dass es in den dreizehn Hamburger Jahren Panofskys, auch aufgrund des intensiven Austauschs innerhalb der relativ kleinen und verschworenen Schar seiner Studenten, tatsächlich so etwas wie eine „Hamburger Schule der Kunstgeschichte“ gegeben hat, die er selbst nicht ohne Stolz so bezeichnete. Allerdings war diese „Hamburger

Schule“ keine „Panofsky-Schule“, auch wenn ihm als Lehrendem und Prüfer die Hauptlast an den akademischen Betreuungsaufgaben zufiel. Vielmehr verdankte sich das Phänomen der glücklichen Konstellation des neu gegründeten kunstgeschichtlichen Seminars, das Panofsky ganz nach eigenen Vorstellungen aufbauen und leiten konnte, mit den anderen kunstwissenschaftlichen Institutionen der Stadt, die von Anbeginn in engem Austausch standen. Da waren zunächst das Museum für Kunst und Gewerbe sowie die Kunsthalle, die in stärkerem Maße in die Lehre eingebunden waren, als dies an anderen deutschen Universitäten der Fall war. In den Räumen der Kunsthalle war das Kunsthistorische Seminar auch direkt untergebracht und konnte die Sammlungen und Bibliotheksbestände unmittelbar nutzen.

Vor allem aber entwickelte sich das junge Institut in einer geradezu symbiotischen Beziehung mit der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (KBW). In dem privat finanzierten Institut in der Heilwigstraße wurde nicht nur ein einzigartiger und zumal während der schwierigen Inflationsjahre unverzichtbarer Bestand an Zeitschriften und Literatur aufgebaut sowie mit dem Bau eines eigenen Bibliotheksgebäudes (1925–26) ein lebhaft frequentierter Arbeitsort geboten. Vielmehr war die halböffentliche Forschungsstätte des Privatgelehrten und Titularprofessors Aby M. Warburg eine die künftige Universität gewissermaßen antizipierende Institutsgründung gewesen, die zwar organisatorisch bewusst unabhängig gehalten wurde, aber stets intensiven Anteil an den Belangen der kunstwissenschaftlichen Universitätsausbildung nahm. Warburg selbst, vor allem aber sein Stellvertreter und Nachfolger Fritz Saxl, boten regelmäßig Lehrveranstaltungen an und führten ausgewählte Studenten durch wissenschaftliche Hilfstätigkeiten und Stipendien an die Forschungsarbeit ihres Instituts heran.

Für den jungen Panofsky war es ein Glücksfall, dass er mit dem Angebot, sich zu habilitieren und das kunsthistorische Seminar mit der Aussicht auf eine spätere Berufung zum ordentlichen Professor aufzubauen, 1920 von Gustav Pauli, dem Direktor der Kunsthalle, nach Hamburg geholt worden war. Nachdem die Inflation das Privatvermögen seiner Familie weitgehend vernichtet hatte, war dem stellunglosen Berliner Kunsthistoriker die Aussicht auf eine Existenz als Privatgelehrter versperrt. Und eine reguläre Universitätskarriere stand Panofsky trotz seiner ausgezeichneten und lobend rezensierten Dissertation über „Die theoretische Kunstlehre Albrecht

Dürers (Dürers Ästhetik)“ von 1914/15 als Jude nur sehr bedingt in Aussicht.

Als Panofsky mit seiner Frau Dora, geb. Mosse, und den Söhnen Hans und Wolfgang nach Hamburg zog, muss er den Embryonalzustand der hiesigen akademischen Kunstgeschichte und die einmalige Mischung aus Aufbruchsstimmung an der neu gegründeten Universität und den im merkantilen Milieu der Hansestadt höchst eigenwüchsig profilierten Institutionen der Kunsthalle und der KBW als stimulierende Herausforderung empfunden haben. Zwar befand sich Warburg, den Panofsky lediglich durch einen einmaligen Besuch in Hamburg kannte, von 1918 bis 1924 in Jena bzw. Kreuzlingen in stationärer psychiatrischer Behandlung. Aber seine Privatbibliothek wurde dennoch 1920 in ein reguläres Forschungsinstitut überführt, kommissarisch geleitet von Saxl als Warburgs ehemaligem persönlichen Assistenten. Damit ergab sich im Vergleich zu anderen, von etablierten Schultraditionen und überregional berühmten Ordinarien geprägten kunstgeschichtlichen Instituten in Hamburg eine denkwürdige Situation: Saxl und Panofsky, zwei glänzend begabte und hoch motivierte Nachwuchswissenschaftler, die für Außenstehende jedoch als weithin unbeschriebene Blätter gelten mussten, übernahmen zeitgleich und gewissermaßen im Tandem den Aufbau eines – modern gesprochen – kunstwissenschaftlichen Standorts. Die fast gleichaltrigen Männer schlossen rasch Freundschaft und wussten sich in ihren fachlichen Ambitionen hervorragend zu ergänzen und wechselseitig zu fördern. Ihre unterschiedlichen akademischen Prägungen, Saxl hatte überwiegend in Wien studiert, Panofsky in Freiburg und Berlin bei den führenden deutschen Mediävisten Wilhelm Vöge und Adolf Goldschmidt, konnte diese Beziehung nur bereichern, zumal beide, nicht zuletzt aufgrund ihres privilegierten Erziehungshintergrundes und wohl auch im Bewusstsein ihres akademisch ohnehin chancenarmen Status als Juden, bereits während ihres Studiums höchst eigenständige Interessen und Vorlieben entwickelt hatten. Beide hatten sich auf vergleichsweise randständigen Forschungsfeldern positioniert: Saxl auf dem der astrologischen Handschriftenillustration, Panofsky auf dem des Einflusses italienischer Kunsttheoretiker auf Dürer. Und beide waren früh auf die große Bedeutung methodologischer Probleme für die Zukunft ihres Faches aufmerksam geworden: Fritz Saxl indem er bereits als Student in den Bannkreis der Ideen Warburgs getreten war, der eine umfassend kulturwissenschaftliche Bildkunde jenseits der bis dahin tonangebenden for-

malistischen Paradigmen propagierte, Panofsky durch seine kritische Auseinandersetzung mit Heinrich Wölfflin, auf die noch einzugehen sein wird.



Abb. 3: Erwin Panofsky (rechts außen) im Seminar von Adolf Goldschmidt in Berlin, ca. 1915

Der methodologische Selbstverständigungsbedarf, der das Fach ganz generell in diesen Jahren prägte, hat sich ihnen verständlicherweise mit besonderer Dringlichkeit gestellt, um ihre Position definieren und abgrenzen zu können. Entsprechend selbstbewusst schrieb Panofsky in einem kurzen Artikel über die „Probleme der Kunstgeschichte“ 1927:

„Die Eigenart der deutschen Kunstgeschichtsforschung hat seit den Tagen Rumohrs stets in der Neigung bestanden, der Begriffsbildung ein ebenso intensives Augenmerk zu widmen als der Materialforschung. [...] Es steht zu hoffen, daß sie – ohne Furcht vor dem Anschein des Eponientums – dieser ihrer Ueberlieferung treubleiben werde.“⁹

Ein geschärftes Methodenbewusstsein gehörte für die Hamburger Schule also zweifellos zu den Zielen der akademischen Ausbildung. Wenig deutet allerdings darauf hin, dass dazu *eine* verbindliche Methode gelehrt wurde. Vielmehr hat Panofsky selbst sich in seiner Arbeit methodisch mehrgleisig bewegt und diese Universalität des Ansatzes zunehmend als Voraussetzung für eine wahrhaft umfassende Deutungsarbeit erkannt.

Dialog als Arbeitsform

Es ist für Panofskys intellektuellen Werdegang von ausschlaggebender Bedeutung, dass er sich in seinem Hamburger Umfeld in weitgehender Ungebundenheit entfalten konnte und zugleich die sich bietenden Möglichkeiten des Austauschs umgehend aufgriff und produktiv machte. Dabei entwickelte er einen Arbeitsstil, den man vielleicht dialogisch nennen darf, insofern er weit über das übliche und erwartbare Maß hinaus zentrale Ideen und Projekte in Kooperation mit anderen Wissenschaftlern oder in diskursivem Bezug auf deren Werke verwirklichte.

Mit Fritz Saxl veröffentlichte er drei Gemeinschaftsarbeiten, darunter das Buch „Dürers ‚Melencolia I‘. Eine quellen- und typengeschichtliche Untersuchung“, das 1923 als zweiter Band der Studien der Bibliothek Warburg erschien.¹⁰ Es war nach den bis dahin relativ wenigen eigenen Publikationen Aby Warburgs das erste und weithin beachtete Beispiel einer Werkanalyse nach dessen methodischen Prämissen: In einer stupenden *tour d'horizon* durch Kunst-, Religions- und Medizingeschichte wird der geistige Kontext des berühmten Meisterstiches von 1514 rekonstruiert und mit Dürers Blatt zugleich die Entwicklung der abendländischen Melancholievorstellung gedeutet. Auch wenn die beiden Autoren an einem von Warburg bereits selbst untersuchten Gegenstand mit eigenen Fragestellungen zu anderen Ergebnissen kamen, legten sie mit ihrem ambitionierten Buch eine Inkunabel dessen vor, was später häufig mit dem Label der „Warburgian studies“ belegt werden sollte. Nachdem die erste Auflage relativ rasch verkauft worden war, erarbeiteten die beiden als zweite ein vollständig neu geschriebenes und weit umfangreicheres Werk, das verzögert durch den Zweiten Weltkrieg schließlich unter Mitarbeit eines nunmehr dritten Forschers aus dem Umkreis der KBW erscheinen sollte, des Philosophen Raymond Klibansky.¹¹

Die gemeinsamen Aufsätze über das „Signum triciput“ (1926), ein allegorisches Dreigesicht (wofür Panofsky in einem humorigen Brief an Saxl ebenfalls einen dritten Autor mitzunennen vorschlug, den gemeinsamen Studenten Heinrich Brauer), sowie über „Classical Mythology in Medieval Art“ (1933) behandeln Gegenstände, die zwar vor allem Panofsky in späteren Arbeiten noch eingehender untersuchen sollte, die aber auch mit Saxls Forschungsfeldern korrespondierten.¹² Der Mittelalteraufsatz diente dabei

ausdrücklich auch dem Ziel, die Anregungen und Einsichten weiterzudenken, die sie von Aby Warburg empfangen hatten, und ihn, den die Autoren ausdrücklich ihren Lehrer nennen, der englischsprachigen Fachöffentlichkeit näherzubringen.

Zwischen diesen Aufsätzen erschienen Panofskys magistrale Studie „Herkules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst“ (1930) und Saxls „Mithras. Typengeschichtliche Untersuchungen“ (1931), die umfangreichsten Buchpublikationen beider vor ihrer Emigration. Trotz ihrer zunächst unverwandten Gegenstände aus dem Gebiet der Renaissance bzw. der Spätantike demonstrieren beide Studien den von Panofsky und Saxl gemeinsam kultivierten Ansatz der „Typengeschichte“, der bereits ihrem Dürerbuch zugrunde lag und der ein wesentliches Merkmal der „Hamburger Schule“ in Forschung und Lehre darstellte. Die Typen, also konventionalisierte Darstellungsschemata von Einzelfiguren oder Gruppen, die zu Trägern eines eigenen Bildsinns werden können, wie beispielsweise der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes, führen die Ikonographie weit über die konventionelle Entschlüsselung einzelner Symbole hinaus und lassen in ihrer Entwicklung häufig Prozesse der Umdeutung, Verschiebung oder Kontamination des ursprünglichen Sinngehalts erkennen. Auch Warburgs viel zitierte Pathosformeln scheinen vor diesem Hintergrund gewissermaßen als ein Sonderfall von Bildtypen betrachtet worden zu sein, die in der kollektiven Erinnerung verankert und mit einem extremen Quantum an emotionaler Energie besetzt sind. Jedenfalls hat Warburg seinen Torso gebliebenen Bilderatlas „Mnemosyne“, eine umfangreiche Sammlung solcher Pathosformeln, gelegentlich als „kulturwissenschaftliche[n] Typenatlas“ bezeichnet.¹³

Fritz Saxl scheint in der fruchtbaren Arbeitsbeziehung mit Panofsky tendenziell der empfangende Part gewesen zu sein. So half ihm Panofsky etwa bei der Ausarbeitung der diffizilen Mithrasstudie. Offenbar stand Panofsky Saxl aber auch schon in der schwierigen Anfangszeit als kommissarischer Leiter der Bibliothek Warburg eng zur Seite, als es darum ging, die noch wenig bekannte Arbeit des abwesenden Bibliotheksgründers in Aufsätzen und Vorträgen zu propagieren und zu erläutern. Kaum nach Hamburg gekommen, beschäftigte sich Panofsky also bereits mit dem Problem der Explikation des komplexen und schwer zu fassenden Ideengebäudes Warburgs, das dieser selbst nie systematisch dargelegt hatte. Namentlich an Saxls klassischer Darlegung „Rinascimento dell' Antichità. Studien zu den

Arbeiten A. Warburgs“, die 1922 im Repertorium für Kunstwissenschaft erschien und entscheidend zu einer breiteren Warburgrezeption beitragen sollte, hat Panofsky scheinbar seinen beratenden Anteil genommen. So schrieb Saxl Warburg 1921 ins Sanatorium, er „würge“ an dem Artikel und schäme sich, dass ihm diese Arbeit so schwerfalle; jedoch habe er ein paar genussvolle Abende lang mit Panofsky in Warburgs Schriften gelesen – und konstatiert erleichtert: „Panofsky hat eine so ausserordentlich klare Art zu denken und ist so viel produktiver als ich, dass er mich wesentlich unterstützen wird.“¹⁴

Wie dem auch sei: Ohnehin war Panofsky im fraglichen Zeitraum bemüht, sich mit Warburgs Problemen und Methoden vertraut zu machen, wie etwa zwei wichtige Düreraufsätze der frühen 1920er Jahre zeigen.¹⁵ In ihnen wird, ganz im Sinne der Leitfrage Warburgs nach dem „Nachleben der Antike“, Dürer in einen komplexen Auseinandersetzungsprozess mit der heidnischen Überlieferung gestellt, wobei Panofsky wesentlich von Saxls profunder Kenntnis entlegener Texte und Bildquellen profitierte. Von Haus aus Stilhistoriker, der auf diesem Gebiet während der ganzen 1920er Jahre bedeutende Arbeiten vorlegen würde, eignete sich Panofsky gleichzeitig mit großer Energie das Rüstzeug eines interdisziplinär orientierten Ikonographen an, der über das künstlerische Einzelphänomen hinaus große Entwicklungszusammenhänge deutend in den Blick nimmt. Warburg selbst hatte dafür bereits gelegentlich den Begriff der Ikonologie verwendet. Auch wenn Panofsky diesen Terminus zunächst nicht übernahm, ist das Konzept für ihn zweifellos klar mit seinem Urheber verbunden gewesen und in Zeiten von dessen Krankheit gewissermaßen in den intellektuellen Gemeinbesitz eines sich formierenden Kreises seiner Anhänger und Mitarbeiter übergegangen.

Panofskys „Warburgianismus“ – der immer eine bewusst auswählende Aneignung ihm gemäßer Momente und keine unbedingte Nachfolge darstellte – ist also die Frucht des Austauschs und Dialogs sowohl mit Fritz Saxl als auch mit Warburg in absentia über dessen Schriften. Zu einer expliziten theoretischen Auseinandersetzung Panofskys mit Warburg ist es allerdings nicht gekommen, wohl auch aus Gründen der kollegialen Achtung und einer pietätvollen Distanz zu dem 1924 zurückgekehrten und sein Lebenswerk noch einmal energisch an sich ziehenden Spiritus Rector der KBW – rang dieser doch selbst bis zu seinem vorzeitigen Tode 1929 schwer mit seinem erwähnten Opus Magnum, „Mnemosyne“, das eine umfassende, zugleich

anschauliche und diskursive Darlegung seiner Ideen zu leisten gehabt hätte. Nach 1933 wiederum, als die KBW sich im Londoner Exil als Warburg Institute neu konstituiert hatte und sich das Verhältnis Panofskys zum Kreis ihrer Mitarbeiter nicht immer spannungsfrei gestaltete, dürfte es wenig opportun erschienen sein, sein warburgianisches Erbe herauszustellen.



Abb. 4: Erwin Panofsky, Mitte der 1920er Jahre

Methodologie als Widerspruch

Stattdessen ist der Theoretiker Panofsky auf seinem anderen Feld, der Stilgeschichte, glanzvoll in Erscheinung getreten, indem er deren viel diskutierte methodische Probleme auf dem hohen Niveau des wissenschaftstheoretischen Diskurses neukantianischer Prägung zu verhandeln vermochte. Bereits 1915 hatte der frisch Promovierte eine Abhandlung vor-

gelegt, in der Heinrich Wölfflin für das System seiner Grundbegriffe entschieden kritisiert worden war: „Das Problem des Stils in den bildenden Künsten“. Ihm folgte 1924 der noch grundsätzlicher argumentierende Aufsatz „Über das Verhältnis der Kunstgeschichte zur Kunsttheorie. Ein Beitrag zu der Erörterung über die Möglichkeit ‚kunstwissenschaftlicher Grundbegriffe‘“. ¹⁶

Die intellektuelle Brillanz der Texte beeindruckt nicht weniger als der Mut des jungen Autors, sich mit einer der größten und übrigens auch von ihm selbst fachlich hoch geachteten Autoritäten der Kunstgeschichte anzulegen. Und doch kann den unbefangenen Leser vieles daran wie Spiegel-fechtereie anmuten. Die anschaulichen Begriffspaare, die Wölfflin entwickelt hatte, um markante Stileigenschaften von Werken der Renaissance gegen solche des Barock abzugrenzen – er setzt das Lineare gegen das Malerische, die Fläche gegen die Tiefe, die geschlossene Form gegen die offene usw. –, schiebt Panofsky mit dem viel grundsätzlicher ansetzenden Postulat von a priori und für die künstlerischen Phänomene *aller* Zeiten gleichermaßen geltenden Kategorien beiseite. Wie ein solches Begriffssystem, das um die Grundkategorien von Fülle und Form, Zeit und Raum zu entwickeln wäre, praktisch auszusehen hätte, wird von Panofsky dabei gar nicht eigens ausgeführt. Es geht ihm allein um die systematische Begründung seiner Kritik an Wölfflins keineswegs objektivem, sondern aus persönlichen, zeit- und geschmacksgebundenen Dispositionen erwachsenem Begriffsraster – und auch dies nicht etwa, weil Panofsky die Wölfflin'schen Beschreibungen an sich für unzutreffend hielt, sondern weil ihm ganz offenbar die Tendenz zur quasi ontologischen Wesensbestimmung verfehlt erschien. Hier liegt das eigentliche, kritische Anliegen der philosophisch anspruchsvoll argumentierenden Ausführungen Panofskys: Wo Wölfflin die Werke letztlich wegsortieren will, fordert Panofsky Begriffe, die wie „Reagenzien“ seien, um die Werke damit zum Sprechen zu bringen. Die Grundbegriffe sollten „gleichsam nur die Fragen [stellen], die wir an die Werke zu richten haben, nicht aber die individuellen und niemals vorauszusehenden Antworten, die diese Objekte uns geben können“. ¹⁷ Grundbegriffe, wenn sie denn überhaupt einen Sinn haben sollen, müssen nach Panofsky also geradezu das Gegenteil dessen leisten, was die konventionelle Stilgeschichte ihnen abverlangt. Sie sollen nicht präskriptiv das Beurteilungsmuster liefern, mit dem die individuellen Befunde abzugleichen wären, sondern ein Spannungsfeld

sichtbar machen, das Spektrum der Möglichkeiten, innerhalb derer ein Werk eine Lösung, einen jeweils neu zu leistenden Ausgleich formuliert.

Man kann in Panofskys theoriebezogenen Schriften der Frühzeit dieser kritischen Strategie mehrfach begegnen, das Argument eines Gegenparts auf eine philosophische Ebene zu heben, es dort zu entkräften und damit einen etablierten Begriff der allgemeinen Diskussion gleichsam zu entwinden. Seine Auseinandersetzung mit dem in seiner Zeit viel diskutierten Begriff des „Kunstwollens“, den Alois Riegl geprägt, aber nur unzureichend definiert hatte, verläuft nach einem ähnlichen Muster. Auch hier wird mit erheblichem argumentativem Aufwand letztlich weniger ein für Panofsky selbst positiv verwertbarer Begriff gewonnen als vielmehr eine problematische Tendenz, nämlich die zur Psychologisierung des Kunstwollens, sei sie individueller (also „expressionistischer“) oder kollektiver Natur, abgewiesen. Im Medium eines geschliffenen epistemologischen Traktats hat Panofsky dem schillernden Begriff das Potenzial genommen, irrationale Projektionen wissenschaftlich zu artikulieren. Wo andere von einer Art instinkthaftem – z.B. völkischem – Kunsttrieb raunten, ist Panofskys letztes Wort prononciert rationalistisch:

„[D]ie Kunst ist nicht [...] eine subjektive Gefühlsäußerung oder Daseinsbestätigung bestimmter Individuen, sondern die auf gültige Ergebnisse abzielende, verwirklichende und objektivierende Auseinandersetzung einer formenden Kraft mit einem zu bewältigenden Stoff.“¹⁸

Gewiss wäre es falsch, solche theoretischen Einlassungen auf ihre kritische Motivation reduzieren zu wollen. Der junge Panofsky mit seinem ausgesprochenen Faible für philosophische Erörterungen wollte offenbar, wie andere vor ihm, die Autonomie seines Faches durch die fundierte epistemologische Diskussion seiner spezifischen Terminologie bekräftigen. Aber es fällt doch auf, dass die Texte als verhüllte Polemik weit mehr leisten, denn als positive, ausbaufähige Theorie. Wo die verführerisch schlichten Erklärungsmodelle der Wölfflin'schen Stilcharaktere oder des Kunstwollens desavouiert werden, setzt Panofsky kein eigenes Modell an deren Stelle, sondern präsentiert vage, offene Konzepte, die neue Erklärungsstrategien auf den Plan rufen, ohne sie methodisch vorzuzeichnen. Panofsky scheint gleichsam nur die Grenzen des legitimen wissenschaftlichen Raso-

nierens über Kunst definieren zu wollen. Praktische Handreichungen oder suggestive Leitbegriffe will er seinen Lesern nicht vermitteln.

Deutungshorizonte: Die symbolische Form als Perspektive

Die kritische Abgrenzung von Wölfflin und Riegl (und darüber hinaus von Wilhelm Worringer und anderen) entspricht der von Panofsky offenbar geschätzten Arbeitsweise, sich selbst durch die Auseinandersetzung mit vorgegebenen Positionen zu theoretischen Standortbestimmungen herauszufordern. Positiv, im Sinne eines regelrechten Dialogangebots, finden wir sie auch in Arbeiten, in denen Panofsky Argumente und Denkfiguren des Philosophen Ernst Cassirer aufgreift.

Cassirer, der bereits 1919 an die neu gegründete Universität berufen worden war, gehörte zu den engsten intellektuellen Weggefährten Panofskys in seiner Hamburger Zeit. Zugleich zählte er zu den Hauptnutzern der KBW und trat Warburg zunächst brieflich und nach dessen Rückkehr in persönlicher Freundschaft nahe. Cassirers Philosophie der symbolischen Formen hatte den vormaligen Erkenntnistheoretiker auf ein kulturwissenschaftliches Terrain geführt, das nur in systematischer Überschreitung der traditionellen Fächergrenzen sinnvoll zu bearbeiten war. Er betrachtet alle Bereiche der Kulturtätigkeit von der Sprache über den Mythos und die Religion bis zur Kunst als Sphären gleichrangiger und wechselseitig unvertretbarer Symbolisierungsakte, die in ihrer Gesamtheit eine sinnhafte Welt erschaffen, ein symbolisches Universum, in dem der Mensch sich überhaupt erst zu orientieren vermag.

Cassirer und Panofsky besuchten wechselseitig ihre Vorlesungen, verfolgten also aufmerksam die Arbeit des jeweils anderen. Panofskys bereits zitiertes Verständnis von Kunst als objektivierende Auseinandersetzung des Künstlers mit einem zu bewältigenden Stoff ist denn auch gut cassirerisch, indem es eine spezifisch bildnerische Rationalität im Kunstschaffen betont, die zwar nicht der begrifflichen Logik subsumierbar ist, aber doch einem Erkenntnisvorgang analog gedacht wird. Tatsächlich hat Panofsky in seinen Überlegungen zur Natur des künstlerischen Schaffens und zu den Möglichkeiten seiner wissenschaftlichen Deutung nicht nur von Cassirer, sondern auch von seinem ersten Schüler Edgar Wind profitiert, den er 1922

gemeinsam mit Cassirer promoviert hatte und der ein wichtiger Mitarbeiter der KBW und schließlich Lehrstuhlinhaber für Kunstgeschichte in Oxford werden sollte. Wenn Cassirer den Kreis um die KBW emphatisch als „Arbeitsgemeinschaft“ angesehen hat, so gilt dies in seinen ersten Hamburger Jahren gerade auch für den engen Austausch zwischen ihm, Panofsky und Wind.

Panofsky hat zwei wichtige Arbeiten publiziert, die unmittelbar auf Cassirers Hamburger Forschungen Bezug nehmen – und zwar im dafür prädestinierten Rahmen der Vorträge und Publikationen der KBW. In ihnen beschäftigt er sich mit zwei ihm und Cassirer gleichermaßen interessierenden Problemen: Das eine ist eher ideengeschichtlicher Natur, nämlich die Historizität des philosophischen Kunstbegriffs und seine Wandlungsfähigkeit. Das andere betrifft Panofskys Kernkompetenz als Historiker des Stils, nämlich die Möglichkeit, stilhistorisch beschreibbare Entwicklungen der Kunst auch als genuine Beiträge zum sinnhaften Aufbau des Symbolkosmos zu interpretieren.

Panofskys „Idea. Ein Beitrag zur Begriffsbestimmung der älteren Kunsttheorie“ und Cassirers „Eidos und Eidolon. Das Problem des Schönen in der Kunst in Platons Dialogen“, jeweils 1924 in den Studien bzw. Vorträgen des Hauses erschienen, nehmen aufeinander Bezug und wollen idealiter zusammen gelesen sein.¹⁹ Panofskys berühmte Abhandlung zeichnet dabei wie eine Fortsetzung zu Cassirers Studie die bemerkenswerte Inversion des *idea*-Begriffs nach, der bei Plato ursprünglich eine Abwertung der Kunst begründet hatte, dann aber in der neoplatonischen Umdeutung zu ihrer triumphalen Nobilitierung in der Frühen Neuzeit beitrug. Dass die Schriften sich nicht nur chronologisch ergänzen, sondern auch aus der Perspektive zweier Fachdisziplinen heraus synergetische Wirkung erzielen, ist weit mehr als nur eine Hommage an Cassirer, nämlich ein manifester Beweis für die Berechtigung seines philosophischen Programms. Panofsky wird diese symbolische Dimension nicht entgangen sein.

Ebenfalls 1924 ist unter dem programmatischen Titel „Die Perspektive als ‚symbolische Form‘“ eine der bekanntesten Studien Panofskys entstanden. Der Bezug zu Cassirers Hauptwerk, der „Philosophie der symbolischen Formen“ (1923–29), ist offenkundig, obwohl von deren drei Bänden zu diesem Zeitpunkt erst einer gedruckt vorlag.

Dass das reiche Material der Perspektivabhandlung konsequent und prägnant unter dem erborgten Leitgedanken der symbolischen Form ge-

bündelt wird, ohne das Konzept als solches noch eigens problematisieren oder rechtfertigen zu müssen, ist ein bemerkenswertes Zeugnis für Panofskys dialogfreudige Offenheit für die Erprobung solcher Bezüge.

Für Panofsky sind die Modi der Raumdarstellung und Raumvorstellung, deren Entwicklung er von der Antike bis zu El Lissitzky nachzeichnet, eine symbolische Form, indem sie jeweils eine ganze Weltanschauung implizieren. Die dialektisch fortschreitende Entwicklung vom amorphen Aggregatraum zum perspektivisch geordneten Systemraum ist eine Bewegung, die die künstlerische Darstellung und das wissenschaftliche Bewusstsein von Raum und Zeit parallel vollziehen. Die Studie bestätigt eindrucksvoll den heuristischen Wert der Idee der symbolischen Form. Zugleich verfügt Panofsky aber auch ganz frei mit ihr, ohne dem Problem des möglichen systematischen Stellenwerts der Perspektive in Cassirers Theoriegebäude Rechnung zu tragen. Ein geballtes Spezialwissen aufbietend, das Cassirer auf diesem Gebiet nie besessen hat, präsentiert sich der Aufsatz als kunsthistorische Verifikation der Grundintention Cassirers, ohne sich darüber hinaus in dessen Theoriedesign einmischen zu wollen. Bezeichnenderweise hat sich das bis heute mit Panofsky assoziierte Schlagwort der „symbolischen Form“ nach diesem intellektuellen Freundschaftsdienst für ihn offenbar erledigt und wurde nicht in sein begriffliches Rüstzeug übernommen.

Durch Cassirer konnte sich Panofsky aber in einer wissenschaftlichen Haltung bestätigt sehen, die schon früh der Reduktion von Komplexität in der Kunstdeutung misstraute, um die Erkenntnis des Sinnganzen nicht der Eigenlogik analytischer Methoden zu opfern. Methodenkonformes Vorgehen, so könnte man zugespitzt sagen, birgt auf dem Gebiet der Kunstgeschichte die Gefahr, Bruchstücke zu liefern, keine Deutung, die der spezifischen Sinneinheit der Werke gerecht würde. So findet sich schon 1915 die Überzeugung, dass Wölfflins Ausgangspunkt, die Form vom Inhalt trennen und als solche untersuchen zu können, die Sinneinheit der Werke willkürlich zerreiße, da doch auch die Form in jeder Beziehung „ausdrucksbedeutsam“ sei. In dem bereits zitierten Aufsatz über die „Probleme der Kunstgeschichte“ wird dann 1927 die Forderung aufgestellt nach „Untersuchungen mit eng begrenztem Thema, aber mit möglichst universeller Methode [...] – mit einer Methode, die ein bestimmtes Einzelphänomen von möglichst vielen Seiten zu betrachten und seine ‚Voraussetzungen‘ (nicht nur im zeitlichen Sinne) in möglichst großem Umfang aufzudecken ver-

sucht“.²⁰ Im pragmatischen Sinne ist die hier postulierte Methode gar keine mehr, vermeidet sie doch jede Festlegung auf ein konkretes Verfahren. Panofsky hält den Kunsthistoriker dazu an, sich potenziell aller verfügbaren methodischen und disziplinären Zugänge zu bedienen, damit ihm die Verbindung der Werke mit ihren vielfältigen Kontexten, aber auch ihre komplexe innere Sinnstruktur nicht entgehen. Das Interpretieren der Kunst hat gewissermaßen im Horizont der Philosophie der symbolischen Formen zu geschehen, weil jeder Aspekt an ihr – der Form, Technik oder Ikonographie – gleichermaßen sinnhaft deutbar ist.

Freiheit und Gewalt in der Interpretation

Erst nach Warburgs Tod entstand jener methodologische Text, der in seinen insgesamt drei Varianten zur Standarddarlegung der Ikonologie im Sinne Panofskys geworden ist. 1931 vor der Kieler Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft als Vortrag gehalten, erschien er 1932 unter dem Titel „Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst“ in der Zeitschrift „Logos“. Im amerikanischen Exil gab Panofsky diesen Aufsatz in stark überarbeiteter Form als Einführung seinen Aufsatzsammlungen „Studies in Iconology“ (1939) und „Meaning in the Visual Arts“ (1955) bei.²¹

Was zunächst die Aufsätze zur Inhaltsdeutung bzw. Ikonologie von den bis dahin publizierten theoretischen Texten Panofskys unterscheidet, ist, dass sie sich der Analyse von Einzelwerken widmen. Damit wohnt ihnen – gewollt oder nicht – erstmals der Charakter einer praktischen Anleitung inne, den Panofskys notorisch abgehobene Ausführungen zur Methode zuvor nicht angestrebt hatten, ja: der ihren eigentlichen Intentionen zuwidergelaufen wäre. Die Inhaltsdeutung eines Kunstwerks schreitet demnach, angelehnt an ein Modell des Wissenssoziologen Karl Mannheim, in drei Stufen von der einfachen Identifikation der dargestellten Gegenstände über die Entschlüsselung der konventionellen Symbolik bis zur umfassenden Deutung als Dokument einer vergangenen geistig-kulturellen Realität vor. Wichtiger als die Beschreibung des in drei Stufen zum höchsten Sinngehalt fortschreitenden Interpretierens – das, wie Panofsky betont, nur der wissenschaftstheoretischen Verdeutlichung dient und keine reale Abfolge von Arbeitsschritten meint – sind allerdings die Korrektive, die Panofsky für

die Prüfung der Erkenntnis auf allen drei Stufen anmahnt. Schließlich war ja die weltanschauliche oder geistesgeschichtliche Interpretation eines Kunstwerkes an sich kein Novum; Panofsky selbst hatte schon 1924 seine Vorbehalte gegen die „in neuester Zeit fast allzu beliebt geworden[e]“ Deutung von Kunstwerken „als Dokument einer bestimmten Weltanschauung“²² kundgetan und sich zu verschiedenen Gelegenheiten gegen das voreilige Parallelsieren künstlerischer und geistesgeschichtlicher Phänomene als unwissenschaftlich gewandt. Sein Freund und Schüler Edgar Wind sollte diese methodisch unreflektierte Form der Historie sogar mit der mangelnden Widerstandskraft der deutschen Intellektuellen gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus in Verbindung bringen.²³ Eine wichtige Stoßrichtung des Aufsatzes ist es daher, den allenthalben – vor allem in der deutschsprachigen Kunstgeschichte – ins Kraut schießenden weltanschaulichen Interpretationen der Kunst ihre objektiven Grenzen aufzuzeigen. Abermals haben wir es also mit einer zumindest partiell als Einspruch erfolgten Theorieäußerung zu tun, deren originellste Leistung nicht in der modellhaften Lösung eines methodischen Problems liegt, sondern in der Definition eines legitimen Spielraums, innerhalb dessen sich die Interpretation bewegen muss.

Wer auf der ersten Stufe die bloße Identifikation der dargestellten Gegenstände vornimmt, muss als Korrektiv demnach die stilgeschichtlichen Kenntnisse mitbringen, um die zeitbedingt variierenden Darstellungsmodi korrekt „lesen“ zu können. Wer die konventionellen Symbole richtig entschlüsseln will, muss die relevanten literarischen Quellen beherrschen und sich über die Typengeschichte Klarheit verschaffen, die bestimmte Themen auch abweichend von ihren textlich überlieferten Grundlagen darzustellen ermöglicht; und wer schließlich zur ikonologischen Deutung der Welt „symbolischer“ Werte“ fortschreitet, wird seine notwendig subjektiv gefärbte Interpretation durch die möglichst umfassende Kenntnis der Geistes- und Kulturgeschichte absichern müssen, die „die Art und Weise, wie unter wechselnden historischen Bedingungen *wesentliche Tendenzen des menschlichen Geistes* durch bestimmte *Themen* und *Vorstellungen* ausgedrückt wurden“, umfassen.²⁴

Während im Kontext der US-amerikanischen Kunstgeschichte, die die rationalistische Inhaltsdeutung Panofskys keineswegs einhellig begrüßte, sondern vielfach der atheoretischen und ahistorischen „art appreciation“ huldigte, Panofskys primäres Anliegen darin gelegen haben muss, der Iko-

nologie allererst den Boden eines verständnisvollen Problembewusstseins zu schaffen, liegt die ursprüngliche Absicht der Ausführungen Panofskys wohl weitaus stärker in der kritischen Intervention in eine in Deutschland geführte Auseinandersetzung von einer die fachlichen Probleme weit übersteigenden Tragweite.

Nicht zufällig dürfte die Kant-Gesellschaft das erste Auditorium für Panofskys methodologische Standortbestimmung gewesen sein, und vermutlich bewusst wurde der resultierende Artikel in einer Zeitschrift für systematische Philosophie publiziert. Denn die objektivierenden Korrektive Panofskys, die für ein wissenschaftstheoretisch vorgebildetes Publikum an seinen Ausführungen wohl den größten Neuigkeitswert besessen haben, werden in der deutschen Fassung unmittelbar mit einer aktuellen Publikation Martin Heideggers in Beziehung gesetzt, die gerade für erhebliches Aufsehen gesorgt hatte: „Kant und das Problem der Metaphysik“ von 1929. Heidegger war mit diesem Text gleichsam ins Revier der neukantianischen Schule eingebrochen und hatte den Stammvater der kritischen Erkenntnistheorie als Vorläufer seiner existenzialontologischen Lehre von „Sein und Zeit“ reklamiert. Dazu allerdings musste er Kant bewusst gegen den Strich lesen und bekannte offen, dass er sich dabei methodisch an das herkömmliche Primat historischer Wahrheit nicht mehr gebunden fühle: „Diese Kantauslegung ist ‚historisch‘ unrichtig, gewiß. Aber sie ist geschichtlich, d. h. auf die Vorbereitung des künftigen Denkens und nur darauf bezogen.“²⁵

Bei Panofsky nun wird ein anderer, nicht minder herausfordernder Passus Heideggers zitiert, nach dem der Interpret nämlich berechtigt und sogar gefordert sei, „Gewalt“ zu gebrauchen, um dem Text nicht nur das, was die Worte sagten, zu entlocken, sondern das, was die Worte sagen *wollten*. Diese Gewalt sei jedoch keine „schweifende Willkür“, wenn die „Kraft einer vorausleuchtenden Idee“ sie leite.²⁶ Der Nachweis der notwendigen Subjektivität einer solchen vorgefassten Idee, wiewohl im abwägenden Duktus der akademischen Erörterung gehalten, wird unversehens zur Abrechnung mit einem Antipoden, der für alles stand, was Panofsky in seinem Insistieren auf einem rational kontrollierten und historisch fundierten Umgang mit Kulturzeugnissen ablehnte. Seine Diskussion der notwendigen Korrektive in der Interpretation von Bildern endet entsprechend mit der Feststellung, dass eine vergleichbare Umsicht auch den Historiker der Philosophie (also Heidegger) „über die Grenzen belehren könnte, die einer ontologischen Kant-Auslegung gesetzt sind, wofern sie nicht dem An-

spruch – und den Pflichten – einer ‚Interpretation‘ entsagen will“. Eine Haltung wie die Heideggers könne akzeptiert werden, solange sie ihre „außerhistorische“, auf bloße gedankliche Originalität gerichtete Zielsetzung bekenne, „wird aber in dem Moment bekämpft werden müssen, in dem sie die Historie durch einen anders gearteten Anspruch in Notwehr versetzt“.²⁷

Panofsky wird seinen bemerkenswert angriffslustigen Text auch vor dem Hintergrund der problematischen Erfahrungen verfasst haben, die Ernst Cassirer 1929 in der berühmten Davoser Disputation mit Heidegger gemacht hatte. Aus ihr war Heidegger nach allgemeiner Auffassung wenigstens des studentischen Publikums als strahlender Sieger hervorgegangen, obwohl die Diskussionen, die ebenfalls die diametral entgegengesetzten Kantinterpretationen betrafen, wohl nur für Kenner der Materie wirklich nachvollziehbar waren. Die Philosophie Cassirers, der die historisch gewachsenen Bedingungen der kulturellen Welt als den Ort einer verantwortungsbewusst wahrgenommenen Freiheit ansah, war dem schillernden Faszinosum Heidegger und der existenzialistischen Negation aller Traditionswerte in der öffentlichen Debatte unterlegen.

Für Panofsky, der sich spätestens seit dem erdrutschartigen Stimmengewinn der NSDAP in der Hamburger Bürgerschaftswahl im September 1931 um den Fortbestand von Republik und Rechtsstaat sorgte, war die Verteidigung von kritischem Geschichtsbewusstsein und wissenschaftlicher Rationalität eine Frage von nicht mehr bloß philosophischer Tragweite. Die Aufbietung des kontrollierten Interpretationsmodells als wissenschaftstheoretisches Argument gegen Heideggers Geschichtsvergessenheit war in der Tat ein Akt intellektueller Notwehr.

Princeton

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 traf Erwin Panofsky also nicht überraschend. Er hatte sie herannahen sehen, und besondere Umstände ließen seine Übersiedlung ins amerikanische Exil im Vergleich zu anderen Emigranten nahezu reibungslos verlaufen. Bereits 1931/32 hatte die New York University Panofsky als Gastdozenten verpflichtet. 1933 folgte eine zweite Einladung. Als 1934 die ganze Familie Panofsky in die Vereinigten Staaten aufbrach, erwarteten sie bereits die Ange-

bote mehrerer Hochschulen. Princeton machte 1935 schließlich das Rennen und gewann Panofsky als Inauguralprofessor für Kunstgeschichte am neu gegründeten Institute for Advanced Study.



Abb. 5: Erwin Panofsky in Princeton, 1955

Panofsky hatte damit eine der weltweit erstrebenswertesten Positionen erreicht, die einem Kunsthistoriker offenstanden. Die Berufung Albert Einsteins 1933 hatte bereits das Anspruchsniveau des Instituts markiert, des-

sen *raison d'être* darin bestand, seinen Mitgliedern einen möglichst vollkommenen Freiraum zu eigener Forschung zu gewähren. Wenn Panofsky dennoch an verschiedenen Universitäten und Colleges unterrichtete oder zu Vorträgen gastierte, so trug das seiner Freude am Lehren ebenso Rechnung wie dem in Deutschland zur Gewohnheit gewordenen Prinzip, sich so Anregungen für die eigene Forschung zu verschaffen.

Es ist häufig festgestellt worden, dass sich in den USA mit der glänzend angeeigneten englischen Sprache auch ein anderer Stil in Panofskys Texten einstellt. Die von ihm selbst als heilsam beschriebene Begegnung mit dem angelsächsischen Pragmatismus und einer akademischen Sprachkultur, die ihm die Abstraktheit und Komplexität seiner deutschen Diktion zu überwinden half, sind dabei das eine. Ein anderer wichtiger Faktor ist, dass mehrere von Panofskys Hauptwerken aus prestigeträchtigen Vortragsreihen hervorgegangen sind und dass in den edierten Texten die besonderen Qualitäten des gesprochenen Wortes noch deutlich spürbar sind.²⁸

Wie immer man die Gründe für diesen Stilwandel gewichten mag, er betrifft auch den Inhalt seiner Werke, indem sie dem Leser die theoretische Begriffsarbeit weitgehend ersparen, die Panofsky 1927 noch als Eigenart der deutschen Kunstgeschichtsforschung positiv hervorgehoben hatte.

Und doch sind die großen Arbeiten Panofskys, die jetzt in erstaunlich dichter Folge entstanden, nicht einfach atheoretisch in ihrer gedanklichen Konzeption. Die Monographien über Albrecht Dürer (1943), über Correggios „Camera di San Paolo“ (1961) und über „Problems in Titian, Mostly Iconographic“ (1969), besonders aber auch die brillante Studie über den Zusammenhang von „Gothic Architecture and Scholasticism“ (1951) und die bahnbrechende Gesamtdarstellung „Early Netherlandish Painting“ (1953) sind, ohne dies eigens zu thematisieren, beeindruckende Beispiele einer im höchsten Maße erfahrungsgesättigten wie kreativen Umgangsweise mit den je neu und anders sich stellenden Interpretationsproblemen.²⁹ In dem schmalen Bändchen über die gotische Architektur und mit dem gewichtigen Niederländerbuch hat Panofsky sogar zum ersten Mal zugkräftige und suggestive Leitbegriffe lanciert, in denen sich jeweils ein ganz neuer Interpretationsansatz verdichtet und denen eine ähnlich erfolgreiche, aber auch „wilde“ Rezeption beschieden war wie zuvor etwa der „Pathosformel“ Warburgs oder dem „Kunstwollen“ Alois Riegls. Gemeint sind der Begriff des intellektuellen „Habitus“, mit dem Panofsky ein *missing link* zwischen der Diskussionskultur scholastischer Intellektueller und derjenigen gotischer

Kathedralbaumeister gefunden zu haben glaubte, und das Konzept des „disguised symbolism“, mittels dessen er hinter dem neu entwickelten Naturalismus in der altniederländischen Malerei zugleich eine ihr diskret eingeschriebene moralische Sinnebene zu entdecken vermochte.

Nicht vergessen sei in diesem Zusammenhang schließlich auch die Beschäftigung Panofskys mit dem Film, dem der passionierte Kinogänger 1936 eine bemerkenswerte, später mehrfach überarbeitete und nachgedruckte kleine Abhandlung gewidmet hat.³⁰ Die darin aufgestellten Prinzipien der Dynamisierung des Raumes und der Verräumlichung der Zeit, aus denen er die Eigenheiten des Mediums in luzider Klarheit ableitet, knüpfen noch einmal an die früheren Überlegungen zu den kunstgeschichtlichen Grundbegriffen an. Dies spröde Thema wurde ihm in Amerika jedoch zum Gegenstand kurzweiliger Vorträge, die er mit Beispielen wie Buster Keatons „The General“ zu beschließen pflegte.

Der Theoretiker in Panofsky hat sich in Princeton also auf ein weitgehend implizites Weiterdenken seiner Positionen verlegt, ihre explizite Diskussion jedoch aufgegeben oder doch nur auf dem akademisch kaum erschlossenen Gebiet des Films spielerisch weitergetrieben. Dass ihm die unkritische Nachahmung seiner Methode durch jüngere Kunsthistoriker Kopfzerbrechen bereitet hat, wird zu dieser Abstinenz beigetragen haben.

Sie muss ihm umso leichter gefallen sein, als er in den Vereinigten Staaten den lebhaften Theoriediskurs gar nicht vorfand, der in Deutschland die wichtigsten seiner methodologischen Interventionen provoziert hatte. In seinen späten Bekenntnissen zur eklektischen Methodenvielfalt liegt daher wohl auch ein Stück der Einsicht, dass seine größte Stärke als Epistemologe der Bildinterpretation in der Kritik unzureichender, die kunsthistorische Praxis in Blick und Geist verengender Konzepte gelegen hat. Wenn er einmal den großen Kenner Max J. Friedländer als einen „Methodologe[n] wider Willen“³¹ bezeichnet hat, weil dieser zu einer Zeit in Deutschland Kunstgeschichte betrieb, als er sich dem Methodendiskurs gar nicht entziehen konnte, so darf Panofsky selbst vielleicht ein skrupulöser Ikonologe genannt werden, der sich in der theoretischen Reflexion der Freiheit und Verantwortung des Interpretieren zu versichern suchte.

Anmerkungen

¹ Aus der umfangreichen Literatur zu Erwin Panofsky seien die folgenden Titel besonders hervorgehoben: Als Überblick zu Werk und Methode: Horst Bredekamp: Erwin Panofsky (1892–1968). In: *Klassiker der Kunstgeschichte*. Hg. von Ulrich Pfisterer. Bd. 2: Von Panofsky bis Greenberg. München 2008, S. 61–75; Renate Heidt-Heller: Erwin Panofsky (1892–1968). In: *Altmeister moderner Kunstgeschichte*. Hg. von Heinrich Dilly. Berlin 1990, S. 165–187; in Ermangelung einer Biographie Panofskys bieten die bislang vier Bände seiner von Dieter Wuttke edierten Korrespondenz den besten Überblick nebst der bislang vollständigsten Bibliographie: Dieter Wuttke (Hg.): *Erwin Panofsky. Korrespondenz 1910 bis 1968. Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden*. Wiesbaden 2001 (Bd. 1), 2003 (Bd. 2), 2006 (Bd. 3), 2008 (Bd. 4); zur geistesgeschichtlichen Einordnung seines Werkes vgl. Michael Ann Holly: *Panofsky and the Foundations of Art History*. Ithaca/London 1984; wichtige Beiträge versammeln zwei Symposionsbände aus Anlass des 100. Geburtstages des Gelehrten: *Meaning in the Visual Arts. Views from the Outside. A Centennial Commemoration of Erwin Panofsky (1892–1968)*. Hg. von Irving Lavin. Princeton 1995; *Erwin Panofsky. Beiträge des Symposions Hamburg 1992*. Hg. von Bruno Reudenbach (Schriften des Warburg-Archivs im Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg, Bd. 3). Berlin 1994; zur Biographie zusammenfassend: Rainer Donandt: *Erwin Panofsky*. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*. Bd. 1. Hamburg 2001, S. 226–228; zur Hörsaalbenennung: Eckart Krause/Rainer Nicolaysen (Hg.): *Zum Gedenken an Erwin Panofsky (1892–1968). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals C im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Erwin-Panofsky-Hörsaal am 20. Juni 2000 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 17)*. Hamburg 2009. Wichtige Anregungen verdankt der Verfasser Martin Warnke: *Erwin Panofsky – Kunstgeschichte als Kunst*. In: Ebd., S. 47–78.

² Erwin Panofsky an Bruno Snell, 7.12.1959 [Hervorhebung im Original]. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 4, S. 582f. Gemeint sind Alois Riegl als methodisch innovativster Exponent der Wiener Schule, Heinrich Wölfflin, der Autor der „Kunstgeschichtliche[n] Grundbegriffe“ (1915), der Hamburger Kunst- und Kulturhistoriker Aby M. Warburg und der Freiburger Mediävist Wilhelm Vöge, Panofskys Doktorvater. Die Urkunde zur Verleihung der Joachim Jungius-Medaille an Panofsky vom 29.10.1959 mit dem fraglichen Passus ebd., S. 539, Abb. 20. Die Medaille wurde Panofsky Anfang Dezember 1959 durch den deutschen Konsul in New York überreicht; Hamburg hat Panofsky auch nach 1945 nicht mehr besucht. Vgl. Eckart Krause: *Keine Rückkehr ins „Paradise Lost“*. Erwin Panofsky und die Universität Hamburg 1946 bis 1968. In: Krause/Nicolaysen (wie Anm. 1), S. 83–115.

³ Erwin Panofsky an Walter Friedländer, 3.11.1958. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 4, S. 345.

⁴ Vgl. die Notizen Siegfried Kracaers nach Gesprächen mit Gertrud Bing und Ernst Gombrich am Londoner Warburg Institute im Juli 1960 in: Volker Breidecker (Hg.): *Siegfried Kracauer – Erwin Panofsky. Briefwechsel 1941–1966. Mit einem Anhang: Siegfried Kracauer „under the spell of the living Warburg tradition“* (Schriften des Warburg-Archivs im Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg, Bd. 4). Berlin 1996, S. 107: „Bing emphatically against absorption in iconography as an end in itself. Warburg Inst. should not be identified with this trend (so strongly favored by Panofsky). Abe [sic!] Warburg himself thought of iconography only as a means to an end.“

- ⁵ Vgl. Willibald Sauerländer: „Barbari ad portas“. Panofsky in den fünfziger Jahren. In: Reudenbach (wie Anm. 1), S. 123–138, hier S. 129.
- ⁶ Erwin Panofsky an William S. Heckscher, 7.4.1960. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 4, S. 667.
- ⁷ Erwin Panofsky an Henri M. Peyre, 7.12.1955. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 876 [Hervorhebungen im Original].
- ⁸ Hugo Buchthal: Memorabilia. Persönliche Erinnerungen eines Achtzigjährigen an sein Studium bei Panofsky in Hamburg. In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 44 (1991), S. 205–213, hier S. 210.
- ⁹ Erwin Panofsky: Probleme der Kunstgeschichte. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 957–963, hier S. 963.
- ¹⁰ Erwin Panofsky/Fritz Saxl: Dürers „Melencolia I“. Eine quellen- und typengeschichtliche Untersuchung (Studien der Bibliothek Warburg, Bd. 2). Leipzig/Berlin 1923.
- ¹¹ Raymond Klibansky/Erwin Panofsky/Fritz Saxl: Saturn and melancholy. Studies in the history of natural philosophy, religion and art. London 1964. Panofsky, der die Hauptlast der Erarbeitung der Neuauflage getragen hatte, verwahrte sich allerdings zunächst entschieden gegen die Nennung Klibanskys als gleichberechtigten Ko-Autor.
- ¹² Erwin Panofsky an Fritz Saxl, 20.3.1928. In: Wuttke (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 261.
- ¹³ Aby Warburg an Toni Cassirer, 6.3.1929. In: Dorothea McEwan: „Wanderstrassen der Kultur“. Die Aby Warburg-Fritz Saxl-Korrespondenz 1920 bis 1929 (Kleine Schriften des Warburg Institute London und des Warburg Archivs im Warburg Haus Hamburg, Bd. 2). München/Hamburg 2004, S. 196.
- ¹⁴ Warburg Institute Archive, General Correspondence, Fritz Saxl an Aby M. Warburg, 11.5.1921.
- ¹⁵ Erwin Panofsky: Dürers Stellung zur Antike (1921/22). In: Ders.: Deutschsprachige Aufsätze. 2 Bde. Hg. von Karen Michels und Martin Warnke (Studien aus dem Warburg Haus, Bd. 1). Berlin 1998, Bd. 1, S. 247–311; Erwin Panofsky: Dürers Darstellungen des Apollo und ihr Verhältnis zu Barbari (1920). In: Ebd., Bd. 1, S. 312–333.
- ¹⁶ Erwin Panofsky: Das Problem des Stils in der bildenden Kunst. In: Ders.: Deutschsprachige Aufsätze (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 1009–1018; ders.: Über das Verhältnis der Kunstgeschichte zur Kunsttheorie. Ein Beitrag zu der Erörterung über die Möglichkeit „kunstwissenschaftlicher Grundbegriffe“. In: Ebd., S. 1035–1063.
- ¹⁷ Ebd., S. 1044.
- ¹⁸ Erwin Panofsky: Der Begriff des Kunstwillens. In: Ders.: Deutschsprachige Aufsätze (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 1019–1034, hier S. 1034.
- ¹⁹ Neuerdings sind beide Schriften in einem Band vereint: Ernst Cassirer: Eidos und Eidolon. Das Problem des Schönen und der Kunst in Platons Dialogen. Erwin Panofsky: Idea. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte der älteren Kunsttheorie. Hg. und mit einem Nachwort von John Michael Krois. Hamburg 2008.
- ²⁰ Panofsky: Probleme der Kunstgeschichte (wie Anm. 9), S. 963.
- ²¹ Erwin Panofsky: Studies in Iconology. Humanistic Themes in the Art of the Renaissance. New York 1939 (dt.: Studien zur Ikonologie der Renaissance. Köln 1980); ders.: Meaning in the Visual Arts. Papers in and on Art History. Garden City, NY 1955 (dt.: Sinn und Deutung in der Kunst. Köln 1978 [zuerst 1975]).

²² Erwin Panofsky: Rezension über Erwin Rosenthal: Giotto in der Mittelalterlichen Geistesentwicklung. In: Ders.: Deutschsprachige Aufsätze (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 178–185, hier S. 178.

²³ Vgl. Edgar Wind: Einleitung. In: Kulturwissenschaftliche Bibliographie zum Nachleben der Antike. Bd. 1: Die Erscheinungen des Jahres 1931. Hg. von der Bibliothek Warburg. Leipzig/Berlin 1934, S. V–XVII; Wiederabdruck in: Kosmopolis der Wissenschaft. E.R. Curtius und das Warburg Institute. Briefe 1928 bis 1953 und andere Dokumente. Hg. von Dieter Wuttke (Saecula Spiritualia, Bd. 20). Baden-Baden 1989, S. 280–293.

²⁴ Erwin Panofsky: Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Ders.: Sinn und Deutung (wie Anm. 21), S. 36–67, hier S. 50 [Hervorhebungen im Original].

²⁵ Martin Heidegger: Kant und das Problem der Metaphysik (Gesamtausgabe. Abt. 1, Bd. 3). Frankfurt am Main 1991, S. 319.

²⁶ Erwin Panofsky: Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst. In: Ders.: Deutschsprachige Aufsätze (wie Anm. 15). Bd. 2, S. 1064–1077, hier S. 1072.

²⁷ Ebd., S. 1076.

²⁸ Vgl. Erwin Panofsky: Epilog. Drei Jahrzehnte Kunstgeschichte in den Vereinigten Staaten. Eindrücke eines versprengten Europäers. In: Panofsky: Sinn und Deutung (wie Anm. 21), S. 378–406; Karen Michels: Bemerkungen zu Panofskys Sprache. In: Reudenbach (wie Anm. 1), S. 59–69.

²⁹ Erwin Panofsky: Albrecht Dürer. 2 Bde. Princeton, NJ 1943 (dt.: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers. München 1977); ders.: The Iconography of Correggio's Camera di San Paolo (Studies of the Warburg Institute, Bd. 26). London 1961; ders.: Problems in Titian, Mostly Iconographic (The Wrightsman Lectures, Bd. 2). New York/London 1969; ders.: Gothic Architecture and Scholasticism. Latrobe 1951 (dt.: Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Thomas Frangenberg. Köln 1989); ders.: Early Netherlandish Painting. Its Origins and Character. 2 Bde. Cambridge, MA 1953 (dt.: Die altniederländische Malerei. Ihr Ursprung und Wesen. 2 Bde. Köln 2001).

³⁰ Erwin Panofsky: On Movies. In: Bulletin of the Department of Arts and Archaeology of Princeton University, June 1936, S. 5–15, ders.: Style and Medium in the Motion Pictures. In: Critique I, 3 (1947), S. 5–28; ders.: Stil und Medium im Film. In: Ders.: Stil und Medium im Film & Die Ideologischen Vorläufer des Rolls-Royce-Kühlers. Mit Beiträgen von Irving Lavin und William S. Heckscher. Frankfurt am Main 1999, S. 19–57.

³¹ Panofsky: Probleme der Kunstgeschichte (wie Anm. 9), S. 963.

Emil Artin – Mathematiker von Weltruf*

Karin Reich

Als der Mathematiker Emil Artin am 22. Dezember 1962 in Hamburg überraschend im Alter von 64 Jahren einem Herzversagen erlag, wurde von diesem Ereignis nicht nur in Mathematikerkreisen Notiz genommen. So berichtete „Die Welt“ am 14. Januar 1963:

„Mit Emil Artin hat die mathematische Wissenschaft einen ihrer bedeutendsten und ausgeprägtesten Vertreter verloren. [...] Die so seltene Gabe, in scheinbar hochkomplizierten Sachverhalten einfache, durchsichtige Strukturen aufzuspüren, hat ihm in seinem hauptsächlichsten Forschungsgebiet, der höheren Zahlentheorie und Algebra, eine Fülle grundlegender Forschungsergebnisse eingetragen, die sich durchweg durch die hohe Eleganz ihrer Formulierung und leichte Begreiflichkeit ihrer Bedeutung auszeichnen. Mit einer ungewöhnlichen Eindringlichkeit und Schlichtheit des Ausdrucks machte er seinen Zuhörern im Kolleg oder Gespräch die schwierigsten Dinge spielend leicht verständlich.“¹

Mathematikern fällt es meistens schwer, sich für Nichtmathematiker, ja sogar für Kollegen aus anderen mathematischen Fachrichtungen verständlich auszudrücken. Emil Artin scheint nicht nur ein ausgezeichneter Vertreter seines Faches gewesen zu sein, sondern auch die seltene Gabe besessen zu haben, seine Ergebnisse Schülern und Kollegen mitteilen zu können.

Aus der mathematischen Fachwelt gab es zahlreiche Nachrufe. Henri Cartan (1904–2008), Professor der Mathematik an der Sorbonne in Paris, erklärte: „Emil Artin fut un mathématicien génial. C'était aussi un artiste et, pour tout dire, un homme complet.“² Claude Chevalley (1909–1984), der 1931/32 Student bei Artin gewesen war, nunmehr Professor der Mathematik an der Universität in Paris, urteilte: „Avec Artin disparaît l'un des ma-

thématiciens qui ont le plus fortement marqué une époque et un style, tant par ses travaux personnels que par l'influence qu'il rayonnait autour de lui."³ Bruno Schoeneberg (1906–1995), damals außerplanmäßiger Professor an der Universität Hamburg, würdigte Artin mit folgenden Worten:

„Artin war als Forscher und Lehrer in gleichem Maße bedeutend und erfolgreich. Er beherrschte souverän alle Möglichkeiten wissenschaftlicher Kommunikation: Die Vorlesung, die wissenschaftliche Abhandlung, das Lehrbuch und das wissenschaftliche Gespräch. Groß ist die Zahl seiner Schüler.“⁴

Und Richard Brauer (1901–1977), Professor der Mathematik an der Harvard University, betonte:

„Whatever Artin did, he did with full concentration and, one might say, singlemindedness. In spite of his wide interests, his creative work was all in mathematics. Mathematics was the natural instrument for his particular kind of intelligence, the field in which his special power of reasoning would find its purest application. [...] Whatever standards we use, he was a great mathematician.“⁵

Wie die Nachrufe zeigen, gehörte Artin zu den international renommiertesten Mathematikern. Konsultiert man ein Mathematisches Lexikon, so erfährt man u. a., dass es nach Artin benannte Automorphismen und Ringe gibt und er der Schöpfer der sogenannten L-Funktionen ist.⁶ Artin verfasste annähernd fünfzig Abhandlungen sowie dreizehn Bücher bzw. Lecture-Notes.⁷ Der Algebra und der Zahlentheorie im 20. Jahrhundert gab Artin „richtungweisende“ Impulse.⁸ Sein Lebensweg begann in Österreich und führte ihn über Deutschland in die USA und schließlich wieder zurück nach (West-)Deutschland.

Wien, Reichenberg und abermals Wien 1898–1918

Emil Artin wurde am 16. März 1898 in Wien geboren, sein Vater Emil Artin (1868–1906) und seine Mutter Emma Maria (1878–1962), geborene Laura, waren Opernsänger und katholischer Konfession.⁹ Später wurde als Beruf

des Vaters öfter „Kunsthändler“ genannt. Nachdem Emil Artins Vater bereits am 20. Juli 1906 in Wien verstorben war, übersiedelte die Mutter am 4. Oktober desselben Jahres nach Reichenberg, dem heutigen Liberec. Sie heiratete am 15. Juli 1907 den von dort stammenden Fabrikanten Rudolf Hübner; am 27. Oktober 1907 kam Emil Artins Halbbruder Rudolf Hübner auf die Welt. Artins Mutter scheint später in Reichenberg ihre Künstlerkarriere nicht weiter verfolgt zu haben, denn in den Schulakten ihrer beiden Söhne wird sie als „Fabrikantengattin“ bezeichnet.



Abb. 1: „Farmboy“ – Emil Artin als Kind

Ab 1908 besuchte Emil Artin die Staatsrealschule in Reichenberg, die drittälteste Realschule in Böhmen. 1912/13 verbrachte er ein Jahr in Frankreich, Details über seinen Aufenthalt sind nicht bekannt. Im Jahr 1913 kam Artin nach Reichenberg zurück, wo er 1916 eine Art Reifeprüfung – „reif mit

Auszeichnung“ – ablegte. Wie er später berichtete, trat seine Vorliebe für die Mathematik erst im sechzehnten Lebensjahr zutage.¹⁰

Das Reifezeugnis berechtigte Artin nicht zu einem regulären Studium. So schrieb er sich im Winter 1916/17 als „außerordentlicher Hörer“ der Philosophischen Fakultät an der Universität Wien ein, wo er zwei Semester blieb. Seine wichtigsten Lehrer waren dort die Mathematiker Wilhelm Wirtinger (1865–1945) und Philipp Furtwängler (1869–1940).¹¹ Auch hörte er bei Samuel Oppenheim (1857–1928) Astronomievorlesungen. Die Astronomie spielte auch in Artins späterem Leben noch eine gewisse Rolle, er war und blieb Hobbyastronom. Später besaß er nicht nur ein eigenes Fernrohr, sondern er baute sich sogar selbst ein Spiegelteleskop.¹² Von Februar 1917 bis November 1918 war Artin zum Heeresdienst im k. u. k. Inf. Reg. 44 eingezogen, er diente in Primolano an der italienischen Front.¹³

Studium und Promotion in Leipzig 1919–1921

Im Jahr 1919 wechselte Artin an die Universität Leipzig, wo er insgesamt vier Semester verbrachte. Die Gründe für diesen Wechsel und für die Wahl der Universität Leipzig sind nicht bekannt. Am 27. Januar 1920 legte Artin an der Oberrealschule in Leipzig eine Ergänzungsprüfung ab, durch die er das Reifezeugnis erhielt.¹⁴ An der Universität hörte er Vorlesungen bei den Mathematikern Gustav Herglotz (1881–1953), Otto Hölder (1859–1937), Karl Rohn (1855–1920) und Walter Schnee (1885–1958), bei den Physikern Theodor Des Coudres (1862–1926), Otto Wiener (1862–1927), Erich Marx (1874–1956) und Arthur Erich Haas (1884–1941) sowie Astronomievorlesungen bei Julius Bauschinger (1860–1934).¹⁵

Zwischen Herglotz und Artin entwickelte sich ein besonders gutes Verhältnis, dies bezeugen unter anderem die zahlreichen Briefe, die Artin an Herglotz geschrieben hat und die heute in Göttingen aufbewahrt werden.¹⁶ Leider sind die Briefe von Herglotz an Artin nicht erhalten geblieben.

Herglotz, im Böhmerwald geboren, d.h. ein Landsmann von Artin, hatte ebenfalls an der Universität Wien studiert. Er wurde an der Universität München promoviert und habilitierte sich an der Universität Göttingen. Nach einem kurzen Zwischenspiel an der TH Wien wechselte er 1909 an die Universität Leipzig, wo er Carl Runge (1856–1927) als Professor für an-

gewandte Mathematik nachfolgte. Herglotz arbeitete über mannigfache Gebiete der angewandten und der reinen Mathematik, aber Algebra und Zahlentheorie gehörten eigentlich nicht zu seinen Schwerpunkten.



Abb. 2: Emil Artin (Mitte) zusammen mit zwei Kommilitonen in Leipzig

Dennoch hatte Herglotz im Wintersemester 1919/20 eine Vorlesung über quadratische Zahlkörper gelesen; 1921 veröffentlichte er seine Arbeit „Über das quadratische Reziprozitätsgesetz in imaginären quadratischen Zahlkörpern“.¹⁷ Dem Thema Zahlkörper war auch Artins Dissertation gewidmet. Am 6. Februar 1920 schrieb er von Reichenberg aus an Herglotz:

„Könnte jetzt hier in aller Ruhe an die Erledigung des quadratischen Körpers schreiten und die Sätze über Einheiten herleiten. Da ich glaube dass es Herrn Professor interessieren wird erlaube ich mir die Resultate mitzuteilen.“ Diese nehmen die folgenden zwei Seiten in Anspruch.¹⁸ Es handelte sich um eine Art Zwischenbilanz. Im Mai/Juni 1921 wurde Artin bei Gustav Herglotz über das Thema „Quadratische Körper im Gebiete der höheren Kongruenzen“ promoviert.¹⁹ In seinem Gutachten hielt Herglotz fest:

„Die Arbeit ergibt in der zahlentheoretischen Erforschung neuer Bereiche *wertvolle Resultate* und gibt zu *weiteren interessanten Fragestellungen* den Anlass. Ihre Durchführung beweist eine erhebliche Fähigkeit, die geeigneten Begriffe mit richtigem Blick zu schaffen, und ihre Gesetze in scharfsinniger Untersuchung zu ermitteln. Ich möchte die *Annahme der Arbeit mit Note I* beantragen.“²⁰

Am 20. Juni 1921 fanden die mündlichen Prüfungen in Physik bei Des Coudres und in Mathematik bei Herglotz statt, am 23. Juni 1921 erhielt Artin sein Doktordiplom ausgehändigt. Die Doktorarbeit wurde am 14. Oktober 1921 zur Drucklegung eingereicht, sie erschien 1924 in der „Mathematischen Zeitschrift“²¹ und war mit 94 Seiten für eine mathematische Doktorarbeit ungewöhnlich umfangreich. Artin wurde also nach einem nur sechssemestrigen Studium, das noch dazu nicht durchgehend stattfand, mit einer herausragenden Arbeit promoviert – eine ungewöhnliche Leistung.

Zwischenspiel in Göttingen 1921/22

Nach der Promotion hatte Artin beschlossen, seine Studien an der Universität Göttingen fortzusetzen. Ohne eine bezahlte Stelle zu bekleiden, blieb er dort fast ein Jahr. Die kurze Zeit in Göttingen ist relativ gut dokumentiert, weil Artin seinem Lehrer Herglotz von dort sieben Briefe schrieb. Die Universität Göttingen galt damals als Hochburg der Mathematik, als Nummer eins unter den deutschen Universitäten. Dort lehrten unter anderem die Koryphäen David Hilbert (1862–1943), Felix Klein (1849–1925), Edmund Landau (1877–1938) und Richard Courant (1888–1972). Die herausragende Gestalt war David Hilbert, dessen Wort besonders zählte.

In einem Brief an Herglotz vom 13. November 1921 teilte Artin seine ersten Eindrücke mit:

„Ich berichte erst heute über Göttingen, weil ich mich erst ein wenig einleben wollte. Nach meiner Ankunft machte ich die Besuche bei Courant, Hilbert, Klein und Landau und wurde von Hilbert in die Mathematische Gesellschaft eingeladen. Dienstag in acht Tagen soll ich dort über meine Dissertation berichten. Leider habe ich hier sehr wenig Fühlung mit den Dozenten so dass mir die persönliche Anregung fehlt, die ich in Leipzig in so weitgehendem Masse durch Sie Herr Professor hatte. Dafür werde ich Ihnen immer Dank schulden. Hier in Göttingen ist, wie mir alle erzählen, ein ausgezeichnete Zahlentheoretiker, Herr Siegel,²² Assistent bei Courant. Leider lebt er, wie Professor Courant selber sagt, sehr zurückgezogen, so dass ich bisher kaum zwei Worte mit ihm gesprochen habe. Was das Stadtbild von Göttingen betrifft, so ist es wirklich ein gemütliches Städtchen. Ich denke es wird mir noch ganz gut hier gefallen, wenn ich mich erst eingelebt habe. Vorläufig kenne ich halt hier so gut wie niemanden. [...] Am Seminar nehmen teil Prof. Courant, seine Assistenten, Vermeil²³ und einige mir noch unbekannte Herren. Ferner noch Herr Pauli²⁴ aus München, ein Landsmann von mir, den Sie sicher kennen. Auch ich wurde dazu eingeladen. Ich denke es wird noch ganz hübsch werden. Was meine Arbeiten im Anschluss an die Dissertation betrifft, so bin ich ein gutes Stück vorwärts gekommen und darüber möchte ich Ihnen nun berichten.“²⁵

Jener Bericht nimmt die folgenden fünf Seiten in Anspruch. Tatsächlich arbeitete Artin damals an einer Fortsetzung seiner Dissertation; dies belegen auch zahlreiche Manuskripte in seinem Nachlass.²⁶

Doch Artins Höhenflug wurde jäh abgebremst. Am 22. November 1921 hielt er den erwähnten Vortrag in der Göttinger Mathematischen Gesellschaft, zu dem ihn Hilbert eingeladen hatte. Das Thema lautete: „Quadratische Körper über Polynombereichen Galoisscher Felder und ihre Zetafunktionen“, wobei Artin die Ergebnisse seiner Dissertation zusammen mit seinen späteren Verallgemeinerungen vorstellte. Frustriert berichtete er Herglotz am 30. November 1921:

„Meinen Vortrag habe ich gehalten, doch habe ich bei Hilbert kein Glück damit gehabt. [...] Hilbert unterbrach mich häufig, zum Schluss konnte ich gar nicht mehr reden [...]. Hilbert hat mir die ganze Lust am Arbeiten verdorben durch seine Kritik die ich übrigens (und die anderen auch) für nicht gerechtfertigt halte.“²⁷

Zwar änderte Hilbert alsbald seine Meinung, doch vermochte dies nichts mehr an Artins Enttäuschung zu ändern. Daraus resultierte schließlich, dass er seine über die Dissertation hinausführenden Ergebnisse nicht publizierte, diese wurden erst im Jahre 2000 anhand der im Nachlass vorhandenen Materialien von Peter Ullrich veröffentlicht.²⁸ Auch wechselte Artin das Arbeitsgebiet und wollte bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit Göttingen verlassen.

Offensichtlich hatte Herglotz ihm eine bescheidene Anstellung, vielleicht ein Stipendium, in Hamburg in Aussicht gestellt, denn am 25. Januar 1922 antwortete Artin:

„Mit freudiger Überraschung und tief empfundener Dankbarkeit las ich Ihren Brief vom 20. d. M. Sie bemühen sich wirklich mehr um meine Angelegenheit als ich eigentlich verdiene. Ich werde das mir von Ihrer Seite entgegengebrachte Wohlwollen nie vergessen und Ihnen zu stetem Dank verpflichtet sein.“²⁹

Im Juni 1922 zeichnete sich ab, dass Artin in Hamburg eine Assistentenstelle bekommen würde. Seinem Doktorvater teilte er in einem Brief vom 15. Juli 1922 mit:

„Reidemeister geht nämlich nach Wien und da kann ich die Assistentenstelle bei Blaschke bekommen. Ich muss Ihnen dankbar sein dass Sie mit Blaschke darüber gesprochen haben, denn woher hätte er mich sonst gekannt. Mir hat es in Hamburg sehr gut gefallen und Siegel hat nur Schauermärchen erzählt.“³⁰

Bereits am 16. Juni 1922 hatte sich Artin bei den Hamburger Mathematikern vorgestellt, indem er im „Mathematischen Kränzchen“ wie in Göttingen einen Vortrag über „Quadratische Körper über Polynombereichen Galoischer Felder“ hielt. Der Vortrag war von großem Erfolg gekrönt, und Artin fühlte sich bei den Hamburger Mathematikern gut aufgenommen.

Als ihm eine Assistentenstelle angeboten wurde, nahm er diese an und wurde zum 1. Oktober 1922 – nach damaliger Terminologie – als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ angestellt.³¹

Hamburg 1922–1937

Die Hamburgische Universität war erst 1919 gegründet worden. Die beiden neu errichteten Ordinariate für Mathematik übernahmen zum Wintersemester 1919/20 Wilhelm Blaschke (1885–1962) und Erich Hecke (1887–1947); auf die außerordentliche Professur für angewandte Mathematik wurde Johann Radon (1887–1956) berufen; Blaschke und Radon waren Österreicher. Zudem lehrte Paul Riebesell (1883–1950) nebenberuflich als außerplanmäßiger Professor „Praktische Mathematik und Versicherungsmathematik“. Radon wechselte bereits 1922 an die Universität Greifswald, wo er eine ordentliche Professur erhielt. Ihm folgte der in Wandsbek geborene Hans Rademacher (1892–1969), der aber bereits 1925 als ordentlicher Professor an die Universität Breslau ging. Neben der mit Blaschke und Hecke hochkarätigen Besetzung war für die Hamburger Mathematik von besonderer Bedeutung, dass es Blaschke gelang, eine neue mathematische Zeitschrift ins Leben zu rufen, die „Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Hamburgischen Universität“, deren erster Band im Jahre 1922 erschien. Die Zeitschrift bewegte sich auf sehr hohem mathematischem Niveau und existiert noch heute als „Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Universität Hamburg“.

Während an der Hamburgischen Universität im Fach Physik zunächst nur die Experimentalphysik vertreten war, bemühte sich vor allem Wilhelm Blaschke auch um die Einrichtung einer Professur für Theoretische Physik – mit Erfolg: Im Jahre 1921 wurde Wilhelm Lenz (1888–1957), ein Sommerfeld-Schüler, der erste Professor für diese Fachrichtung. Die Assistentenstelle konnte Lenz im Mai 1922 besetzen; er wählte dafür Wolfgang Pauli (1900–1958), den er von München her gut kannte. Pauli war damals erst 22 Jahre alt, auch er war wie Artin nach einem Studium von nur sechs Semestern in München bei Arnold Sommerfeld (1868–1951) promoviert worden. Er habilitierte sich Anfang 1924 in Hamburg mit einer Arbeit, die er 1923 veröffentlicht hatte.³² Pauli verbrachte seine fruchtbarsten Jahre in

Hamburg. Im November 1924 entdeckte er sein Ausschließungsprinzip, für das er 1945 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde.³³

Emil Artin wird froh gewesen sein, in Hamburg den nur zwei Jahre jüngeren, gebürtigen Wiener Wolfgang Pauli wiederzutreffen, mit dem er sich schon in Göttingen gut verstanden hatte. Wie Pauli hatte auch Artin die Absicht, sich so schnell wie möglich in Hamburg zu habilitieren. Im Sommersemester 1923 konnte Artin seine erste Lehrveranstaltung abhalten, zunächst als Lehrbeauftragter. Als erste Frucht seiner Forschungen in Hamburg konnte er im Juli 1923 bei den „Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Hamburgischen Universität“ die Arbeit „Über eine neue Art von L-Reihen“ einreichen,³⁴ sie diente gleichzeitig als Habilitationsschrift. Die Habilitation verlief ungewöhnlich unkompliziert, es wurden keine Gutachten eingefordert, am 24. Juli 1923 wurde Artin zum Privatdozenten ernannt.

Als Hans Rademacher im Jahre 1925 die außerordentliche Professur in Hamburg mit einer ordentlichen Professur in Breslau vertauschte, wurde, so das Protokoll des Universitätssenats vom 25. Februar 1925, vorgeschlagen, Artin zum planmäßigen außerordentlichen Professor zu ernennen, was zum 1. April 1925 geschah. Herglotz beglückwünschte Blaschke, dass er die Möglichkeit habe, „sich Dr. Artin in Hamburg zu sichern“.³⁵

In jenem Jahr gönnte sich Artin zusammen mit mehreren Freunden eine große Reise nach Island, die vom 8. August bis zum 3. Oktober 1925 dauerte. Begeistert berichtete er darüber Helmut Hasse,³⁶ zudem verfasste Artin ein umfangreiches Tagebuch, das viele Fotos enthält und demnächst von Alexander Odefey veröffentlicht wird. Im selben Jahr erhielt Artin einen Ruf an die Universität Münster. Um ihn in Hamburg zu halten, stellten Hecke und Blaschke bei der Behörde einen Antrag auf ein Ordinariat für Artin, dem stattgegeben wurde. Am 15. Oktober 1926 wurde Artin im Alter von nur 28 Jahren zum Ordinarius ernannt.³⁷ Außerdem konnte er 1927 eine weitere herausragende Arbeit vollenden: den ersten „Beweis des allgemeinen Reziprozitätsgesetzes“; sie wurde ebenfalls in den „Abhandlungen des Mathematischen Seminars der Hamburgischen Universität“ veröffentlicht.³⁸ Das hier vorgestellte Ergebnis gehört zu den Perlen in Artins Schaffen.

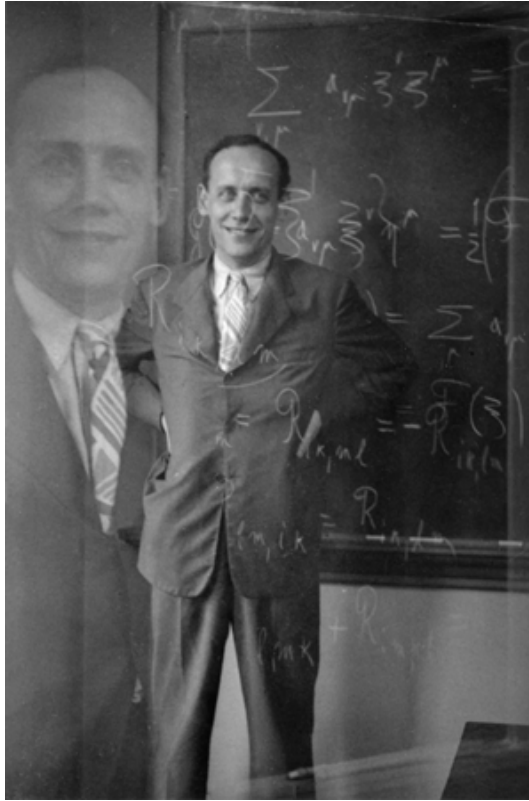


Abb. 3: Emil Artin in Hamburg, 1920er Jahre

Weitere Rufe folgten: zunächst 1928 nach Breslau, im selben Jahr auch noch nach Leipzig und 1930 schließlich an die ETH Zürich als Nachfolger Hermann Weyls (1885–1955) – eine besonders große Ehre.³⁹ Doch Emil Artin blieb in Hamburg. Es war zwar nicht ausschließlich Artin zu verdanken, doch insbesondere er hatte großen Anteil daran, dass man von den „goldenen ersten Jahren des Mathematischen Seminars der Universität Hamburg“ sprach, wobei man vor allem die Zeit vor Beginn des „Dritten Reiches“ meinte.⁴⁰

Zu dieser Blütezeit gehört auch Artins Vorlesungstätigkeit, die er im Sommersemester 1923 aufnahm. Er hielt Vorlesungen über mannigfache Themen aus dem Bereich der Mathematik sowie über theoretische Mecha-

nik. Im Sommersemester 1931 und im Wintersemester 1934/35 las Artin über Relativitätstheorie. Letztere Lehrveranstaltung ist insofern hervorzuheben, als es im „Dritten Reich“ mutig war, eine Veranstaltung mit diesem Titel abzuhalten. Das Bemerkenswerte an Artins Lehrveranstaltungen war auch, dass er dort seine neuesten Forschungsergebnisse vortrug. Diese hatten dann durchaus weitreichende Folgen. Hier seien nur zwei Beispiele erwähnt:

Im Sommersemester 1926 hielt Emil Artin erstmals eine Vorlesung über Algebra; diese wurde ergänzt durch das demselben Thema gewidmete Vortragsseminar im Wintersemester 1926/27, das Artin gemeinsam mit Blaschke und Schreier abhielt. Beide Lehrveranstaltungen besuchte der in Amsterdam geborene Bartel Leendert van der Waerden (1903–1996). Dieser hatte in Amsterdam, dann 1924 für ein Jahr in Göttingen Mathematik studiert und war 1926 in Amsterdam promoviert worden. Er habilitierte sich 1927 in Göttingen und wurde dort 1928 Ordinarius. Die Zeit zwischen seiner Promotion und seiner Habilitation verbrachte van der Waerden dank eines Rockefeller-Stipendiums an der Hamburgischen Universität.⁴¹ Artins Algebra-Vorlesung wurde zu einem wichtigen Baustein für van der Waerdens revolutionäres Lehrbuch über „Moderne Algebra“, das erstmals 1930 und 1931 in zwei Bänden in Berlin bei Springer erschien.⁴² Schließlich wechselte van der Waerden 1931 von Göttingen an die Universität in Leipzig, wo er bis 1945 tätig war.⁴³

Der zweite wichtige Baustein, auf dem van der Waerdens neuartiges Lehrbuch basierte, waren Vorlesungen von Emmy Noether (1882–1935) in Göttingen. Im Vorwort des Lehrbuchs heißt es:

„Das vorliegende Buch hat sich aus einer Ausarbeitung einer Vorlesung von E. Artin (Hamburg, Sommer 1926) entwickelt; es ist aber so vielen Umarbeitungen und Erweiterungen unterzogen und es sind so viele andere Vorlesungen und neuere Untersuchungen darin verarbeitet worden (man sehe die Einleitung), daß man die Artinsche Vorlesung nur schwer darin wiederfinden können.“⁴⁴

So kann man mit Recht sagen, van der Waerden war zwar nicht der Schöpfer der „Modernen Algebra“, aber ihr Berichterstatter.⁴⁵ Im Jahre 1932 wurden Emil Artin und Emmy Noether gemeinsam mit dem Ackermann-Teubner-Preis ausgezeichnet. Das entsprechende Gutachten hatte van der Waerden verfasst.⁴⁶ Dieser Preis, der zwischen 1918 und 1941 verliehen wurde, war

eine bedeutende Auszeichnung, die auch zwei weitere Hamburger Mathematikprofessoren erhielten: Wilhelm Blaschke 1927 und Erich Hecke 1938 – ein deutlicher Hinweis darauf, welch überaus großes Ansehen damals die Hamburger Universität in der Mathematik genoss.

Zum zweiten Beispiel der Ausstrahlungskraft von Artins Vorlesungen: Im Wintersemester 1927/28 las er über „Ausgewählte Kapitel der höheren Algebra“. Einer der Zuhörer war Wolfgang Pauli, der damals das letzte Semester in Hamburg verbrachte, bevor er 1928 einem Ruf an die ETH Zürich folgte. Pauli verfasste eine Mitschrift dieser Vorlesung, die sich heute in seinem Nachlass im CERN in Genf befindet. In einem Brief vom 9. November 1955 an Hermann Weyl erinnert sich Pauli:

„Im Wintersemester 1927/8 hörte ich dort eine mich im Zusammenhang mit der neuen Quantenmechanik sehr interessierende Vorlesung von *Artin* über hyperkomplexe Zahlensysteme. Dabei begann eine Episode in unserer Beziehung und damit auch in der Beziehung von Mathematik und Physik, die sich später noch fortsetzen sollte. Am Beginn der Vorlesung erklärte Artin, die kontinuierlichen Gruppen könne er nicht in der Vorlesung bringen, weil für das Theorem der vollen Reduzibilität der Darstellungen halbeinfacher kontinuierlicher Gruppen kein algebraischer Beweis vorliege. Der einzige bekannte Beweis von Weyl verwende leider Integrale über die Gruppenmanigfaltigkeit. Bei diesen letzten Worten warf Artin die seinen Hörern wohlbekanntesten zornigen Blicke um sich. Ich war beeindruckt davon, wie Artin als Vertreter der algebraischen Richtung, zu welcher der damals und heute anwesende van der Waerden sowie auch Emmy Noether gehörten, das asketische Weglassen eines ganzen Gebietes der Benützung einer vom Standpunkt seiner Richtung aus als inadäquat beurteilten Beweismethode vorzog.“⁴⁷

Die von Pauli hier erwähnten halbeinfachen Systeme erlangten später große Bedeutung in der Elementarteilchenphysik: Pauli empfahl diese seinem ehemaligen Doktoranden und Assistenten Nicholas Kemmer (1911–1998), der für deren weitere Rezeption in der Physik sorgte.⁴⁸

Artin selber betreute in seiner Hamburger Zeit neun Doktoranden, die erste Doktorarbeit bei ihm reichte im Jahre 1929 Käthe Hey (1904–1990) ein; es folgte Max Zorn (1906–1993) im Jahre 1933. Hans Zassenhaus (1912–

1991) wurde im Jahre 1934 promoviert, seine Habilitation, die zunächst unter der Ägide Artins gestanden hatte, wurde, bedingt durch dessen Emigration, von Erich Hecke weiterbetreut. Johannes Weissinger (1913–1995) war im Jahre 1937 Artins letzter Doktorand vor dem Exil.⁴⁹

Unter den kollegialen Verbindungen ist Artins Zusammenarbeit mit Otto Schreier, Emanuel Sperner und Helmut Hasse hervorzuheben. Otto Schreier (1901–1929) hatte in Wien nicht nur dasselbe Gymnasium, das „KuK Staatsgymnasium im XIX. Gemeindebezirk“, sondern sogar dieselbe Klasse besucht wie Wolfgang Pauli.⁵⁰ Promoviert wurde Schreier 1923 an der Universität Wien; anschließend wechselte er an die Hamburgische Universität. Am 30. Mai 1924 ließ Artin seinen Doktorvater Herglotz wissen:

„Wir haben hier seit vorigem Semester einen Wiener zu Besuch, Herrn Dr. Schreier. Er ist Gruppentheoretiker und hat bei Furtwängler promoviert. Mit ihm kann ich mich immer sehr nett unterhalten und er ist der Einzige mit dem ich öfter zusammenkomme.“⁵¹

Am 1. April 1925 erhielt Schreier am Mathematischen Seminar eine Assistentenstelle und wurde dann Artins erster Assistent. Ende des Jahres 1926 konnte er sich habilitieren, das entsprechende Gutachten stammt von Artin. Am 1. Dezember 1926 erhielt Schreier seine *Venia legendi*. Im folgenden Jahr konnten Artin und Schreier zwei gemeinsame Publikationen vorstellen. Schreier starb bereits am 2. Juni 1929, kurze Zeit vorher hatte er noch einen Ruf an die Universität Rostock erhalten.⁵²

Der in Schlesien geborene Emanuel Sperner (1905–1980) hatte sein Mathematikstudium an der Universität Freiburg begonnen und an der Hamburgischen Universität fortgesetzt. Er wurde 1928 bei Otto Schreier promoviert. Dieser hatte die Veröffentlichung eines Lehrbuchs mit dem Titel „Vorlesungen über Algebra und Analytische Geometrie der linearen und quadratischen Gebilde“ geplant, was aber wegen seines frühen Todes nicht mehr vollendet werden konnte. Zunächst wollten Artin und Sperner gemeinsam Schreiers Werk fertigstellen, aber schließlich fiel die Aufgabe ganz Sperner zu. Dieser veröffentlichte 1932 Schreiers „Vorlesungen über Matrizen“⁵³ sowie 1931/35 dessen „Einführung in die analytische Geometrie und Algebra“.⁵⁴ Letzteres Werk erlebte zahlreiche Auflagen, die dann nur noch unter dem Namen Sperner erschienen. Es wurde ein Klassiker in der Lehrbuchliteratur, ein erstes modernes Buch über analytische Geometrie, das jahrzehntelang Studenten als Grundlage diente.

Ursprünglich hatte sich Sperner unter der Ägide Otto Schreiers habilitieren wollen; nach dessen Tod sprang Artin in die Bresche: Sperner erhielt mit Artins Unterstützung 1929 in Hamburg eine Assistentenstelle und habilitierte sich im Sommersemester 1930, Artin verfasste das Gutachten. 1932 erhielt Sperner eine Gastprofessur in China; nach seiner Rückkehr 1934 folgte er einem Ruf an die Universität Königsberg.⁵⁵

Helmut Hasse (1898–1979) hatte sein Studium in Kiel begonnen, wechselte dann an die Universität Göttingen, wo er von 1918 bis 1920 unter Hecke seine Studien fortsetzte, noch bevor Artin nach Göttingen kam. Danach ging Hasse nach Marburg, wo er 1921 bei Kurt Hensel (1861–1941) promovierte und sich 1922 habilitierte. Hasse und Artin trafen sich wohl erstmals im September 1922 anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Mathematikervereinigung in Leipzig; im März 1923 hielt Hasse einen ersten Kolloquiumsvortrag in Hamburg, dem noch weitere im Jahre 1934 folgen sollten. Auch stattete Hasse im Dezember 1932 Artin einen Besuch in Hamburg ab. Hasse und Artin wechselten von 1923 bis 1934 zahlreiche mathematisch hochinteressante Briefe, wobei 49 Briefe von Artin an Hasse erhalten sind.⁵⁶ Herausragend war das Jahr 1930, in dem Artin in sieben Briefen seine Theorie der L-Funktionen erläuterte.⁵⁷ Der rege Gedankenaustausch zwischen Artin und Hasse führte zu drei gemeinsamen Publikationen in den Jahren 1925, 1928 und 1934.⁵⁸

Auch in privater Hinsicht ergab sich im Hamburg der endzwanziger Jahre eine bedeutende Begegnung: Artin lernte Natascha – eigentlich Natalie – Jasny (1909–2003), seine spätere Ehefrau, kennen. Natascha Jasny war in St. Petersburg geboren; ihr Vater Naum Michailovič Jasny (1883–1967), ein berühmter Agrarökonom, war jüdischer Herkunft, die Mutter Maria Orlova (1883–1932) war im russisch-orthodoxen Glauben aufgewachsen, wurde aber später, wie auch ihre Kinder, evangelisch. Natascha Jasny immatrikulierte sich am 5. November 1927 an der Hamburgischen Universität für ein Mathematikstudium, das sie acht Semester lang betrieb. Dort lernte sie Emil Artin kennen; am 15. August 1929 heirateten die beiden, die zu diesem Zeitpunkt keiner Konfession mehr angehörten. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor.⁵⁹ Das Ehepaar pflegte nicht nur Kontakte zu Mathematikern, sondern auch zu zahlreichen namhaften Künstlern. Natascha Artin betätigte sich selbst als Künstlerin, sie entwarf Möbel im Stil der Zeit und widmete sich der Fotografie.



Abb. 4: Natascha Artin, 1931 in Hamburg fotografiert von Emil Artin



Abb. 5: Emil Artin, fotografiert von Natascha Artin

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderte das Leben der Familie Artin, auch wenn Emil Artin 1933 nicht wie seine „nichtarischen“ Kollegen entlassen wurde. Am August 1934 musste er einen Diensteid auf Adolf Hitler ablegen. Am 27. September 1934 füllte er die Erklärung über seine eigene „Abstammung“ und die seiner Frau aus.⁶⁰ Drei Jahre später war diese Erklärung die maßgebliche Grundlage dafür, dass Artin als „jüdisch versippt“ im Alter von 39 Jahren zwangsweise in den Ruhestand versetzt wurde.

Formblatt 4

Erklärung

Abstammung ist

Ich versichere hiermit pflichtgemäß: *das meine Frau nichtarischer*

Mir sind trotz sorgfältiger Prüfung keine Umstände bekannt, die die Annahme rechtfertigen könnten, daß ich oder ~~meine Ehefrau~~ nicht arischer Abstammung ~~bin~~ *bin* oder daß einer ~~unserer~~ *meiner* Eltern- oder Großeltern teile zu irgendeiner Zeit der jüdischen Religion angehört habe. Ich bin mir bewusst, daß ich mich dienststrafrechtlicher Verfolgung mit dem Ziele auf Dienstentlassung aussetze, wenn diese Erklärung nicht der Wahrheit entspricht.

Hamburg, den 27. September 1934

Artin
(Name)

(Amtebezeichnung)

P.A. 44

Abb. 6: Die Emil Artin abverlangte Erklärung über die „nichtarische Abstammung“ seiner Ehefrau Natascha

Vielleicht hatte Emil Artin schon Anfang der 1930er Jahre an Auswanderung gedacht. In den Jahren 1932 bis 1939 veröffentlichte er keine Arbeiten mehr,⁶¹ erst nach der Emigration setzte seine wissenschaftliche Produktivität allmählich wieder ein. Seine Reiseanträge wurden von der Hamburger

Universitätsverwaltung seit 1933 abgelehnt, so fehlte Artin beim internationalen Mathematikerkongress im Juli 1936 in Oslo, auch einer Einladung nach Stanford im Jahre 1937 konnte er nicht nachkommen.⁶² Seine Vertreibung aus Deutschland wurde mit dem „Flaggenerlass“ vom April 1937 eingeleitet. Nachdem schon zuvor Beamten, die in „deutsch-jüdischer Mischehe“ lebten, das Hissen der Reichsflagge verboten worden war, wurde nun daraus abgeleitet, dass die betreffenden Beamten nicht mehr tragbar und deshalb in den Ruhestand zu versetzen seien. Am 27. Juli 1937 verfügte der Reichsstatthalter, „daß der ordentliche Professor Dr. Emil Artin mit Ablauf des 31. Oktober 1937 in den Ruhestand versetzt worden ist“.⁶³

USA 1937–1956/59

Am 1. Oktober 1937 legte das Schiff, das die Familie Artin nach Amerika gebracht hatte, in New York an. Richard Courant und Hermann Weyl hießen die Neuankömmlinge willkommen. Es stand bei der Übersiedlung schon fest, dass Artin in Notre Dame eine Stelle bekommen würde. Am 20. Oktober teilte Artin der Kultur- und Schulbehörde in Hamburg mit, dass er vom Hamburgischen Staatsamt die Bewilligung erhalten habe, seinen Wohnsitz außerhalb des Deutschen Reichs zu verlegen:

„Der Zeitpunkt meiner *Ausreise* ist der 21 Oktober 1937. Ich habe ein ‚Sonderkonto Versorgungsbezüge‘ bei der ‚Dresdner Bank‘ in Hamburg und bitte, die Pensionsbezüge dorthin zu überweisen. Meine neue Adresse ist: University of Notre Dame (Ind.) U.S.A.“⁶⁴

Die University of Notre Dame ist eine katholische Privatuniversität, gegründet 1842 in South Bend/Indiana. Im Falle Artins war es sehr wichtig, dass Father John Fancis O’Hara (1888–1960), der zuvor in der katholischen Kirche Karriere gemacht hatte, 1933 Vizepräsident, dann 1934 Präsident dieser Universität geworden war. Vor allem ihm war zu verdanken, dass gleich mehrere Flüchtlinge aus Deutschland in Notre Dame aufgenommen wurden. Solomon Lefschetz (1884–1972), seit 1924 Professor an der Princeton University und 1935/36 Präsident der American Mathematical Society, schrieb am 12. Januar 1937 einen Brief an O’Hara, in dem er sich nach-

drücklich für eine Stelle sowohl für Karl Menger als auch für Emil Artin aussprach. Lefschetz sprach im Falle von Menger als „one of the truly outstanding mathematicians in the world“ und schilderte Artin als einen „absolutely first rate man“. Weiter heißt es: „With two such stars in your mathematical firmament you would outclass in this branch of learning all but a small number of the oldest universities.“⁶⁵ Auch Richard Courant, der Deutschland bereits 1933 verlassen hatte und seit 1936 in New York wirkte, hatte sich dafür eingesetzt, dass Artin die Professur in Notre Dame übernehmen konnte.⁶⁶ Zudem war der zu Artins Studienzeiten an der Universität Leipzig lehrende Physiker Arthur Erich Haas seit 1936 in Notre Dame tätig.

Artins in Notre Dame gehaltene Vorlesung über Galoistheorie wurde von einem Studenten mitgeschrieben und 1942 zum 100-jährigen Universitätsjubiläum in Notre Dame veröffentlicht. Diese Publikation gilt als eine der grundlegenden auf diesem Gebiet; sie erlebte zahlreiche Auflagen und wurde später auch ins Deutsche übersetzt.⁶⁷ Indes wechselte Artin nach nur knapp einem Jahr von Notre Dame nach Bloomington, während Menger bis 1946 in Notre Dame blieb.

Artins Ruhm sprach sich schnell herum. Bereits im April 1938 wurde er zu einem „Interview“ an die Indiana University in Bloomington, eine 1820 gegründete Staatsuniversität, eingeladen. Am 3. Juni 1938 erhielt der Präsident der Indiana University die Empfehlung: „Dean Richardson of Brown University, who as Secretary of the American Mathematical Society has a wide acquaintance, told me that he considers Artin among the 10 leading mathematicians of the world, and that he may be first among the algebraists.“ Die weiteren Verhandlungen verliefen positiv, am 30. Juni 1938 erhielt Artin die Zusage.⁶⁸ Am 12. November 1938 kam Emil und Natascha Artins drittes Kind, Tom, in Bloomington auf die Welt.

Im Jahre 1940 nahm Artin am International Congress of Mathematics in Cambridge/Massachusetts teil. Es war eine große Ehre, dass er dort zu den zwanzig ausgewählten Mathematikern zählte, die eine „invited address“ vortragen konnten. Ein Jahr später unternahm Artin eine Vorlesungstour und unterrichtete in Harvard, Yale und an der Brown University in Providence/Rhode Island. Während der achteinhalb Jahre, die Artin in Bloomington lehrte, veröffentlichte er sechs Abhandlungen und drei Bücher; außerdem betreute er zwei Doktoranden.⁶⁹ Als Artin 1946 Bloomington in Richtung Princeton verließ, folgte sein ehemaliger Doktorand Max Zorn ei-

nem Ruf an die Indiana University; Zorn wirkte dort bis 1971. Er hatte Deutschland bereits 1933 aufgrund der politischen Verhältnisse verlassen und war in die USA ausgewandert.

In Princeton gibt es zwei berühmte Einrichtungen: das 1930 errichtete Forschungsinstitut „Institute for Advanced Study“ und die bereits 1746 als College of New Jersey gegründete, 1896 umbenannte private Princeton University, die viertälteste Universität der USA. Während Artins ehemaliger Kollege Wolfgang Pauli von 1940 bis 1950 eine zeitlich begrenzte, von der Rockefeller Foundation finanzierte Gastprofessur am Institute for Advanced Study innehatte, erhielt Artin 1946 einen Ruf an die Princeton University.

Auf seine „goldenen ersten Jahre“ an der Hamburger Universität folgten nunmehr die „goldenen Jahre“ an der Princeton University: Gian-Carlo Rota spricht von „Fine Hall in its Golden Age, Princeton in the Early Fifties“.⁷⁰ Fine Hall ist nach dem Mathematiker Henry Burchard Fine (1858–1928) benannt, der 1885 bei Felix Klein an der Universität Leipzig promoviert worden war, bevor er 1889 Professor an der Princeton University wurde.

Artin wurde Nachfolger des 1945 emeritierten Joseph Wedderburn (1882–1948). Seine Berufung erfolgte aufgrund der Empfehlungen von Hermann Weyl, der damals am Institute for Advanced Study wirkte, und von Solomon Lefschetz, seit 1945 Leiter des Departments für Mathematik an der Princeton University.

Artin machte in Princeton eine wahrhaft steile Karriere: Am 1. Juli 1948 wurde er Albert Dod Professor, benannt nach dem Theologen Albert Dod (1805–1845), der die meiste Zeit seines Lebens am College of New Jersey Mathematik unterrichtet hatte. Artins Vorgänger auf dieser Professur war kein Geringerer als Luther Pfahler Eisenhart (1876–1965) gewesen, der 1945 emeritiert worden war.

Am 1. Juli 1953 wurde Artin Fine Professor, erhielt mithin eine besondere nach dem bereits erwähnten Henry Burchard Fine benannte Professur. Artins Vorgänger waren hier Oswald Veblen⁷¹ (1880–1960) und Solomon Lefschetz. Zudem wurde Artin 1957 Mitglied der American Academy of Arts and Sciences und 1958 sogar Mitglied der National Academy of Sciences, eine der größten Auszeichnungen, die er in den USA erringen konnte.

In Princeton hielten sich auch viele von Artins ehemaligen deutschen Kollegen auf: 1945 wurde Carl Ludwig Siegel Mitglied des Institute for Ad-

vanced Study, er blieb dort bis 1951. Vom 1. April 1947 bis zum 1. Oktober 1948 weilte Siegels Schülerin Hel Braun (1914–1986), die an der Universität Göttingen wirkte, in Princeton. 1948 bis 1950 konnte Kurt Reidemeister einen Gastaufenthalt am Institute for Advanced Study wahrnehmen.

Artin bestach auch in Princeton durch seine besonderen Fähigkeiten in der Lehre. Rota charakterisiert diese mit folgenden Worten:

„His lectures are best described as polished diamonds. They were delivered with the virtuoso’s spontaneity that comes only after lengthy and excruciating rehearsal, always without notes. Very rarely did he make a mistake or forget a step in a proof. When absolutely lost, he would pull out of his pocket a tiny sheet of paper, glance at it quickly, and then turn to the blackboard, like a child caught cheating.“⁷²

Zahlreiche Vorlesungen Artins wurden mitgeschrieben und später als Monographien bzw. „lecture notes“ publiziert. Auch betreute er in Princeton insgesamt achtzehn Doktoranden.⁷³ Besondere Berühmtheit erlangte John Torrence Tate (geb. 1925), der 1950 bei Artin promoviert wurde.

Die Klassenfeldtheorie gehörte schon in Hamburg zu Artins Forschungsgebieten. 1951/52 fand in Princeton ein Artin-Tate-Seminar zu diesem Thema statt. Der Inhalt des Seminars erschien kurze Zeit später unter dem Titel „Class Field Theory“,⁷⁴ der Band erlebte weitere Auflagen. John Tate ist der erfolgreichste Schüler Artins. Im „Mathematics Genealogy Project“ werden 381 „Descendants“ von Tate aufgeführt – eine ausgesprochen große Zahl.⁷⁵ John Tate ist mit Artins Tochter Karin-Maria verheiratet, die am 8. Januar 1933 in Hamburg geboren wurde. Im Jahre 2010 wurde Tates Lebenswerk mit dem angesehenen Abel-Preis ausgezeichnet. Auch Serge Lang (1927–2005) gehörte zu Artins Doktoranden, er wurde 1951 promoviert. Lang und Tate gaben im Jahre 1965 Artins Gesammelte Werke heraus.⁷⁶

Trotz seines Erfolgs in den USA trug Artin sich mit dem Gedanken, nach Hamburg zurückzukehren – und zwar bereits seit 1948.⁷⁷ Allerdings konnten diese Pläne zunächst aus gesundheitlichen Gründen nicht realisiert werden. Fünf Jahre später, am 1. April 1953, wurde Artin im Wege der „Wiedergutmachung“ die Rechtsstellung eines entpflichteten ordentlichen Professors an der Universität Hamburg zuerkannt. An der Princeton University stand ihm 1956/57 ein *sabbatical year* zu, das er in der Bundesrepublik verbrachte.

Zurück in Deutschland 1956/59–1962

Am Ende des Jahres 1956 betrat Artin erstmals seit seiner Emigration wieder deutschen Boden. Für das Wintersemester war er Gastprofessor an der Universität Göttingen; er hielt dort eine Vorlesung über die „Theorie der algebraischen Zahlen“,⁷⁸ die er auf Wunsch im Sommersemester 1957 fortsetzte. Gleichzeitig hielt Artin auch an der Universität Hamburg eine Vorlesung, er pendelte also zwischen Hamburg und Göttingen.

Zurückgekehrt nach Princeton, ließ Artin Helmut Hasse am 15. Dezember 1957 wissen, dass er sehr viel Heimweh nach Deutschland habe. In Hamburg habe er sich so wohl gefühlt wie in alten Zeiten. Wollte man ihn dort haben, kehre er auf jeden Fall zurück.⁷⁹ Kurz darauf, im Jahr 1958, wurde Artin zum korrespondierenden Mitglied der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Klasse der Göttinger Akademie der Wissenschaften gewählt, er war am 1. Juli 1957 von Max Deuring (1907–1984), Carl Ludwig Siegel und Kurt Reidemeister vorgeschlagen worden.⁸⁰

Für die Verbindung zur Universität Hamburg war von besonderer Bedeutung, dass Artins wissenschaftlicher Freund Helmut Hasse dort seit 1950 eine Professur innehatte. Zudem konnte sich 1952 Hel Braun, die vorher eine Dozentur in Göttingen bekleidet hatte, nach Hamburg umhabilitieren und 1953 eine Diätendozentur übernehmen. Auch hatte Emanuel Sperner 1954 einen Ruf an die Universität Hamburg angenommen, wo er bis 1974 tätig war; er war Nachfolger von Wilhelm Blaschke, der 1953 emeritiert worden war.

In Hamburg war es vor allem Hasses und Sporners Initiative zu verdanken, dass Artin wieder eine Professur erhielt. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 16. Januar 1958 begründete Emanuel Sperner als Dekan, warum für Emil Artin ein neues Ordinariat eingerichtet werden müsse. Dabei stellte er vor allem dessen Forschungsergebnisse in den Vordergrund. Das Gutachten stammte eigentlich von Hasse⁸¹ und wurde mit nur wenigen Änderungen und Ergänzungen von Sperner übernommen. Sporners Antrag wurde stattgegeben, am 15. April 1958 konnte Artin die getroffene Vereinbarung unterzeichnen, die Ernennungsurkunde zum ordentlichen Professor trägt das Datum vom 7. Oktober 1958. Am 18. November 1958 wurde die abermalige Vereidigung Artins in einer Niederschrift festgehalten, diesmal hieß es: „Ich schwöre Treue dem Grundgesetz für die Bundes-

republik Deutschland und der Verfassung der Freien und Hansestadt Hamburg, Gehorsam den Gesetzen und gewissenhafte Erfüllung meiner Amtspflichten.“⁸² Der Universitätsleitung in Princeton teilte Artin am 15. März 1959 offiziell mit: „Please allow me to submit my resignation from the Fine Professorship, effective July 2, 1959. It is only after great hesitation and with deep regret that I am undertaking this step.“⁸³

Die Ehe Emil und Natascha Artins, die schon zuvor problematisch geworden war, wurde am 4. Dezember 1959 im mexikanischen Juarez geschieden. Kurze Zeit später heiratete Natascha den Komponisten Mark Brunswick (1902–1971). Emil Artin war in Hamburg mit Hel Braun zusammen.⁸⁴ Später berichtete sie, Artin sei schon in jungen Jahren wegen seiner ungewöhnlich guten Vorlesungen als der „Göttliche Emil“ bezeichnet worden; sie habe ihn vor allem deshalb bewundert, weil er als einziger Mathematiker gleich zwei von Hilberts 23 Problemen gelöst habe.⁸⁵ Seine Seminare hielt Artin stets in Zusammenarbeit mit Hel Braun ab. Auch gibt es eine Mitschrift einer gemeinsamen Vorlesung, die ihrem gemeinsamen Doktoranden Armin Thedy zu verdanken ist.⁸⁶

Emil Artin und Wolfgang Pauli trafen sich wohl noch einmal, denn Letzterer besuchte Hamburg 1958, als er dort am 21. November die Ehrendoktorwürde erhielt. Pauli starb kurz darauf, am 15. Dezember 1958. Artins Mutter, Emma Hübner, die seit 1960 bei ihrem Sohn in Hamburg gelebt hatte, starb am 5. April 1962.

Zwei Monate später wurde Artin noch einmal eine wissenschaftliche Auszeichnung zuteil, die ihn sehr erfreute: Am 6. Juni 1962 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Clermont-Ferrand.⁸⁷ Am 20. Dezember 1962 starb Emil Artin plötzlich und unerwartet an Herzversagen. Am 28. Dezember 1962 wurde er eingeäschert, am 23. März 1963 fand die Beerdigung auf dem Ohlsdorfer Friedhof statt; Artins Urne kam in das Grab, in dem schon die Urne seiner Mutter beigesetzt worden war. An der Beerdigung nahmen Tom Artin, Hel Braun als einzige Vertreterin der Hamburger Universität sowie zahlreiche Assistenten und Studenten teil.⁸⁸



Abb. 7: Hel Braun und Emil Artin, Hamburg 1960

Nach Artins Tod

Unter der Ägide Emanuel Sporners, der von 1963 bis 1965 das Amt des Rektors der Universität Hamburg bekleidete, fand am 19. Dezember 1963 ein Gedenk-Kolloquium für Emil Artin statt. Redner waren neben Sperner Henri Cartan, Bartel van der Waerden, Wolfgang Krull, der seit 1939 an der Universität Bonn wirkte, sowie Douglas Northcott (1916–2005). Letzterer hatte in den Jahren 1946 bis 1948 an der Princeton University studiert, wo er stark von Artin beeinflusst worden war.

An der Universität Hamburg wurde 1964 Erich Kähler (1906–2000) als Nachfolger Artins berufen; Kähler verehrte Artin in so hohem Maße, dass er das Türschild nicht ändern ließ, es blieb bei „Artin“.⁸⁹ Auf Kähler folgte 1974 Oswald Riemenschneider (geb. 1941). Nachdem Hel Braun einen Ruf an die Universität Halle abgelehnt hatte, wurde sie am 7. Mai 1968 an der Universität Hamburg ordentliche Professorin und wirkte dort bis 1981. Sie starb am 15. Mai 1986. Nach Hel Brauns Tod wurden die Urnen von Emil Artin und seiner Mutter Emma Hübner am 29. September 1988 nach Wien in das Hübner'sche Familiengrab auf dem Friedhof Klosterneuburg-Weidling verbracht, wo eine Grabplatte mit Artins Schriftzug in den Boden eingelassen wurde.⁹⁰

Am 15. Mai 1998 feierte der Fachbereich Mathematik der Universität Hamburg den 100. Geburtstag Artins, Oswald Riemenschneider und Hans Daduna hielten die Festreden. An diesem Kolloquium nahmen auch Natascha Brunswick und ihr älterer Sohn Mike Artin teil, dem einen Tag darauf in Hamburg die Ehrendoktorwürde verliehen wurde. Kurze Zeit später überließ Mike Artin den wissenschaftlichen Nachlass seines Vaters dem Institut für Geschichte der Naturwissenschaften der Universität Hamburg. Natascha Brunswick starb am 3. Februar 2003 in Princeton. Durch Schenkung der Familie Artin kam 2004 ein Möbelensemble, das Natascha Artin früher in Hamburg entworfen hatte, in das Museum für Kunst und Gewerbe; ferner ist dort bereits seit 1999 ein beachtlicher Teil des fotografischen Œuvres von Natascha Artin aus der Zeit von 1924 bis Ende der 1930er Jahre beheimatet, das später noch laufend ergänzt wurde.⁹¹

Die Universität Hamburg würdigte Emil Artin am 26. April 2005 in besonderer Weise, indem sie den Hörsaal M in ihrem Hauptgebäude feierlich umbenannte. Er trägt seither den Namen Emil-Artin-Hörsaal.⁹²

Anmerkungen

* Emil Artins Sohn Tom Artin, Sparkill/New York, sei für die Bereitstellung bisher nicht veröffentlichter Fotos besonders gedankt. Danken möchte ich auch Robert Braun, Albstadt-Sigmaringen, und Gabriele Betancourt, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, die weitere Fotos zur Verfügung gestellt haben.

¹ Ein bedeutender Mathematiker. In: Die Welt vom 14.1.1963.

² Henri Cartan: Emil Artin. In: Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Universität Hamburg 28 (1965), S. 1–5, hier S. 1. Siehe auch Oswald Riemenschneider: Festkolloquium zum Andenken an Emil Artin. In: uni hh 29 (1998), H. 3, S. 69.

³ Claude Chevalley: Emil Artin (1898–1962). In: Bulletin de la société mathématique de France 92 (1964), S. 1–10, hier S. 1.

⁴ Bruno Schoeneberg: Emil Artin. In: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg 9 (1966), H. 3, S. 30f., hier S. 30. Vergleiche hierzu auch Bruno Schoeneberg: Emil Artin zum Gedächtnis. In: Mathematisch-Physikalische Semesterberichte N.F. 10 (1964), S. 1–10.

⁵ Richard Brauer: Emil Artin. In: Bulletin of the American Mathematical Society 73 (1967), S. 27–43, hier S. 30, 40.

⁶ Josef Naas/Hermann Ludwig Schmid (Hg.): Mathematisches Wörterbuch. Mit Einbeziehung der theoretischen Physik. 2 Bde. [unveränderter Nachdruck der 3. Aufl.] Berlin 1984, Bd. 1, S. 104–106.

⁷ Emil Artin: The Collected Papers. Edited by Serge Lang, Yale University, und John T. Tate, Harvard University. Reading/Massachusetts 1965 [Nachdruck New York/Heidelberg/Berlin 1982].

⁸ Peter Ullrich: Artin, Emil. In: Dieter Hoffmann (Hg.): Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler. Bd. 1. Heidelberg/Berlin 2007, Sp. 74f.; siehe auch: Rainer Nicolaysen: Emil Artin. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 4. Göttingen 2008, S. 24f.

⁹ Kopie des Geburts- und Tauf-Scheines im Artin-Nachlass, Bibliothek der Mathematik und Geschichte der Naturwissenschaften der Universität Hamburg, in einem Karton, den Mike Artin dem Schwerpunkt Geschichte der Naturwissenschaften am 18.10.2003 überlassen hat.

¹⁰ Karel Mačák: Emil Artin in Reichenberg. In: Karin Reich/Alexander Kreuzer (Hg.): Emil Artin (1898–1962). Beiträge zu Leben, Werk und Persönlichkeit (Algorismus, H. 61). Augsburg 2007, S. 1–11.

¹¹ Jenny Mumm: Emil Artin an der Universität Wien. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 13–20.

¹² Armin Thedy: Emil Artins Hamburger Zeit 1958–1962; ein Zeitzeuge berichtet. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 119–136, hier S. 129.

¹³ Rüdiger Thiele: Artin in Leipzig: 1919–1922. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 21–39, hier S. 23.

¹⁴ Ebd., S. 29f.

¹⁵ Ebd., S. 24–29.

¹⁶ Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (künftig: SUB Göttingen), Cod. Ms. G. Herglotz F 2.

¹⁷ Gustav Herglotz: Über das quadratische Reziprozitätsgesetz in imaginären quadratischen Zahlkörpern. Berichte über die Verhandlungen der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1921, S. 303–310.

¹⁸ SUB Göttingen, Cod. Ms. G. Herglotz F 2.

¹⁹ Abbildung der Titelseite des Manuskriptes der Dissertation in: Thiele (wie Anm. 13), S. 36.

²⁰ Zitiert nach ebd., S. 37 [Hervorhebungen im Original].

- ²¹ Emil Artin: Quadratische Körper im Gebiet der höheren Kongruenzen I, II. In: *Mathematische Zeitschrift* 19 (1924), S. 153–246.
- ²² Carl Ludwig Siegel (1896–1981) hatte in Berlin und Göttingen Mathematik studiert, wo er 1920 bei Edmund Landau promoviert worden war. 1922 wurde Siegel Professor in Frankfurt.
- ²³ Hermann Vermeil (1889–1959) studierte in Danzig, Tübingen und Leipzig, wo er 1913/14 bei Otto Hölder promoviert wurde. In den Jahren 1917 bis 1918/19 war er wissenschaftlicher Assistent bei Felix Klein in Göttingen.
- ²⁴ Der in Wien geborene Wolfgang Pauli (1900–1958) war damals für kurze Zeit, nur für das Wintersemester 1921/22, Assistent Max Borns an der Universität Göttingen.
- ²⁵ SUB Göttingen, Cod. Ms. G. Herglotz F 2.
- ²⁶ Vgl. Peter Ullrich: Emil Artins unveröffentlichte Verallgemeinerung seiner Dissertation. *Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg* 19 (2000), S. 173–194, hier S. 178–187.
- ²⁷ SUB Göttingen, Cod. Ms. G. Herglotz F 2; ferner Ullrich (wie Anm. 26), S. 188f.
- ²⁸ Emil Artin: Quadratische Körper über Polynombereichen Galois'scher Felder und ihre Zetafunktionen. In: *Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Universität Hamburg* 70 (2000), S. 3–30.
- ²⁹ SUB Göttingen, Cod. Ms. G. Herglotz F 2.
- ³⁰ Ebd.
- ³¹ Karin Reich unter Mithilfe von Uta Hartmann und Alexander Odefey: Artin in Hamburg: 1922–1937. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 41–98, hier S. 43–45.
- ³² Wolfgang Pauli: Über das thermische Gleichgewicht zwischen Strahlung und freien Elektronen. *Zeitschrift für Physik* 18 (1923), S. 272–286.
- ³³ Vgl. auch dazu: Karin Reich: Der erste Professor für Theoretische Physik an der Universität Hamburg: Wilhelm Lenz. In: Karl-Heinz Schlote/Martina Schneider (Hg.): *Mathematics meets physics. A contribution to their interaction in the 19th and the first half of the 20th century.* Frankfurt am Main 2010, S. 89–143.
- ³⁴ Emil Artin: Über eine neue Art von L-Reihen. In: *Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Hamburgischen Universität* 3 (1924), S. 89–108.
- ³⁵ Vgl. Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 47f.
- ³⁶ Emil Artin und Helmut Hasse. *Die Korrespondenz 1923–1934.* Hg. und kommentiert von Günther Frei und Peter Roquette unter Mitwirkung von Franz Lemmermeyer. With an Introduction in English. Göttingen 2008, S. 96f.
- ³⁷ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 48–50.
- ³⁸ Emil Artin: Beweis des allgemeinen Reziprozitätsgesetzes. In: *Abhandlungen aus dem Mathematischen Seminar der Hamburgischen Universität* 5 (1927), S. 353–363.
- ³⁹ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 50–53.
- ⁴⁰ Heinrich Behnke: Die goldenen ersten Jahre des Mathematischen Seminars der Universität Hamburg. In: *Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg* 10 (1976), H. 4, S. 225–240.
- ⁴¹ Rüdiger Thiele: Van der Waerden und Artin. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 137–167, hier S. 139.
- ⁴² Bartel L. van der Waerden: *Moderne Algebra.* 2 Bde. Berlin 1930 und 1931 [zahlreiche weitere Auflagen].
- ⁴³ Rüdiger Thiele: *Van der Waerden in Leipzig.* Leipzig 2009.

- ⁴⁴ Thiele: Waerden und Artin (wie Anm. 41), S. 148.
- ⁴⁵ Ebd., S. 161. Siehe auch Bartel L. van der Waerden: On the sources of my book *Moderne Algebra*. In: *Historia Mathematica* 2 (1975), S. 31–40.
- ⁴⁶ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 70–72.
- ⁴⁷ Wolfgang Pauli: Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Bohr, Einstein, Heisenberg u.a. Bd. 4, Teil 3 [1955–1956]. Hg. von Karl von Meyenn (Sources in the history of mathematics and physical sciences, Bd. 17). Berlin u.a. 2001, S. 401 [Hervorhebung im Original].
- ⁴⁸ Wolfgang Pauli: Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Bohr, Einstein, Heisenberg u.a. Bd. 2 [1930–1939]. Hg. von Karl von Meyenn (Sources in the history of mathematics and physical sciences, Bd. 6). Berlin u.a. 1985, S. 624–627.
- ⁴⁹ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 58–63.
- ⁵⁰ Bernhard Beham/Karl Sigmund: A Short Tale of Two Cities: Otto Schreier and the Hamburg-Vienna Connection. In: *The Mathematical Intelligencer* 30 (2008), S. 27–35, hier S. 27.
- ⁵¹ SUB Göttingen, Cod. Ms. G. Herglotz F 2.
- ⁵² Vgl. Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 64–68; Bernhard Beham: Zwischen Hamburg und Wien: Otto Schreier (1901–1929). In: *Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg* 18 (2009), S. 131–149.
- ⁵³ Otto Schreier/Emanuel Sperner: Vorlesungen über Matrizen (Hamburger Mathematische Einzelschriften, H. 12). Leipzig 1932.
- ⁵⁴ Otto Schreier/Emanuel Sperner: Einführung in die analytische Geometrie und Algebra. 2 Bde. (Hamburger Mathematische Einzelschriften, H. 10 und 19). Leipzig 1931 und 1935.
- ⁵⁵ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 68–70.
- ⁵⁶ Artin/Hasse (wie Anm. 36).
- ⁵⁷ Peter Roquette: On the history of Artin's L-functions and conductors. In: *Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg* 19 (2000), S. 5–50.
- ⁵⁸ Vgl. Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 73f.
- ⁵⁹ Ebd., S. 54–57.
- ⁶⁰ Staatsarchiv Hamburg (künftig: StA HH), 361–6 HW-DPA, I 110, Bd. 1.
- ⁶¹ Karin Reich: Große Forschung, große Lehre: Emil Artin. In: *Zum Gedenken an Emil Artin (1898–1962)*. Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals M im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Emil Artin-Hörsaal (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 9). Hamburg 2006, S. 17–41, hier S. 31.
- ⁶² Faksimiles der Ablehnungsschreiben in Hans Wussing: Zur Emigration von Emil Artin. In: *Mathematics Celestial and Terrestrial*. Festschrift für Menso Folkerts zum 65. Geburtstag. Hg. von Joseph W. Dauben u.a. (Acta Historica Leopoldina, Nr. 54). Stuttgart 2008, S. 709, 710 und 712.
- ⁶³ StA HH, 361–6 HW-DPA, I 110 Bd. 2, Bl. 96. Zur Entwicklung der Hamburger Mathematik im „Dritten Reich“ vgl. Christoph Maas: Das Mathematische Seminar der Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus. In: *Hochschulalltag im „Dritten Reich“*. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 3, S. 1075–1095.
- ⁶⁴ StA HH, 361–6 HW-DPA, I 110 Bd. 2, Bl. 106 [Hervorhebung im Original].

- ⁶⁵ Della Fenster: Artin in America (1937–1958). A Time of Transition. In: Reich/Kreuzer (wie Anm. 10), S. 99–118, hier S. 106f.
- ⁶⁶ Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 80f.
- ⁶⁷ Emil Artin: Galois theory, edited and supplemented with a section on applications by Arthur N. Milgram (Notre Dame Mathematical Lectures, 2). University of Notre Dame 1942 [und weitere Auflagen]; Emil Artin: Galoissche Theorie [übersetzt von Viktor Ziegler und vom Verfasser für die deutsche Ausgabe neu bearbeitete Fassung] (Mathematisch-Naturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 28). Leipzig 1959 [und weitere Auflagen].
- ⁶⁸ Indiana University Archives, folder Artin, Emil.
- ⁶⁹ Fenster (wie Anm. 65), S. 108f.
- ⁷⁰ Gian-Carlo Rota: Indiscrete Thoughts. Boston/Basel/Berlin 1997, S. 3–20.
- ⁷¹ Oswald Veblen hatte am 11.1.1933 – nach einem Antrag Wilhelm Blaschkes – die „Würde eines Doktors der Naturwissenschaften ehrenhalber“ der Hamburgischen Universität erhalten; vgl. Reich: Artin in Hamburg (wie Anm. 31), S. 58.
- ⁷² Rota (wie Anm. 70), S. 14f.
- ⁷³ Hans Zassenhaus: Emil Artin, his life and his work. In: Notre Dame Journal of Formal Logic 5 (1964), S. 1–9, hier S. 8f.
- ⁷⁴ Emil Artin/John Tate: Class Field Theory. o.O. o.J. [1952?].
- ⁷⁵ <http://genealogy.math.ndsu.nodak.edu/id.php?id=7690>.
- ⁷⁶ Artin: Collected Papers (wie Anm. 7).
- ⁷⁷ Vgl. zu den Umständen von Artins Rückkehr: Rainer Nicolaysen: Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 117–152, hier S. 143f.
- ⁷⁸ Emil Artin: Theory of algebraic numbers. Notes by Gerhard Würges from lectures held at the Mathematisches Institut, Göttingen, Germany, in the Winter Semester 1956/7. Translated by George Striker. Göttingen 1959.
- ⁷⁹ Vgl. Nicolaysen: Rückkehr (wie Anm. 77), S. 143f.
- ⁸⁰ Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Sign. Pers. 20, 1876, 1877 und 1878.
- ⁸¹ Siehe SUB Göttingen, Cod. Ms. H. Hasse, Gutachten vom 7.1.1958.
- ⁸² StA HH, 361–6 HW-DPA, I 110, Bd. 2.
- ⁸³ Princeton University, G. Mudd Manuscript Library, Faculty Files: Folder Artin, Emil.
- ⁸⁴ Zu Hel Braun vgl. Hel Braun. Eine Frau und die Mathematik 1933–1940. Der Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn. Hg. von Max Koecher. Berlin u.a. 1990.
- ⁸⁵ Thedy (wie Anm. 12), S. 122 und 128.
- ⁸⁶ Emil Artin/Hel Braun: Vorlesungen über algebraische Topologie, ausgearbeitet von Armin Thedy. Hamburg 1964. Emil Artin/Hel Braun: Lectures on Algebraic Topology, translation by Erik Hemmingsen. Columbus/Ohio 1969.
- ⁸⁷ Thedy (wie Anm. 12), S. 133.
- ⁸⁸ Ebd., S. 132.
- ⁸⁹ Reich: Große Forschung (wie Anm. 61), S. 40.
- ⁹⁰ <http://www.hausdermathematik.at/dokumentationszentrum/graeberoesterremathematiker/artinemil.html>.

⁹¹ Vgl. Natascha A. Brunswick: Hamburg – wie ich es sah. Photographien aus den zwanziger und dreißiger Jahren. Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, 13. Juli bis 28. Oktober 2001. Hg. von Claudia Gabriele Philipp (Dokumente der Photographie, Bd. 6). Hamburg 2001.

⁹² Die Beiträge des Festakts wurden 2006 in den Hamburger Universitätsreden veröffentlicht; siehe Anm. 61.

Konsequent widerstanden – die Juristin Magdalene Schoch*

Rainer Nicolaysen

Es war keine Kündigung wie jede andere. Nach siebzehn ertragreichen, bis 1933 erfüllten Jahren an der Hamburger Universität gab die 40-jährige Privatdozentin Dr. Magdalene Schoch ihre Stellung in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät zum 1. November 1937 auf, beendete ihre vormals verheißungsvolle juristische Karriere in Deutschland und entschied sich für ein ungewisses Exil in den USA: ein Schritt, der ihr nicht leichtfiel, der sich für die überzeugte Demokratin jedoch seit Machtübernahme der Nationalsozialisten immer mehr als Notwendigkeit abgezeichnet hatte. Spürbar war der Druck gewachsen auf eine Wissenschaftlerin, die nicht bereit war, sich gleichzuschalten und den Vorgaben eines inhumanen Regimes zu entsprechen. Während auch im universitären Umfeld „Anpassungsleistungen“ oder gar Zustimmung zum „neuen Staat“ die Regel waren,¹ hielt Magdalene Schoch konsequent am eigenen Normensystem fest. Zunehmender Isolierung und Gefährdung begegnete sie schließlich durch Flucht in die freie Welt.

Über das couragierte Leben dieser ungewöhnlichen Wissenschaftlerin war lange Zeit wenig bekannt. Nach 1945 gab es zunächst keinen veröffentlichten Hinweis auf ihr Wirken. Selbst als die Rechtswissenschaftliche Fakultät zum 50-jährigen Bestehen der Universität Hamburg im Jahre 1969 eine Liste ihrer bisherigen Habilitierten präsentierte, fehlte der Name Magdalene Schoch: ein gewiss nicht vorsätzliches, so doch keineswegs zufälliges Versäumnis.² Gewürdigt wurde sie 22 Jahre später von der Universität Hamburg in ihrer Ausstellung „ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität“.³ Über die Jahrzehnte nach ihrer Emigration war indes auch hier kaum etwas zu erfahren.⁴ Als die Bremer Juristin Konstanze Plett 1998 in dem Band „Juristinnen in Deutschland“ einen

ersten Artikel über Magdalene Schoch veröffentlichte,⁵ war deren Sterbejahr noch immer unbekannt. Im folgenden Jahr berichtete die Autorin über die schwierige Spurensuche⁶ und einen neuen Fund hartnäckiger Recherche: den Schoch-Nachruf der „Washington Post“ – aus dem Jahre 1987.⁷ Langsam begannen sich Konturen einer Biographie auch für die Zeit nach 1937 abzuzeichnen.⁸ Ein detailliertes Lebensbild – jetzt auf Basis des Nachlasses und weiterer Quellenbestände – wurde erst 2006 bei der Benennung des Magdalene-Schoch-Hörsaals gezeichnet.⁹

Im Folgenden soll der Lebensweg Magdalene Schochs zumindest in wichtigen Ausschnitten beleuchtet werden. Vorzustellen ist eine Pionierin der Rechtswissenschaft, die dem kollektiven Gedächtnis nahezu entschwunden war; zugleich gilt es, jene Haltung zu charakterisieren, mit der Magdalene Schoch sich dem Nationalsozialismus widersetzte und die im „Dritten Reich“ auch an Universitäten Ausnahme blieb.

Frühe Prägungen

Existenzielle Situationen hatte die am 15. Februar 1897 in Würzburg geborene und dort aufgewachsene Magdalene Schoch¹⁰ schon in jungen Jahren durchleben müssen. Ihre Schilderungen der familiären Verhältnisse bezeugen ein hohes Maß an Glück und ein ebensolches an Tragik.¹¹ In prägender Weise vermittelten die Eltern – die Mutter Katholikin, der Vater Protestant – eine reiche Welt bildungsbürgerlicher Kultur: sei es Literatur, Theater, Musik, bildende Kunst oder Architektur – und auch eine starke Naturverbundenheit. Der aus einer mittelfränkischen Bauernfamilie stammende Vater, Johann Schoch, war Handelsvertreter gewesen, bevor er 1905 eine eigene Tuchhandlung in Würzburg eröffnen konnte.¹² Die Mutter, Margarete Schoch, Tochter eines Postbeamten, war vor der Heirat Erzieherin gewesen. Magdalene Schoch schildert sie als musikalisch und literarisch begabte Frau, die ihrer Zeit um mindestens fünfzig Jahre voraus gewesen sei: Sie habe sich für liberalere Schulordnungen eingesetzt, 1912 zu den Initiatorinnen eines Vereins für Frauenstimmrecht gezählt und sich gegen Militarismus und Kriegstreiberei engagiert. Die Mutter schenkte ihr Bertha von Suttners „Die Waffen nieder!“; mit dem Vater gemeinsam las sie den „Faust“.¹³

Magdalene Schoch besuchte die Sophienschule, eine weiterführende Schule, die konfessionell ungebunden und ihrem Anspruch nach für damalige Verhältnisse fortschrittlich war.¹⁴ Als erste Mädchenschule in Würzburg bot sie nach dem internen Abschluss¹⁵ dreijährige Gymnasialkurse zur Vorbereitung auf das Abitur, das die Schülerinnen noch als Externe, unter erschwerten Bedingungen, an einem Jungengymnasium ablegen mussten.¹⁶

Das Jahr 1914 markierte neben der weltpolitischen Zäsur auch eine familiengeschichtliche: Am 17. Januar erhängte sich der Vater wegen des Bankrotts seines Würzburger Geschäfts;¹⁷ Ende desselben Jahres traf die Nachricht vom Tod des Magdalene Schoch besonders nahestehenden Bruders Heinz im Weltkrieg ein.¹⁸ Zwei Geschwister waren zuvor im Säuglingsalter gestorben. Als älteste von drei verbliebenen 1897, 1898 und 1907 geborenen Töchtern übernahm Magdalene Schoch fortan, neben ihrer Mutter, eine lebenslang anhaltende Verantwortung für die Familie, die nun zum reinen Frauenhaushalt geworden war. Die Schochs führten bald eine kleine Pension, mit der sie sich gerade über Wasser hielten.

Allein unter Männern – Jura-Studium in Würzburg und München

Trotz materiell beengter Verhältnisse – die Mutter erhielt nicht einmal eine Witwenrente – strebte Magdalene Schoch mit Entschiedenheit ein Universitätsstudium an, zu dem Frauen in Deutschland erst seit wenigen Jahren zugelassen waren. Nach dem Externenabitur am Würzburger Realgymnasium¹⁹ immatrikulierte sie sich 1916 an der Universität ihres Heimatortes – nicht im lang gehegten Wunschfach Medizin, sondern aus finanziellen Gründen für das kürzere Studium der Rechtswissenschaft: eine mutige Entscheidung auch deshalb, weil Frauen in diesem Bereich kaum über berufliche Perspektiven verfügten. Trotz Zulassung zum Jura-Studium war ihnen der Zugang zu juristischen Berufen noch immer weitgehend verwehrt.²⁰ In der ersten Vorlesung über Römisches Recht saß sie – symptomatisch auch für ihre weitere Karriere – als einzige Frau unter Männern. Dies hatte zu Momenten der Sprachlosigkeit beim Ordinarius geführt, der das Auditorium zunächst wie gewöhnlich mit „Meine Herren!“ begrüßt hatte, um dann – in ironischem Ton – zu korrigieren: „Meine Herren und meine Dame!“²¹

Magdalene Schoch studierte konzentriert und mit weitem Horizont. Pro Semester belegte sie sieben bis acht Veranstaltungen; darunter stets auch mindestens eine über deutsche, englische oder amerikanische Literatur, über Philosophie oder Kunstgeschichte. Sie selbst pries im Rückblick des Jahres 1932 die „Buntheit“ ihres Studiums. Die Jurisprudenz habe neben sich immer auch die Philologie und vor allem ein intensives Werkstudententum hinnehmen müssen – das sei sicher nicht durchweg von Vorteil für die Examenskenntnisse gewesen, für die „allgemein-menschliche Ausbildung“ aber habe es viel bedeutet.²² Hinzu kam ein waches politisches Interesse. Anklagend wurde auf Magdalene Schochs bis 1920 geführtem Würzburger Einwohnermeldebogen verzeichnet, sie sei mit Valentin Hartig und Ernst Ringelmann, den beiden studentischen Protagonisten des gescheiterten Würzburger Räteaufstands vom April 1919, „eng befreundet“, habe „durchreisende Kommunisten und politische Flüchtlinge“ beherbergt, an einem Demonstrationzug teilgenommen und sei Abonnentin der „Politischen Rundbriefe“.²³

Von richtungweisender Bedeutung im Studium Magdalene Schochs war vor allem die Begegnung mit dem international renommierten Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy,²⁴ dessen Vorlesungen und Seminare sie seit 1917 besuchte. Nach acht Semestern, davon einem in München, wurde Magdalene Schoch 1920 an der Universität Würzburg mit einer Arbeit über englische Kriegsgesetzgebung magna cum laude promoviert²⁵ und folgte im selben Jahr ihrem „Doktorvater“ Mendelssohn Bartholdy als kongeniale Assistentin an dessen neue Wirkungsstätte, die im Vorjahr gegründete Hamburgische Universität.

Mit Albrecht Mendelssohn Bartholdy in Hamburg

Die von gegenseitigem Respekt getragene Zusammenarbeit erwies sich in der Folgezeit als ausgesprochen fruchtbar. Die beiden hätten, so berichtet Fritz Morstein Marx, eine Art von intuitivem Sinn füreinander gehabt. Magdalene Schoch sei an allen beruflichen Plänen und Vorhaben Mendelssohn Bartholdys beteiligt gewesen. Die Arbeitsbeziehung habe ein menschliches Verhältnis überlagert, in dem auch Kleinigkeiten nie belanglos gewesen seien.²⁶ Die erhaltenen Briefe Magdalene Schochs an Mendelssohn

Bartholdy, den sie stets siezte, vermitteln eine Ahnung von besonderer Vertrauensbindung, von gelebter Wissenschaft und inspirierendem Humor.²⁷



Abb. 1: Magdalene Schoch und Albrecht Mendelssohn Bartholdy in Hamburg, 1920er Jahre

Im Rückblick repräsentieren beide die demokratische Chance von Weimar wie die frühe Blütezeit der Hamburger Universität. Ihre juristischen Arbeiten waren historisch-politisch reflektiert; fachlich auf höchstem Niveau

zielten sie stets auf internationalen Austausch und Verständigung. Magdalene Schoch war maßgeblich beteiligt am Aufbau des von Mendelssohn Bartholdy geleiteten Seminars für Auslandsrecht, Internationales Privat- und Prozessrecht an der Universität; sie betreute die Fachbibliothek und verfasste zahlreiche Rechtsgutachten, sie assistierte bei Lehrveranstaltungen ebenso wie bei der Betreuung von Doktorarbeiten. Im Jahre 1923 wurde Magdalene Schoch zusätzlich Mitarbeiterin in Mendelssohn Bartholdys Institut für Auswärtige Politik, einem der weltweit ersten Institute zur Erforschung von Friedensbedingungen.²⁸ Sie war als dortige Rechtsexpertin tätig und wurde im Juni 1932 auch formal zur Direktorin der Rechtsabteilung ernannt. Für die bedeutende Zeitschrift des Instituts „Europäische Gespräche“ verfasste sie Rezensionen und erstellte Bibliographien, übersetzte aber auch Aufsätze und Dokumente aus dem Englischen, Französischen und Italienischen. Zudem zeichnete sie als Herausgeberin, Übersetzerin und Kommentatorin eines großen Editionsprojekts verantwortlich: die 1927 bis 1929 in vier Bänden erschienene kritische Ausgabe der Haager Schiedssprüche zum Dawes-Plan.²⁹



Abb. 2: Magdalene Schoch im Hamburger Institut, 1920er Jahre

Im Jahre 1929 gehörte Magdalene Schoch zu den Gründungsmitgliedern der „Gesellschaft der Freunde der Vereinigten Staaten“, deren erstem geschäftsführendem Vorstand sie angehörte und deren Organ sie fortan herausgab: die zweisprachige „Hamburg-Amerika-Post“ (ab 1931: „Amerika-Post“). Als im Juni 1930 die Amerika-Bibliothek im Neuen Rechtshaus, eine Spezialbibliothek für Amerikanisches Recht und Politische Wissenschaft, unter Beteiligung des Rektors Ernst Cassirer feierlich eröffnet wurde, übernahm Magdalene Schoch auch deren Leitung.³⁰

Pionierin der Rechtswissenschaft

Zu den vielen parallelen Tätigkeiten kamen weitere Publikationsprojekte, Forschungsreisen – darunter ein mehrmonatiger Aufenthalt in England 1928 – und ab 1929 auch eigene Lehrveranstaltungen, vor allem zum englischen und US-amerikanischen Recht. Magdalene Schoch sprach von der „Mannigfaltigkeit meiner Arbeitstage und -Nächte“.³¹ Im November 1932 habilitierte sie sich als erste Juristin in Deutschland³² und wurde – nach einstimmigem Votum der Fakultät³³ – Privatdozentin für Internationales Privat- und Prozessrecht, Rechtsvergleichung und Zivilprozessrecht: ein Meilenstein auf dem Weg von Frauen in männerbesetzte Wissenschaft.

Magdalene Schochs rechtsvergleichende Habilitationsschrift über „Klagbarkeit, Prozeßanspruch und Beweis im Licht des internationalen Rechts“³⁴ verband Fragestellungen des internationalen Zivilprozessrechts mit grundsätzlichen Fragestellungen des Internationalen Privatrechts – eine nach den Worten Stefan Oeters „hervorragend gearbeitete, material- wie gedankenreiche Arbeit zu einer Grundproblematik des Kollisionsrechts, die Magdalene Schoch auf der Höhe der Diskussion zeigt“. Aus heutiger Sicht bescheinigt Oeter, der Standard der juristischen Publikationen Magdalene Schochs sei wegweisend gewesen: „Wäre ihre Publikationstätigkeit so fortgesetzt worden, wie sie in den frühen 1930er Jahren begonnen hatte, wäre Frau Schoch wohl bald zu einer der Größen ihres Faches geworden.“³⁵

Dabei verstand sich die äußerst diszipliniert arbeitende Wissenschaftlerin immer auch als politisch denkender und handelnder Mensch: innerhalb wie außerhalb ihres engeren beruflichen Feldes, in Deutschland wie später in den USA. Ab 1931 amtierte sie als Gründungspräsidentin des ersten

deutschen ZONTA-Clubs in Hamburg, jenes heute international weit verzweigten Zusammenschlusses berufstätiger Frauen.³⁶ Im Jahr darauf zählte Magdalene Schoch zu den Initiatorinnen der Hamburger „Frauenfront“ gegen den Nationalsozialismus, deren vorläufigem Vorstand sie angehörte. Auf einer Großveranstaltung im „Conventgarten“ warnte sie als eine der Rednerinnen vor der drohenden Diktatur.³⁷

Keine Kompromisse

Anstand und Zivilcourage bewies Magdalene Schoch auch nach der NS-Machtübernahme. Sie verweigerte den „Hitler-Gruß“; sie stand zu ihren jüdischen und sozialdemokratischen Freunden, die sie nach Kräften zu unterstützen suchte. Die mehrmalige Aufforderung, in Veröffentlichungen keine jüdischen Autoren oder Herausgeber mehr zu nennen, lehnte sie empört ab. Dies betraf 1933 zuerst die „Amerika-Post“, die die „Gesellschaft der Freunde der Vereinigten Staaten in Hamburg“ seit 1930 gemeinsam mit der „Vereinigung Carl Schurz“ in Berlin herausgab. Deren Vertreter Hans Draeger forderte, die Namen der jüdischen Mitarbeiter der Zeitschrift nicht mehr zu nennen, woraufhin Magdalene Schoch vorschlug, Draegers Namen und den seiner Organisation vom Deckblatt zu streichen, was auch geschah.³⁸ Als sie vom Stellvertretenden Präsidenten der neu geschaffenen Akademie für Deutsches Recht, dem Münchner Zivilrechtler Wilhelm Kisch, aufgefordert wurde, an einer Schriftenreihe mitzuwirken, dabei aber keinesfalls jüdische Autoren zu zitieren, bat Magdalene Schoch um Auskunft, wie überhaupt die geplanten Themen ohne die Arbeiten jüdischer Juristen behandelt werden könnten – womit der Kontakt endete.³⁹ Ein Zeichen setzte sie kurz darauf bei Veröffentlichung ihrer Habilitationsschrift: Die 1934 erschienene Buchfassung enthielt eine Widmungsseite für den entlassenen und nach England emigrierten Albrecht Mendelssohn Bartholdy.⁴⁰

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Lebenswelt Magdalene Schochs bereits radikal verändert. Die Hamburgische Universität war kaum wiederzuerkennen und machte schon Ende 1933 den Eindruck einer „gleichgeschalteten“ Hochschule. Aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom April 1933 war etwa ein Fünftel des Lehrkörpers meist aus „rassischen“, zum Teil aus anderen politischen Gründen vertrie-

ben worden.⁴¹ Bei seiner Emigration hoffte Mendelssohn Bartholdy noch, Magdalene Schoch könne das Seminar für Auslandsrecht, das seit 1934 von Leo Raape geleitet wurde, im gemeinsamen Sinne weiterführen,⁴² doch die Handlungsspielräume verengten sich zunehmend auch für sie; die aufgebauten Arbeitszusammenhänge wurden nach und nach zerstört.

Ende 1933 gab Magdalene Schoch ihre Tätigkeit für das schon bald konterkarierte Institut für Auswärtige Politik auf. Die „Europäischen Gespräche“ wurden eingestellt, ebenso die „Amerika-Post“. Die „Gesellschaft der Freunde der Vereinigten Staaten“ wurde aufgelöst. Der ZONTA-Club Hamburg ließ sich 1933 aus dem Vereinsregister streichen, um sich in keinem Fall von seinen jüdischen Mitgliedern trennen zu müssen. Die Treffen der Zontians fanden fortan geheim statt; Unterlagen aus der Frühzeit wurden aus Sicherheitsgründen weitgehend vernichtet.⁴³

Eine Atempause gewährte in dieser Situation ein Rockefeller-Stipendium für einen einjährigen Forschungsaufenthalt in den USA. Nachdem Magdalene Schoch sich lange Zeit mit dem US-amerikanischen Rechtssystem, mit Geschichte und Kultur des Landes befasst hatte,⁴⁴ reiste sie im Herbst 1934 erstmals in die Vereinigten Staaten. Dort besuchte sie die bedeutendsten Rechtsschulen des Landes, setzte sich insbesondere mit methodologischen Problemen zwischenstaatlicher Rechtskonflikte auseinander und knüpfte, ohne schon die Emigration zu planen, wichtige Kontakte.⁴⁵ Bei ihrer Rückkehr nach Hamburg im Oktober 1935 hegte sie eigenen Angaben zufolge die Hoffnung, die dortigen Verhältnisse könnten inzwischen erträglicher geworden sein. Das Gegenteil war der Fall.⁴⁶

Konkrete Befürchtungen verband Magdalene Schoch mit der Ende 1934 in Kraft getretenen neuen Reichshabilitationsordnung, nach der nur noch jene Habilitierten auch Privatdozenten werden sollten, die ihre politische Zuverlässigkeit im Sinne des NS-Staates bewiesen hatten.⁴⁷ Magdalene Schoch nahm an, auch bereits habilitierte Wissenschaftler wie sie würden bald überprüft werden.⁴⁸ Eine Fortsetzung ihrer akademischen Karriere in Richtung Professur schien aussichtslos, und auch ihrer bisherigen Stellung fühlte sie sich nicht mehr sicher, zumal ihr signalisiert wurde, als enge Vertraute Mendelssohn Bartholdys sei sie per se „verdächtig“. Dies hielt sie aber keineswegs davon ab, im November 1936 als einziges Mitglied der inzwischen „Hansischen Universität“ an der Beerdigung Mendelssohn Bartholdys teilzunehmen – ungeachtet der Drohung von Rektor Adolf Rein, ihre Reise nach Oxford werde eine ernste Gefährdung ihrer Stellung zur

Folge haben. Auch in der eigenen Fakultät hatte man sie vor der Fahrt gewarnt – ein Lehrstück, wie Magdalene Schoch später notierte, über die Haltung „sogenannter Intellektueller“.⁴⁹

In einem Lebenslauf von 1942 vermerkt Magdalene Schoch, die Lebensumstände in Deutschland seien drückend für sie gewesen, in einer Hinsicht jedoch bereue sie nicht, bis 1937 geblieben zu sein: Sie habe so Erfahrungen mit der NS-Diktatur sammeln, die Propaganda analysieren und deren Wirkung beobachten können. Den engen Freund Fritz Morstein Marx, der wie sie Schüler Mendelssohn Bartholdys war und inzwischen in Harvard lehrte, habe sie für sein Buch „Government in the Third Reich“ mit Material versorgt, das ansonsten in den USA unzugänglich gewesen sei.⁵⁰ In der zweiten Auflage des Bandes bedankte sich Morstein Marx mit schützend-verschlüsselter Widmung: „To a friend in Germany who remained a scholar“.⁵¹

Doch der dortige Alltag wurde immer zermürbender. In der Universität wurde Magdalene Schoch zunehmend isoliert; auch der Kontakt zu den zum Teil radikalisierten Studenten geriet immer schwieriger. Als im Mai 1937 vorübergehend die Mitgliedersperre der NSDAP aufgehoben und auch Magdalene Schoch gedrängt wurde, einen Antrag zur Aufnahme in die Partei zu stellen, war die Grenze des Zumutbaren für sie erreicht. Während sich die Mehrheit der noch nicht eingetretenen Kollegen jetzt auf die Liste der Antragsteller setzen ließ,⁵² erklärte sie „klipp und klar“, eine Parteimitgliedschaft werde für sie niemals in Frage kommen. Nach eigenen Worten habe dies in ihrer Situation „beruflichen Selbstmord“ bedeutet.⁵³ Wenige Wochen später, am 28. Juni 1937, reichte sie ihr Kündigungsschreiben ein.⁵⁴ Im August bat sie auch um Entlassung aus ihrer Dozentur.⁵⁵

Magdalene Schoch bekundete rückblickend, der Abschied von Hamburg sei ihr angesichts der dort verbrachten glücklichen Jahre nicht leicht gefallen, aber für sie habe es 1937 keine Alternative mehr zur Emigration gegeben.⁵⁶ So verkaufte sie ihren Hausstand und ließ sich eine Lebensversicherung auszahlen, um mit dem Geld ihrer mittellosen Mutter, die seit 1930 bei ihr gewohnt hatte, zumindest über die nächsten Monate zu helfen. Im Oktober 1937 emigrierte Magdalene Schoch ohne finanzielle Rücklagen und konkrete Stellen-Perspektive nach Amerika.⁵⁷



Abb. 3: Magdalene Schoch kurz vor der Emigration 1937

Eine amerikanische Karriere

Der schwierige Start in den USA war nur mit guten Freundinnen und Freunden zu bewältigen. Louise C. Gerry, ein amerikanisches ZONTA-Mitglied der ersten Stunde und von 1926 bis 1928 Internationale Präsidentin der Organisation, hatte schon für das notwendige Affidavit gesorgt; sie nahm die

deutsche Emigrantin auch für etliche Monate in Buffalo bei sich auf, bevor diese ihre erste Anstellung in den USA, an der Harvard Law School, erhielt.

Im einem Tagebuch ähnlichen Brief an ihre Mutter schildert Magdalene Schoch ihre Eindrücke in den USA und blickt zurück auf die vergangenen Jahre und die Entscheidung zur Emigration. An ihre Übersiedlung von Würzburg nach Hamburg im Jahre 1920 erinnernd, schreibt sie im Juli 1938:

„Wenn man mir damals vorausgesagt hätte, dass ich siebzehn Jahre später noch einmal ganz von vorne würde anfangen müssen ... Und doch will mir scheinen, als ob damals der Schritt von Würzburg nach Hamburg bedeutsamer, die Veränderung einschneidender gewesen wäre als meine Ausreise nach Amerika. ‚Hamburg ist nicht weit von Amerika‘, hat schon der Grossvater gesagt; und in der Tat hat die Zeit in Hamburg, besonders die letzte Hälfte, mich immer mehr auf Amerika zugeführt. Als ich zum ersten Mal nach Hamburg fuhr, hatte ich zwar eine feste Stellung, aber ich reiste in unbekanntes Land, ich hatte dort keine Freunde, ich besass keine Berufserfahrung. Und so hatte ich anfangs auch schreckliches Heimweh, fühlte mich sehr einsam. Das alles war anders, als ich mich in die Neue Welt aufmachte. Nicht nur war ich älter und erfahrener, ich kannte auch bereits das Land, hatte gute Freunde und – nicht zu vergessen – hatte einen Beweggrund, der stärker war als blosses Streben nach einem Geldverdienst. ‚Dem Mutigen gehört die Welt‘, schrieb mir neulich Professor Raape, als er mich zu der Stellung in Harvard beglückwünschte. Als ob Mut dazu gehörte, ein Leben, das unerträglich geworden ist, aufzugeben und ein neues Leben zu suchen. Nichts weiter als Selbsterhaltungstrieb. –“⁵⁸

Tatsächlich war die Situation in Deutschland für Magdalene Schoch immer bedrohlicher geworden. Von dem Druck der letzten Monate musste sie sich in den USA erst erholen, aber sie besaß dort eine Alternative zu der ihr zunehmend fremder gewordenen Welt in Hamburg. In Louise Gerry etwa hatte Magdalene Schoch einen durch und durch politischen Menschen getroffen, was tiefe Verbundenheit schuf, ungeachtet parteipolitischer Differenzen: Gerry war aktiv bei den Republicans, Schoch stand stets auf Seiten der Democrats. Magdalene Schoch lebte in den neuen Diskussionszusammenhängen auf, sie analysierte die US-amerikanische Politik, hielt Vorträ-

ge, erkundete die Alltagskultur sowie nicht zuletzt die Natur: wandernd und mit ihrem Faltboot – worüber eine Lokalzeitung ungläubig berichtete. Im September 1938, knapp ein Jahr nach ihrer Ankunft, wurde Magdalene Schoch Forschungsassistentin an der Harvard Law School mit Lehraufträgen in den Seminaren des Dekans Erwin Griswold: eine spärlich bezahlte Tätigkeit – das Honorar in Höhe von 170 Dollar entsprach dem Anfangsgehalt einer Stenotypistin –,⁵⁹ aber der Einstieg in ihre zweite juristische Karriere.



Abb. 4: „My room in Cambridge“ (Originalbeschriftung) – Magdalene Schochs privater Schreibtisch in Cambridge/Massachusetts, zwischen 1938 und 1943, mit Familienfotos und dem Bildnis Albrecht Mendelssohn Bartholdys

Nach fünf Jahren in Cambridge wechselte Magdalene Schoch nach Washington, um einen Beitrag zur Unterstützung der USA im Krieg gegen NS-Deutschland zu leisten. Als Expertin für Deutsches Recht war sie zunächst im Office of Economic Warfare, dann in der im September 1943 gegründeten Foreign Economic Administration (FEA) tätig. Die FEA war eine selbstständige, unabhängige Regierungsbehörde, die für die Koordinierung von Außenwirtschaftsbeziehungen zuständig war. In einem komplizierten Prozess entwarf sie gemeinsam mit der Forschungsabteilung – Research and Analysis Branch – des Office of Strategic Services (OSS), des US-amerikanischen Geheimdienstes während des Zweiten Weltkriegs, Informationschriften für Zivilangelegenheiten, die „Civil Affair Guides“. Diese sollten

u.a. die künftigen US-Besatzungsbehörden in Deutschland auf ihre Aufgaben vorbereiten. Während auf Seiten des OSS etwa die Exilanten Hajo Holborn, John Herz, Franz L. Neumann und Otto Kirchheimer beschäftigt waren, arbeitete Magdalene Schoch in der FEA seit dem Frühjahr 1944 vor allem eng mit Ernst Fraenkel zusammen,⁶⁰ der im November 1938 in die USA emigriert war und dort 1941 „The Dual State“, seine berühmt gewordene Analyse nationalsozialistischer Herrschaft, veröffentlicht hatte.⁶¹ Gemeinsam verfassten sie ein umfangreiches Memorandum zum Thema „Extra-territorial Effect of Economic Measures Taken by the Occupying Powers in Germany. Problems of Recognition and Enforcement“.⁶² Die Bezahlung in der FEA erfolgte tageweise bei monatlicher Kündigungsfrist; ohnehin war den Mitarbeitern die Befristung ihrer Tätigkeit bewusst. Mit Abbau der Behörde nach Kriegsende fiel Ende 1945 auch Magdalene Schochs Stelle weg.⁶³

Nach dem Intermezzo in einem New Yorker Law Institute sowie halbjähriger Arbeitslosigkeit begann Ende August 1946 ihre dann zwanzig Jahre währende Tätigkeit als Sachverständige für Internationales und Ausländisches Recht im US-Justizministerium.⁶⁴ Lange Zeit hatte Magdalene Schoch Leitungspositionen im Office of Alien Property inne, wurde aber auch immer wieder an andere Abteilungen des Justizministeriums „ausgeliehen“, vor allem als Expertin für deutsches, aber u.a. auch für französisches, niederländisches, belgisches, österreichisches, italienisches und schweizerisches Recht.⁶⁵ Zahlreiche große Fälle sind mit ihrem Namen verbunden, 1952 erhielt sie die Zulassung zum Obersten Gerichtshof der USA.⁶⁶ „Es unterliegt keinem Zweifel“, betonte im Jahre 1959 der angesehene Rechtswissenschaftler Walter J. Derenberg,⁶⁷ Professor an der New York University, „dass Fräulein Dr. Schoch während ihrer ganzen Laufbahn in den Vereinigten Staaten denselben hohen akademischen Rang aufrecht erhalten hat, der ihr Werk während ihrer Verbindung mit der juristischen Fakultät der Hamburger Universität auszeichnete.“⁶⁸

Neben dem permanent hohen Arbeitspensum pflegte Magdalene Schoch ihre persönlichen Beziehungen. Nicht wenige Menschen wurden auch materiell von ihr unterstützt, so großzügig, wie es nur eben ging. Noch mit geringen Mitteln ausgestattet, hatte sie von 1938 bis 1941 von den USA aus die Versorgung ihrer Mutter in Deutschland finanziert; einer Hamburger Studentin hatte sie die Überfahrt ins Exilland USA bezahlt und auch dort schon gestrandeten Emigranten geholfen.⁶⁹ Nach Ende des Zwei-

ten Weltkriegs verschickte sie jahrelang eine erstaunliche Menge von Paketen nach Deutschland: an Verwandte, an Freundinnen und Freunde, an ZONTA-Mitglieder und andere – Sendungen mit Lebensmitteln und Kleidung, die möglichst genau auf die Bedürfnisse der jeweiligen Empfänger zugeschnitten waren.⁷⁰



Abb. 5: Weihnachten 1952 in Arlington/Virginia. Magdalene Schoch (dritte von rechts) mit der ein Jahr zuvor in die USA eingewanderten Schwester und deren vier Kindern

Im Januar 1950 ermöglichte sie ihrem ältesten, damals 17-jährigen Neffen und Patensohn Leonhard – fortan: Lennie – Cujé die ersehnte Auswanderung in die USA. Knapp zwei Jahre später galt Gleiches für die Überfahrt ihrer seit 1943 geschiedenen Schwester Liselotte – fortan Elisabeth – Cujé und deren drei weitere Kinder. Im gemeinsamen Haushalt in Arlington, vor den Toren Washingtons, kam Magdalene Schoch seither für den Lebensunterhalt einer sechsköpfigen Familie auf.⁷¹ Angesichts dieser Verpflichtungen vernachlässigte sie ihre eigene Altersversorgung. Dies bewog sie schließlich 1958, dem Drängen Anna Seligs, einer alten Freundin in Deutschland, nachzugeben und beim Amt für Wiedergutmachung Ansprüche anzumelden.⁷²

Ringen um „Wiedergutmachung“

Vertrauensvoll vertreten wurde Magdalene Schoch in Hamburg von Rechtsanwalt Robert Gärtner, einem ihrer früheren Studenten. Das Verfahren, das sich bis 1963 hinzog, kreiste um die Frage, ob die Antragstellerin im „Dritten Reich“ politisch Verfolgte gewesen sei oder ob ihre Emigration den Charakter eines gänzlich „normalen“ Wohnortwechsels gehabt habe. Die eidesstattlichen Erklärungen, die in diesem Zusammenhang abgegeben wurden, werfen noch einmal Schlaglichter auf die Haltung Magdalene Schochs in den Jahren 1933 bis 1937 und die Konsequenzen, die sich daraus ergaben.

Die sozialdemokratische Schulreformerin und Oberschulrätin Olga Essig⁷³ erklärte:

„Dr. Schoch [hat sich], ohne parteipolitisch gebunden zu sein, stets und bei den verschiedensten Anlässen als eine entschiedene Bekennerin zu liberaler und sozialer Lebens- und Weltanschauung erwiesen und mit kompromissloser Deutlichkeit die im Nationalsozialismus zutage tretenden Anschauungen der Gewaltherrschaft, des Antisemitismus und Militarismus abgelehnt und bekämpft. Das tat sie schon in den Anfängen und lange vor der Machtergreifung im Jahre 1933.“⁷⁴

Der 1934 ins britische Exil geflohene Eduard Rosenbaum,⁷⁵ vormaliger Direktor der Hamburger Commerzbibliothek, gab zu Protokoll:

„Als das Nazi-Regime 1933 einsetzte, war sie nach hinreichend bekanntem Brauch jener Zeit als nächste Mitarbeiterin des ‚Judenstämmelings‘ Mendelssohn Bartholdy eine ‚Gezeichnete Person‘. Sie blieb dies umso mehr, als sie ihre kritische Haltung nicht verhehlte. [...] Es bedarf wohl kaum weiterer Ausführungen, dass ein solcher Mensch sich unter der Herrschaft des Nationalsozialismus verfolgt oder mindestens bedroht fühlen musste.“⁷⁶

Klare Worte über Magdalene Schoch fand auch der Staatsrechtler Rudolf Laun,⁷⁷ einer der wenigen Regimegegner an der Hamburger Universität im „Dritten Reich“, Rektor 1924–1926 und 1947/48:

„[...] ich kann bezeugen, daß ihre Haltung tadellos war, obwohl vorauszusehen war, daß ihr daraus mit der Zeit große Nachteile erwachsen würden. [...] Als sie 1935 aus Amerika nach Hamburg zurückkehrte, konnte sie bald feststellen, daß sie ihre frühere hiesige Lehr- und Amtstätigkeit unter der nationalsozialistischen Herrschaft nicht würde weiterführen können. Sie hat also verfolgungsbedingt nach längerer Zeit den Entschluss gefasst, endgültig nach Amerika auszuwandern.“⁷⁸

Und der Strafrechtler Rudolf Sieverts⁷⁹ betonte:

„Aus juristischen und politischen Einsichten, aus ihrem ganzen Lebensgefühl heraus war Fräulein Dr. Schoch eine leidenschaftliche Gegnerin des nationalsozialistischen Regimes. [...] ich [habe] damals den Entschluss von Fräulein Dr. Schoch zu emigrieren sehr gut verstanden. Die Argumente, die Fräulein Dr. Schoch auch mit mir damals durchgesprochen hat, erschienen mir zwingend. Es erscheint mir sicher, dass Fräulein Dr. Schoch niemals ausgewandert wäre, wenn ihre Situation in Hamburg nicht durch das neue nationalsozialistische Regime so prekär geworden wäre. Es hielten sie in Deutschland sehr starke familiäre Bindungen, vor allem an ihre alte Mutter und ihre Geschwister. Dass sie durch eine Kündigung ihres Dienstverhältnisses und durch die Aufgabe der Venia legendi durchaus zu erwartenden entsprechenden Schritten der nationalsozialistischen Stellen zuvorkam, hielt ich damals wie heute für richtig.“⁸⁰

So eindeutig diese und weitere Stellungnahmen ausfielen – der Antrag wurde vom Amt für Wiedergutmachung abgelehnt.⁸¹ Eine wichtige Rolle spielte dabei die Aussage von Leo Raape, emeritierter Professor für Römisches und Bürgerliches Recht, der nach der Entlassung Mendelssohn Bartholdys dessen Lehrstuhl für Internationales Privatrecht und Auslandsrecht mitverwaltet hatte und somit in den Jahren 1934 bis 1937 direkter Vorgesetzter Magdalene Schochs gewesen war.⁸² Er gab 1959 an, diese habe ohne Druck von Seiten der Behörde oder der NSDAP um ihre Entlassung gebeten, sei also gänzlich freiwillig gegangen⁸³ – eine Erklärung, die bei Magdalene Schoch auf große Verwunderung stieß. Sie selbst hatte Raape als Zeugen im Wiedergutmachungsverfahren vorgeschlagen, war er es doch gewesen, der sie im Mai 1937 aufgeregt angerufen und ihr dringend geraten hatte,

der Partei beizutreten, sofern sie an ihrer akademischen Karriere interessiert sei.⁸⁴

Nach der Ablehnung reichte Robert Gärtner für seine Mandantin eine Entschädigungsklage beim Landgericht Hamburg ein; zudem wurde ein neuer „Wiedergutmachungsantrag“ gestellt; nun nicht auf der Grundlage des Bundesentschädigungsgesetzes beim Amt für Wiedergutmachung, sondern auf der Basis des „Gesetzes zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für Angehörige des öffentlichen Dienstes“ beim Personalamt der Freien und Hansestadt Hamburg. Im Zuge der neuerlichen Prüfung bat die Schulbehörde im Mai 1962 den Rektor der Universität Rudolf Sieverts um eine Stellungnahme. Dieser verwies auf seine eidesstattliche Erklärung von 1959 und bekräftigte zweierlei: Erstens habe Magdalene Schoch ihre Stellung 1937 nicht „freiwillig“, sondern wegen des stetig wachsenden Drucks aufgegeben, und zweitens hätte sie unter „normalen Umständen“, gemessen an ihrer Qualifikation, durchaus Aussicht auf einen planmäßigen Lehrstuhl an einer deutschen Universität gehabt.⁸⁵ Im Frühjahr 1963 endete der Streitfall schließlich mit einem Vergleich. Magdalene Schoch zog die Klage zurück und erhielt im Gegenzug rückwirkend ab März 1962 ein Ruhegehalt, als dessen Bemessungsgrundlage ein knapp dreißigjähriges Beamtenverhältnis festgelegt wurde.⁸⁶

Im US-Justizministerium war Magdalene Schoch noch bis 1966 tätig. Auf der Urkunde, datiert vom 17. Juni 1966, die Magdalene Schoch bei ihrem Ausscheiden erhielt, gibt es auch einen Hinweis auf ihre „erste Karriere“: „As a teacher in your native country, as well as in the United States, and as a lawyer, you have earned the admiration and respect of your supervisors and colleagues.“⁸⁷ Danach arbeitete Schoch, schließlich in hohem Alter, als selbstständige Anwältin und Gutachterin mit einem kleinen Büro in Washington, bis eine Alzheimer-Krankheit jegliche Tätigkeit ausschloss. Die letzten vier Lebensjahre verbrachte sie in einem Pflegeheim in Falls Church, Virginia, wo sie am 6. November 1987 starb.⁸⁸ Ihre Asche liegt begraben im Garten ihres Hauses in Arlington – unter einem von ihr selbst gepflanzten Baum.



Abb. 6: Magdalene Schoch (vierte von rechts) im US-Justizministerium während der Amtszeit von Justizminister Robert Kennedy (Bildmitte), 1961–1964

Deutschland auf Distanz halten

Die USA waren Magdalene Schoch in ihrer zweiten Lebenshälfte zur Heimat geworden. Sehr bewusst war sie, die 1943 die US-Staatsbürgerschaft angenommen hatte, Amerikanerin geworden. Dabei sparte sie nicht mit massiver Kritik an den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in den USA, jedoch war sie – anders als im Deutschland des Jahres 1937 – der festen Überzeugung, in den Vereinigten Staaten lohne sich der Kampf um Verbesserungen, seien Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten gegeben; diese zu nutzen, galt ihr als staatsbürgerliche Pflicht.⁸⁹ Ihr Einsatz für Frauenrechte blieb in den USA ungebrochen;⁹⁰ vordringlich war für sie daneben vor allem der Kampf um die Gleichberechtigung der schwarzen Bevölke-

rung, für die sie öffentlich stritt,⁹¹ als dies noch alles andere als selbstverständlich war.

Deutsch sprach Magdalene Schoch seit ihrer Einreise nur noch, wenn es sich nicht vermeiden ließ; nach Deutschland zu reisen, war ihr auch nach 1945 zunächst kein angenehmer Gedanke. Als sie 1961 aus beruflichen Gründen erstmals die Bundesrepublik besuchte, begann aber eine Folge von Aufenthalten, um Freunde und Verwandte regelmäßig wiederzusehen.⁹² In Hamburg nahm sie 1963 an einer „Intereuropäischen Distriktkonferenz“ des ZONTA-Clubs teil – organisiert von Harriet Wegener, der früheren Kollegin im Institut für Auswärtige Politik, die 1937 ihre Nachfolgerin als Präsidentin des Hamburger Clubs geworden war und diese Position bis 1963 innehatte.⁹³ Bürgermeister Paul Nevermann würdigte die etwa 340 Zontians bei einem Senatsempfang als „Frauen mit Zivilcourage“ und betonte, die Ziele von ZONTA – internationale Verständigung, soziale Gerechtigkeit, Förderung der Frauen im Berufsleben, Rechtschaffenheit und Fairplay im Beruf – seien „die Grundlage eines demokratischen Zusammenlebens der Völker untereinander“.⁹⁴

An Kontakt zur Universität Hamburg war Magdalene Schoch nicht gelegen. Ihren eigenen Aufzeichnungen zufolge war ihr nach 1945 von dort eine Lehrtätigkeit angeboten worden, doch hatte sie keinen Fuß mehr in diese Institution setzen wollen.⁹⁵ Als 1952 der junge Leiter der dortigen Amerika-Bibliothek, Bodo Börner, Kontakt zu Magdalene Schoch aufnahm, um zu bekunden, wie sehr er ihre Aufbauleistung für die Institution schätze und wie bedrückt er über den „traurigen Abschluss“ ihres Hamburger Wirkens sei, betonte sie in ihrer freundlichen, zugleich sich klar abgrenzenden Antwort:

„I do appreciate the expression of your feelings regarding the past. But let me assure you that when I think back to those distant days it is without any personal bitterness. For my voluntary exile has led me to a life of great satisfaction and opened up new and interesting fields of work. To be sure, the fate of Albrecht Mendelssohn Bartholdy and thousands like him is a memory that can never be dimmed by the flow of time. That experience, however, reaches beyond any personal resentment.“⁹⁶

Magdalene Schochs Entschluss zur Emigration erwies sich als ein dauerhafter, als Grenzscheide zwischen ihr und all jenen, die auch nach dem „Dritten Reich“ behaupteten, „man“ habe doch gar nicht anders gekonnt als sich dem Regime anzupassen. Ihre Kündigung im Jahre 1937 war angesichts der drückenden Verhältnisse keine „freiwillige“ Entscheidung gewesen, aber eine beeindruckend autonome – und eine für die Hamburger Universität in dieser Form singuläre.

Epilog

Als die Universität Hamburg am 15. Juni 2006 den Hörsaal J in ihrem Hauptgebäude in „Magdalene-Schoch-Hörsaal“ benannte, äußerte der aus den USA zur Festveranstaltung nach Hamburg eingeladene Lennie Cujé die Überzeugung, seine Tante wäre über diese Würdigung überrascht und – trotz ihrer bewussten Distanz zur Institution nach 1937 – sehr erfreut gewesen. Der Universität übergab er eine siebenbändige Ausgabe der gesammelten Schriften Moses Mendelssohns, die 1843 bis 1845 erschienen war⁹⁷ und nun zweimal den Atlantik gekreuzt hatte: ein Geschenk Albrecht Mendelssohn Bartholdys an Magdalene Schoch⁹⁸ mit handschriftlicher Widmung vom Mai 1933:

„Habe ich deiner vergessen, göttliche Freundschaft! süße Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur und Kunst mit allen ihren Herrlichkeiten in der äußersten Nothdurft schmachten lassen? Verzeihen Sie, bester Freund, meiner Unachtsamkeit! Welch ein Unglück, wenn Sie hieraus die Folge zögen, daß ich der Freundschaft abgestorben sei! Jedoch Sie können dieses nicht. Mein empfindliches Herz ist Ihnen allzu sehr bekannt; und Sie wissen, wie weit es dem Gefühle der Freundschaft offen steht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wie viel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat.

(aus dem Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig, von Moses Mendelssohn, und vom Urenkel an die Frau Magister Schoch in Hamburg, in den Tagen, in denen Freundschaft allein besteht und bestehen hilft, Mai 1933,

Albrecht Mendelssohn Bartholdy.)⁹⁹

Anmerkungen

* Gekürzte und aktualisierte Fassung meines Aufsatzes: Für Recht und Gerechtigkeit. Über das couragierte Leben der Juristin Magdalene Schoch (1897–1987). In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 92 (2006), S. 113–143. Dort wurde auch erstmals der Nachlass berücksichtigt, der sich bei Magdalene Schochs Neffen und Patensohn, dem Jazz-Musiker Lennie Cujé, in Arlington/Virginia, USA, befindet (im Folgenden angegeben als Privatarchiv Cujé, Nachlass Schoch [PA Cujé, NL Schoch]). Ich danke Lennie Cujé sehr herzlich für die Gastfreundschaft in Arlington im April 2006 und die Bereitschaft, alle vorhandenen Dokumente und Fotos meiner biographischen Forschung zur Verfügung zu stellen.

¹ Vgl. zur Hamburger Universität grundlegend: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991.

² Lebensbilder Hamburgischer Rechtslehrer. Veröffentlicht von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Universität Hamburg 1919–1969. Hamburg 1969, S. 105f. Der Name Magdalene Schochs war nicht der einzige, der in der Aufstellung fehlte.

³ Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst: Ausstellungskatalog, Hamburg 1991].

⁴ Einen Hinweis auf die Zeit nach 1937 enthält der abgedruckte Briefwechsel zwischen Magdalene Schoch und Bodo Börner aus dem Jahre 1952; ebd., S. 54. Erste Informationen über die US-amerikanische Karriere Magdalene Schochs finden sich in: Ernst C. Stiefel/Frank Mecklenburg: Deutsche Juristen im amerikanischen Exil (1933–1950). Tübingen 1991, S. 145f.; Frank Mecklenburg: The Occupation of Woman Emigrés. Woman Lawyers in the United States. In: Sybille Quack (Hg.): Between Sorrow and Strength. Woman Refugees of the Nazi Period. Cambridge 1995, S. 289–299, hier S. 293–295.

⁵ Konstanze Plett: Magdalene Schoch (1897–?). In: Deutscher Juristinnenbund e.V. (Hg.): Juristinnen in Deutschland. Die Zeit von 1900 bis 1998. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. (Schriftenreihe Deutscher Juristinnenbund e.V., Bd. 1). Baden-Baden 1998, S. 195f. In die 2003 erschienene 4. Auflage ist der Beitrag unverständlicherweise nicht aufgenommen worden.

⁶ Konstanze Pletts Tagungsbeitrag von 1999 erschien erst zehn Jahre später als: The Loss of Early Women Lawyers from Collective Memory in Germany. A Memoir of Magdalene Schoch. In: Suzanne Karstedt (Ed.): Legal Institutions and Collective Memories. Oxford/Portland 2009, S. 354–372.

⁷ Obituaries: Magdalena Schoch Dies – Ex-Official at Justice. In: The Washington Post vom 11.11.1987.

⁸ Vgl. Christine Weisner: PD Dr. Magdalene Schoch. In: Dies.: Lebenswege. Sieben ausgewählte Biographien Würzburger Akademikerinnen. Begleitheft zur Ausstellung „Forschen, Lehren, Aufbegehren – 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“, 28.11.2003–14.1.2004. Würzburg 2003, S. 45–54; Marion Röwekamp: Magdalene Schoch. In: Dies.: Juristinnen. Lexikon zu Leben und Werk. Baden-Baden 2005, S. 368–372; Traute Hoffmann: Dr. jur. Magdalene Schoch. In: Dies.: Der erste deutsche ZONTA-Club. Auf den Spuren außergewöhnlicher Frauen. 2., veränderte Aufl. München/Hamburg 2006, S. 21–28.

⁹ Rainer Nicolaysen: Über das couragierte Leben von Magdalene Schoch. In: Eckart Krause/Rainer Nicolaysen (Hg.): Zum Gedenken an Magdalene Schoch (1897–1987). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals J im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Magdalene-Schoch-Hörsaal am 15. Juni 2006 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 16). Hamburg 2008, S. 43–62; vgl. auch die ausführlich annotierte Langfassung des Textes: Rainer Nicolaysen: Für Recht und Gerechtigkeit. Über das couragierte Leben der Juristin Magdalene Schoch (1897–1987). In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 92 (2006), S. 113–143.

¹⁰ Der Geburtsname lautete Maria Magdalena Schoch; durchweg – auch in Publikationen – gab sie jedoch den Namen Magdalene Schoch an – bis zur Einbürgerung in den USA 1943. Seither zeichnete sie mit „M. Magdalena Schoch“. Im Folgenden wird, soweit nicht ausdrücklich anders vorgegeben, der Name Magdalene Schoch verwendet.

¹¹ Magdalene Schoch hat für ihre Verwandten eine (englischsprachige) Familiengeschichte geschrieben, von der im Nachlass noch einzelne Kapitel vorhanden sind: PA Cujé, NL Schoch, Magdalene Schoch, *Fragments of a Family History*.

¹² Ebd., *Good Times with Father*.

¹³ Ebd., *Our Mother, Margarete Schoch, née Gundermann*.

¹⁴ Vgl. zur Würzburger Zeit Magdalene Schochs schon Weisner (wie Anm. 8), S. 45–49.

¹⁵ PA Cujé, NL Schoch, Abgangszeugnis von der Sophienschule, 12.7.1913, mit nahezu optimalem Notendurchschnitt.

¹⁶ Vgl. dazu Schochs Erinnerung an ihre Schulzeit: Magdalene Schoch: Eine „Ehemalige“ im Reich der Wissenschaft. In: Jahrbuch der Sophienschule Würzburg. o.O. 1932, S. 69–71.

¹⁷ PA Cujé, NL Schoch, *Fragments of a Family History, Our Family Background; Good Times with Father*. Vgl. die vom Verband reisender Kaufleute Deutschlands im Würzburger Generalanzeiger vom 19.1.1914 veröffentlichte Todesanzeige. Der Vater Johann Schochs hatte sich in dessen Jugendjahren ebenfalls das Leben genommen.

¹⁸ PA Cujé, NL Schoch, *Fragments of a Family History, Our Brother Heinz Schoch*.

¹⁹ PA Cujé, NL Schoch, *Gymnasial-Absolutorium für Magdalene Schoch*, 15.7.1916. In jenem Jahr nahmen in Würzburg acht Schülerinnen an der externen Abitur-Prüfung teil.

²⁰ Seit 1912 konnten Frauen in Bayern an der juristischen Staatsprüfung teilnehmen; sie durften sich danach aber nicht Referendarin nennen und wurden auch nicht zum Vorbereitungsdienst zugelassen. Die rechtlichen Schranken fielen erst 1922, als der Reichstag das „Gesetz über die Zulassung der Frauen zu den Ämtern und Berufen der Rechtspflege“ verabschiedete, womit freilich Ausgrenzungen in der Praxis keineswegs endeten. Vgl. etwa Ursula Rust: 100 Jahre Frauen in der Rechtswissenschaft. Zur Beteiligung von Juristinnen am wissenschaftlichen Diskurs. In: *Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen*. Hg. von Elisabeth Dickmann und Eva Schöck-Quinteros unter Mitarbeit von Sigrid Dauks (Schriftenreihe des Hedwig-Hintze-Instituts Bremen, Bd. 5). Berlin 2000, S. 343–362.

²¹ PA Cujé, NL Schoch, *Fragments of a Family History, A Bit About My Career*, S. 1.

²² Schoch: „Ehemalige“ (wie Anm. 16), S. 70.

²³ Stadtarchiv Würzburg, Einwohnermeldebogen Magdalena Schoch.

²⁴ Vgl. Rainer Nicolaysen: Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874–1936). Jurist – Friedensforscher – Künstler. In: *Rabels Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht* 75 (2011), H. 1, S. 1–31; gekürzt abgedruckt in diesem Band.

²⁵ Magdalene Schoch: Die englische Kriegsgesetzgebung gegen feindliche Gesellschaften, insbesondere die Zwangsliquidation durch das Handelsamt nach der Trading with the Enemy (Amendment) Act, 1918 [Teilveröffentlichung der Dissertation]. In: *Rheinische Zeitschrift für Zivil- und Prozeßrecht des In- und Auslandes* 10 (1920), S. 323–359.

²⁶ Fritz Morstein Marx: Albrecht Mendelssohn Bartholdy 1874–1936. In: *Lebensbilder* (wie Anm. 2), S. 53–59, hier S. 53.

²⁷ Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv, Nachlass Albrecht Mendelssohn Bartholdy. Dort befinden sich mehr als zwei Dutzend Briefe und Karten Magdalene Schochs an Mendelssohn Bartholdy vom Oktober 1920 bis August 1933.

²⁸ Vgl. Gisela Gantzel-Kress: Zur Geschichte des Instituts für Auswärtige Politik von der Gründung bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme. In: *Kolonialrechtswissenschaft – Kriegsursachenforschung – Internationale Angelegenheiten. Materialien und Interpretationen zur Geschichte des Instituts für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg 1923–1983 im Widerstreit der Interessen*. Hg. aus Anlaß des 60. Jahrestages der Gründung des Instituts für Auswärtige Politik von Klaus Jürgen Gantzel (Veröffentlichungen aus dem Institut für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg, Bd. 12). Baden-Baden 1983, S. 23–88.

²⁹ Die Entscheidungen des Internationalen Schiedsgerichts zur Auslegung des Dawes-Plans. 4 Bde. Deutsch hg. von Magdalene Schoch (Politische Wissenschaft. Schriftenreihe der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin und des Instituts für Auswärtige Politik in Hamburg, Bde. 2, 3, 4 und 9). Berlin 1927–1929. Albrecht Mendelssohn Bartholdy war Mitglied des Schiedsgerichts in Den Haag.

³⁰ Vgl. z.B.: Bibliothek für amerikanisches Recht. Eine Hamburger Zentrale für das Studium des Rechts der Vereinigten Staaten. In: *Hamburger Fremdenblatt* vom 28.6.1930.

³¹ Schoch: „Ehemalige“ (wie Anm. 16), S. 71.

³² Vgl. 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum 1920–1970. Bearb. von Elisabeth Boedecker und Maria Meyer-Plath. Göttingen 1974, S. 191. Die zweite Habilitation einer Juristin folgte 1946, die dritte erst 1959.

³³ Staatsarchiv Hamburg (künftig: StA HH), 364–13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Juristische Fakultät 102, Protokoll der Sitzung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät vom 12.11.1932. Dem Votum war im Rahmen jener Sitzung eine Probevorlesung Magdalene Schochs über die „Reform des englischen Zivilprozesses“ mit anschließendem Kolloquium vorausgegangen. Referenten im Habilitationsverfahren waren Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Max Pagenstecher gewesen.

³⁴ Die Buchfassung erschien zwei Jahre später: Magdalene Schoch: *Klagbarkeit, Prozeßanspruch und Beweis im Licht des internationalen Rechts*. Zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Qualifikation (Urkunden und Forschungen zum internationalen Recht, Bd. 2). Leipzig 1934.

³⁵ Stefan Oeter: Magdalene Schoch und die Universität Hamburg. Eine (ungewöhnliche) Wissenschaftskarriere der 1920er und 1930er Jahre. In: Krause/Nicolaysen (wie Anm. 9), S. 23–41, hier S. 33f.

³⁶ Vgl. Hoffmann (wie Anm. 8), S. 9–13.

³⁷ Über dieses politische Engagement gibt eine eidesstattliche Versicherung Olga Essigs vom 31.3.1955 [Jahreszahl handschriftlich verändert, möglicherweise falsche Angabe] Auskunft: Amt für Wiedergutmachung (künftig: AfW), AZ 1502/97, Bl. 63 [inzwischen wurden die Unterlagen des Amtes für Wiedergutmachung weitgehend an das Staatsarchiv Hamburg abgegeben, wo sie als Bestand 351–11 geführt werden].

³⁸ Dieser Vorgang geht hervor aus der Begründung des Wiedergutmachungsantrags für Magdalene Schoch 1959; der Briefwechsel Schoch/Draeger ist, wie dort vermerkt wird, 1937 bei der Emigration verloren gegangen; AfW, AZ 1502/97, Bl. 5–11, Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 1.5.1959, hier Bl. 9.

³⁹ AfW, AZ 1502/97, Bl. 5–11, Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 1.5.1959, hier Bl. 9, und ebd., Bl. 65, Eidesstattliche Erklärung von Eduard Rosenbaum, 12.12.1956.

⁴⁰ Schoch: Klagbarkeit (wie Anm. 34), S. [V].

⁴¹ Zur Entwicklung der Hamburger Rechtswissenschaft im „Dritten Reich“ vgl. Norman Paech/Ulrich Krampe: Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät – Abteilung Rechtswissenschaft. In: Hochschulalltag (wie Anm. 1), Teil 2, S. 867–912.

⁴² Am 3. Dezember 1933 schrieb Mendelssohn Bartholdy an Friedrich Thimme, er glaube, das Universitätsseminar für Auslandsrecht „unter der Leitung meiner sehr tüchtigen Mitarbeiterin Fräulein Schoch gesichert zu haben“. Zitiert nach: Gisela Gantzel-Kress: Das Institut für Auswärtige Politik im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus (1933–1937). In: Hochschulalltag (wie Anm. 1), Teil 2, S. 913–938, hier S. 934, Anm. 29.

⁴³ Vgl. Hoffmann (wie Anm. 8), S. 7, 13.

⁴⁴ Vgl. etwa Magdalene Schoch: Überblick über das Recht der Vereinigten Staaten in seinen Besonderheiten. In: Handbuch der Amerikakunde (Handbücher der Auslandskunde, hg. von Paul Hartig und Wilhelm Schellberg, Bd. 6). Frankfurt am Main 1931, S. 132–152.

⁴⁵ Magdalene Schoch besuchte u.a. die Universitäten Harvard, Princeton, Yale, Columbia, Chicago, Stanford und Berkeley. Ein Verlauf des Aufenthalts wird knapp geschildert auf Magdalene Schochs Fellowship Card, Rockefeller Archive Center, Sleepy Hollow, N.Y.

⁴⁶ PA Cujé, NL Schoch, Curriculum Vitae 1942, S. 4.

⁴⁷ Reichshabilitationsordnung vom 13.12.1934. In: Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder 1 (1935), S. 13f.

⁴⁸ AfW, AZ 1502/97, Bl. 46–50, Fortsetzung der Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 18.12.1959, hier Bl. 47.

⁴⁹ PA Cujé, NL Schoch, Fragments of a Family History, A Bit About My Career, S. 3f.

⁵⁰ Ebd., Curriculum Vitae 1942, S. 5f.

⁵¹ Fritz Morstein Marx: Government in the Third Reich. Second, Revised and Enlarged Edition. New York/London 1937 [zuerst 1936].

- ⁵² Liste der das Hochschulwesen betreffenden Anträge auf Aufnahme in die NSDAP, in der Universität angefertigt für Schulsenator Karl Witt, 4.10.1937. Eine Kopie befindet sich in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte (künftig: HBFUG).
- ⁵³ AfW, AZ 1502/97, Bl. 93, M. Magdalena Schoch an Robert Gärtner, 15.11.1959.
- ⁵⁴ StA HH, 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 955, Bl. 5, Magdalene Schoch an die Kultur- und Schulbehörde, Abteilung Hochschulwesen, 28.6.1937. Die Kündigung wurde zum 1.11.1937 wirksam.
- ⁵⁵ Ebd., Bl. 7, Magdalene Schoch an den Rektor der Hansischen Universität, 15.8.1937.
- ⁵⁶ PA Cujé, NL Schoch, *Fragments of a Family History*, Fragment eines Textes über die Emigrationsentscheidung 1937.
- ⁵⁷ AfW, AZ 1502/97, Bl. 52–55, Eidesstattliche Erklärung Maria Magdalena Schochs, 5.10.1959, hier Bl. 52.
- ⁵⁸ PA Cujé, NL Schoch, umfangreicher, sieben Wochen lang verfasster Geburtstagsbrief Magdalene Schochs an ihre Mutter Margarete Schoch, 4.7.–23.8.1938, hier Eintrag vom 19.7.1938.
- ⁵⁹ AfW, AZ 1502/97, Bl. 5–11, Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 1.5.1959, hier Bl. 7.
- ⁶⁰ Vgl. auch Simone Ladwig-Winters: Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben. Frankfurt am Main 2009, S. 196.
- ⁶¹ Ernst Fraenkel: *The Dual State. A Contribution to the Theory of Dictatorship*. New York 1941; deutsch zuerst: *Der Doppelstaat*. Frankfurt am Main/Köln 1974.
- ⁶² PA Cujé, NL Schoch, *Curriculum Vitae*, ohne Datum [um 1946].
- ⁶³ AfW, AZ 1502/97, Bl. 5–11, Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 1.5.1959, hier Bl. 7.
- ⁶⁴ Vgl. ebd.
- ⁶⁵ Einen guten Überblick über ihre Tätigkeiten enthält: PA Cujé, NL Schoch, M. Magdalena Schoch, *Memorandum [zu Stellung und Perspektiven des Bereichs „Ausländisches Recht“ im US-Justizministerium]*, 4.4.1962.
- ⁶⁶ AfW, AZ 1502/97, Bl. 5–11, Antragsbegründung durch Rechtsanwalt Robert Gärtner, 1.5.1959, hier Bl. 7.
- ⁶⁷ Derenberg kannte Magdalene Schoch seit nahezu vierzig Jahren. Er war 1926 von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Hamburgischen Universität promoviert worden, bevor er in die USA emigrierte und dort Karriere machte.
- ⁶⁸ AfW, AZ 1502/97, Bl. 107–109, Übersetzung der Erklärung von Walter J. Derenberg, 23.12.1959, hier Bl. 108f.
- ⁶⁹ Ebd., Bl. 52–55, Eidesstattliche Erklärung Maria Magdalena Schochs, 5.10.1959, hier Bl. 52f. Die Antragstellerin musste hier exakte Angaben über ihre finanziellen Verhältnisse und die Ausgaben seit ihrer Einwanderung in die USA machen.
- ⁷⁰ Vgl. Hoffmann (wie Anm. 8), S. 26f.
- ⁷¹ AfW, AZ 1502/97, Bl. 52–55, Eidesstattliche Erklärung Maria Magdalena Schochs, 5.10.1959; Bl. 56f., Eidesstattliche Erklärung von Elisabeth C. Cujé, 7.10.1959.
- ⁷² Den ersten formlosen Antrag auf „Wiedergutmachung“ für Magdalene Schoch reichte Anna Selig, Bad Godesberg, am 16.3.1958 ein; ebd., o. Bl.

⁷³ Zu Olga Essig vgl. Christine Mayer: Olga Essig. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 1. Hamburg 2001, S. 91–93; Hoffmann (wie Anm. 8), S. 147–150.

⁷⁴ AfW, AZ 1502/97, Bl. 63, Eidesstattliche Erklärung von Olga Essig, 31.3.1955 [Jahreszahl handschriftlich verändert, möglicherweise falsche Angabe].

⁷⁵ Zu Eduard Rosenbaum vgl.: Rainer Nicolaysen: Eduard Rosenbaum. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 3. Göttingen 2006, S. 319f.

⁷⁶ AfW, AZ 1502/97, Bl. 65, Eidesstattliche Erklärung von Eduard Rosenbaum, 12.12.1956.

⁷⁷ Zu Rudolf Laun vgl. Rainer Nicolaysen: Rudolf Laun. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 5. Göttingen 2010, S. 227–230.

⁷⁸ AfW, AZ 1502/97, Bl. 58, Eidesstattliche Erklärung von Rudolf Laun, 3.4.1959.

⁷⁹ Zu Rudolf Sieverts vgl. die Hinweise bei Paech/Krampe (wie Anm. 41).

⁸⁰ AfW, AZ 1502/97, Bl. 59f., Eidesstattliche Erklärung von Rudolf Sieverts, 23.11.1959, Zitat Bl. 60.

⁸¹ Ebd., Bl. 123, Ablehnungsbescheid, 19.10.1960.

⁸² Zu Leo Raape vgl. die Hinweise bei Paech/Krampe (wie Anm. 41).

⁸³ AfW, AZ 1502/97, Bl. 110, Senat der Freien und Hansestadt Hamburg/Personalamt an das Amt für Wiedergutmachung, 24.8.1960, unter Verwendung einer „eingehenden Stellungnahme“ von Leo Raape vom 22.6.1959.

⁸⁴ Ebd., Bl. 93, M. Magdalene Schoch an Robert Gärtner, 15.11.1959; Schochs Aussage über Raapes Verhalten 1937 wurde von der damaligen Institutssekretärin bestätigt: ebd., Bl. 66f., Eidesstattliche Erklärung von Anna Schwartz, 21.11.1959. In einem ihrer Erinnerungstexte schildert Magdalene Schoch die Situation im Mai 1937, als die NSDAP ihre Aufnahmeperrre aufhob und auch die an der Universität Lehrenden unter Druck gerieten, sich zu positionieren. Demnach fühlte sich der konservative Raape selbst in einem Dilemma, sah aber für sich keine andere Möglichkeit, als einen Aufnahmeantrag zu stellen, der dann im Übrigen nicht zur Parteimitgliedschaft führte. Dass sich Magdalene Schoch dem Anpassungsdruck, anders als die meisten, nicht beugte, sondern eine andere Konsequenz aus der für sie dramatischen Situation zog, scheint Raape 1959 ausgeblendet zu haben – vielleicht, weil sie damit eine Handlungsalternative zu seinem eigenen Verhalten aufgezeigt hatte. Vgl. PA Cujé, NL Schoch, Fragments of a Family History, A Bit About My Career, S. 3. Eine differenzierte Studie über ihre Rechtswissenschaftler im „Dritten Reich“ ist ein Desiderat der Forschung zur Geschichte der Hamburger Universität.

⁸⁵ StA HH, 361–6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten, IV 955, Bl. 25–27, Schulbehörde an Rudolf Sieverts, 22.5.1962; Bl. 28f., Rudolf Sieverts an die Schulbehörde, 23.7.1962.

⁸⁶ AfW, AZ 1502/97, Bl. 132f., Vergleich zwischen der Freien und Hansestadt Hamburg/Personalamt einerseits und Magdalene Schoch andererseits, vertreten durch Dr. Robert Gärtner, 11.2.1963.

⁸⁷ Nach einer Schenkung Lennie Cujés befindet sich die auf goldfarbiges Metall reproduzierte Urkunde jetzt in der HBfUG.

⁸⁸ PA Cujé, NL Schoch, Certificate of Death, 9.11.1987.

⁸⁹ Interview mit Lennie Cujé, Arlington, VA, 10./11.4.2006.

⁹⁰ Auch in den USA schloss Magdalene Schoch sich ZONTA an und amtierte zeitweise als Präsidentin des ZONTA Club of Arlington County Virginia. Eine entsprechende Urkunde vom 22.4.1959 findet sich in: PA Cujé, NL Schoch.

⁹¹ Interview mit Lennie Cujé, Arlington, VA, 10./11.4.2006. Darauf weist auch folgender Artikel hin: „Schoch chosen Woman of Month in Arlington“. In: The Arlington News vom 23.12.1975. Dort heißt es: „During her period of service with the Justice Department she was assigned as trial attorney to the school desegregation cases and worked on writing the brief for the historic 1957 Supreme Court desegregation decision.“

⁹² Interview mit Lennie Cujé, Arlington, VA, 10./11.4.2006.

⁹³ Zu Harriet Wegener vgl. Hoffmann (wie Anm. 8), S. 15–20.

⁹⁴ Zitiert nach: „Zonta-Club in Hamburg“. In: Hamburger Abendblatt vom 28.5.1963; vgl. auch „Kongreß der Zonta-Damen“. In: Die Welt vom 28.5.1963.

⁹⁵ PA Cujé, NL Schoch, Fragments of a Family History, A Bit About My Career, S. 4.

⁹⁶ Die Briefe von Bodo Börner an Maria Magdalena Schoch (deutsch), 5.5.1952, und von M. Magdalena Schoch an Bodo Börner (englisch), 30.5.1952, sind abgedruckt in: Bottin (wie Anm. 3), S. 54.

⁹⁷ Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften hg. von G[eorg] B[enjamin] Mendelssohn. In sieben Bänden. Leipzig 1843–1845. Die Bände wurden der HBfUG im Juni 2006 von Lennie Cujé geschenkt.

⁹⁸ Albrecht Mendelssohn Bartholdy verschenkte die Bände vermutlich anlässlich der Öffentlichen Antrittsvorlesung Magdalene Schochs zum Thema „Der Eigentumsbegriff in der amerikanischen Verfassung“ am 8. Mai 1933. Es war zugleich Freundschaftsbekundung, Dank und womöglich auch vorweggenommenes Abschiedsgeschenk. Eine Woche zuvor, am 1. Mai 1933, hatte sich die Hamburgische Universität auf einer Festveranstaltung bereits emphatisch zu Adolf Hitler als ihrem „Führer“ bekannt.

⁹⁹ Die Widmung findet sich auf dem Vorsatzblatt des ersten Bandes von Moses Mendelssohn's gesammelten Schriften. Das von Albrecht Mendelssohn Bartholdy verwendete Zitat stammt aus dem letzten Text dieses Bandes, dem „Sendschreiben“ an Gotthold Ephraim Lessing, datiert „Berlin, den 2. Jenner 1756“ und gezeichnet mit „Ihr beständiger Freund“. In: Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften (wie Anm. 97). Erster Band. Leipzig 1843, S. 371–398, hier S. 380.

Verfechter der Verständigung – der Jurist und Friedensforscher Albrecht Mendelssohn Bartholdy*

Rainer Nicolaysen

Der Jurist und Politikwissenschaftler Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Urenkel des Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn und Enkel des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, zählt zu den bedeutendsten Gelehrten in der Geschichte der Hamburger Universität. Als ordentlicher Professor für Zivilrecht, Auslandsrecht und Internationales Privat- und Prozessrecht gehörte er ihr von 1920 bis zu seiner Zwangsemeritierung 1933 an. Insbesondere in diesen dreizehn Jahren erlangte nicht nur der Jurist, sondern – als Leiter des bald berühmten Instituts für Auswärtige Politik – auch der Friedensforscher Mendelssohn Bartholdy internationales Renommee. Unter den Professoren gehörte er zu den wenigen entschiedenen Verfechtern der Weimarer Demokratie, die er auch auf ausländischem Parkett wirkungsvoll zu repräsentieren wusste.

Mendelssohn Bartholdy verstand sich als im umfassenden Sinne Liberaler, als Europäer in weltbürgerlicher Absicht, doch zugleich als deutscher Patriot – in einem Maße, das aus heutiger Sicht bisweilen befremdlich anmutet. Dass ihm, dem evangelisch Getauften, dabei die jüdische Herkunft seiner Familie niemals Verleugnenden, das Deutschsein 1933 von den Nationalsozialisten abgesprochen wurde, bedeutete eine Negierung seines Lebensentwurfs. Seine Vertreibung 1934 markiert das Scheitern jenes Bemühens von fünf in vielen Bereichen überaus erfolgreichen Mendelssohn-Generationen, in Deutschland als gleichberechtigt anerkannt zu werden. Entsprechend hat Thomas Lackmann seine über 200 Jahre umfassende Familien-Biographie „Das Glück der Mendelssohns“, die mit Moses Mendelssohn beginnt, mit Albrecht Mendelssohn Bartholdy und seinem Tod im Oxford Exil 1936 enden lassen.¹

Es ist nicht einfach, sich dem engagierten Leben und weitverzweigten Werk Albrecht Mendelssohn Bartholdys zu nähern. Die Quellen lassen das Bild einer ebenso sensiblen wie starken Persönlichkeit erkennen, dasjenige eines besonders und in vielfacher Weise talentierten Wissenschaftlers und Künstlers, eines bereits in jungen Jahren erfolgsgewohnten Mannes, eines „Fast-alles-Könners“, der sich zugleich immer wieder materiell, publizistisch und politisch für die Belange Benachteiligter, Ausgegrenzter und Versehrter eingesetzt hat – nicht zuletzt im Bewusstsein eigener Verletzbarkeit als Deutscher mit jüdischem Hintergrund, sicher im Bewusstsein des Motus Moses Mendelssohns: „Nach Wahrheit forschen; Schönheit lieben; Gutes wollen; das Beste tun“.²

Albrecht Mendelssohn Bartholdys schriftliche Hinterlassenschaft zeugt von immenser, mitunter einschüchternder Produktivität. Die bisher umfangreichste, gleichwohl unvollständige Bibliographie umfasst 454 Titel.³ Seine Publikationen reichen von grundlegenden fachwissenschaftlichen Werken etwa zum Zivilprozessrecht und zum internationalen Rechtsvergleich über eine Vielzahl juristisch-politischer Analysen zu aktuellen Themen bis hin zu Gedichtbänden, Literaturübersetzungen, Opernlibretti und Liedkompositionen. Angesichts der Liste seiner Autoren-, Herausgeber- und Vortragstätigkeiten, seiner zahlreichen offiziellen Funktionen, seiner vielfältig gelebten Mitgliedschaften in wissenschaftlichen, politischen und künstlerischen Institutionen, seines Familienlebens, seiner Reisen, seiner oft beanspruchten Organisationsfähigkeit, seiner Klavierkonzerte fragt man sich, wann eigentlich er die mehr als 20.000 handschriftlichen, häufig sehr ausführlichen Briefe verfasst hat, mit denen er familiäre, freundschaftliche und berufliche Kontakte zu pflegen verstand.⁴

Der folgende Essay kann nur eine erste biographische Annäherung sein, die den Blick freigibt in eine ebenso faszinierende wie letztlich gefährdete Welt. Er fußt auf ausführlicher Quellenrecherche einerseits, auf der einschlägigen Literatur andererseits, die, gemessen an Mendelssohn Bartholdys Bedeutung, erstaunlich überschaubar ist.⁵ Vor allem zu nennen sind die tiefe Kenntnis verdichtenden Aufsätze von Gisela Gantzel-Kress, in denen Mendelssohn Bartholdy als „Bürgerhumanist und Versöhnungsdiplomate“ feinfühlig charakterisiert wird.⁶ Eine umfassende Biographie aber steht noch aus.⁷



Abb. 1: Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874–1936)

Ein Mendelssohn

Albrecht Mendelssohn Bartholdy wurde am 25. Oktober 1874 in eine der bekanntesten deutschen Bankiers-, Gelehrten- und Künstler-Familien hineingeboren,⁸ und zeitlebens hat er sehr bewusst die eigene Rolle in der Tradition und Geschichte der Mendelssohns reflektiert. Sein Ururgroßvater Moses Mendelssohn (1729–1786), Philosoph und Kaufmann, war als „Stammvater“ präsent. Er stand für vernunftgeleitetes wie tolerantes Denken; er hatte dem Gedanken einer Emanzipation der Juden den Weg gebahnt und war durch seinen Freund Lessing in der Gestalt Nathans des Weisen literarisch verewigt worden. In der Folgegeneration entschloss sich der Bankier Abraham Mendelssohn (1776–1835), einen anderen Pfad einzuschlagen, indem er zunächst 1816 seine Kinder, dann 1822 seine Frau und sich selbst evangelisch taufen ließ und fortan den Zusatz Bartholdy als christlichen Taufnamen führte.⁹ Mittelfristig sollte für die Familie der erste Namensteil Mendelssohn sogar fortfallen, um als „Bartholdys“ die endgültige Integration in die christlich dominierte Gesellschaft zu erlangen. Albrecht Mendelssohn Bartholdy hat seinen Urgroßvater ob dieser gewollten Abspaltung eigenen Erbes später als „tragische Figur“ bezeichnet;¹⁰ er selber legte großen Wert auf das gleichberechtigte Nebeneinander beider Namensteile und auf die Selbstständigkeit der damit verbundenen Kulturen, die in der Schreibweise *ohne* Bindestrich zur Geltung kommt.¹¹

Geradezu Vorbildcharakter für Albrecht Mendelssohn Bartholdy ist dagegen seinem Großvater Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) zuzuschreiben, auch wenn dieser schon früh, 27 Jahre vor Albrechts Geburt, gestorben war. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Felix Mendelssohn Bartholdy als der bedeutendste deutsche Komponist seiner Zeit gegolten; sein hochmusikalischer Enkel fühlte sich verantwortlich, auch in Phasen stark verminderter, z.T. antisemitisch geprägter Rezeption die Erinnerung an das Werk des Großvaters, aber auch an dessen Lebensweg wachzuhalten – dies umso mehr, als Felix' ältester Sohn, der Geschichtspräsident Karl Mendelssohn Bartholdy (1838–1897), Albrechts Vater, der sich gezielt der Tradition gewidmet hatte, inzwischen dafür ausgefallen war. Seit 1874 fristete er sein Dasein in psychiatrischen Anstalten.¹² In einer Familie, in der die Bezugnahme auf Väter und Vorväter eine so zentrale Rolle spielte, hatte Albrecht Mendelssohn Bartholdy zwar gut 22 Jahre lang einen Vater – und gleichzei-

tig doch keinen. Über diesen wurde nicht wie über einen Lebenden gesprochen. Als Karl Mendelssohn Bartholdy 1897 starb, kondolierte Albrechts enger Freund Carl von Arnswaldt mit der Bemerkung, stets habe er gedacht, sein Vater sei vor langer Zeit schon gestorben.¹³

Wenn hier bisher nur von Männern in der Generationenfolge die Rede war, so liegt das nicht zuletzt an der zeitgenössischen Wahrnehmung und entsprechender Tradierung in der Familie selbst. Es ließen sich aber viele Biographien schreiben über die Frauen der Familie Mendelssohn – und das nicht nur über die berühmteren wie Dorothea Schlegel und Fanny Hensel. Darüber hinaus hatten gerade für Albrecht Mendelssohn Bartholdy Frauen prägende Bedeutung, konkreter jedenfalls als die abwesenden Männer. In der Badischen Hauptstadt Karlsruhe wuchs er mit Mutter, verwitweter Großmutter, Großtante und Kindermädchen auf. Diesem Frauenhaushalt, schrieb er Jahrzehnte danach, verdanke er, auch später im Leben „immer das schönste Glück, die beste Freundschaft und treueste Mitarbeit“ bei Frauen gefunden zu haben. Sie habe er immer respektiert als die „Meisterinnen des Lebens“.¹⁴

Wissenschaftliche Ausbildung und künstlerische Ambition

Großzügigen Zuschnitt hatte Albrecht Mendelssohn Bartholdys umfassende Ausbildung: Zunächst nahm er einige Jahre am Privatunterricht für den hochadeligen Werner von Grünau, seinen dann lebenslangen Freund, teil. Für die letzten sechs Schuljahre wechselte er auf das humanistische Großherzogliche Gymnasium. Besuche von Kunstausstellungen, Konzerten und Theateraufführungen, der Klavierunterricht sowie die mit Schreibfähigkeit begonnene Dichtung und Korrespondenz gehörten von Kindesbeinen an zum normalen außerschulischen Programm. Als Karlsruher Gymnasiast erhielt Mendelssohn 1891 den Fichte-Preis. Im engen Freundeskreis wurde Albrecht „Felix“ genannt: als glücklich befähigter Enkel des großen Komponisten. „Für sein Leben gern“, schrieb er 1929 rückblickend, wäre er Kapellmeister geworden.¹⁵ Die Familie aber verschrieb, wie schon dem Vater, das obligate Jurastudium.



Abb. 2: Albrecht Mendelssohn Bartholdy als junger Student

Im Herbst 1892 immatrikulierte sich der knapp 18-Jährige an der Universität Leipzig – eine Ortswahl, die insofern nahelag, als dort sein Onkel Adolf Wach lehrte, einer der damals bedeutendsten Rechtswissenschaftler in Deutschland.¹⁶ Wach war der beste Freund Karl Mendelssohn Bartholdys gewesen und hatte dessen jüngste Schwester Lili geheiratet. Nach der Erkrankung des Freundes und Schwagers hatte er sich als eine Art Ersatzvater für dessen Sohn mitverantwortlich gefühlt. Später wurde Wach zudem

Albrecht Mendelssohn Bartholdys Doktor-, Habilitations- und Schwieger-
vater.

Abgesehen von zwei Zwischensemestern in Heidelberg und einem in München studierte Mendelssohn in Leipzig, vor allem bei Adolf Wach und Heinrich Degenkolb, und wurde dort 1897, 22-jährig, mit einer Arbeit zur Auslegung der Zivilprozessordnung promoviert.¹⁷ Seine Studienbücher zeugen von einem höchst intensiv betriebenen Studium.¹⁸ Liest man aber Mendelssohns Korrespondenz jener Jahre, ergibt sich der Eindruck, er habe eher nebenher studiert, denn hier werden fast ausschließlich die künstlerischen Interessen betont: vor allem Musik und Dichtung. In Leipzig, wo sein Großvater Leiter der Gewandhauskonzerte gewesen war und sein Onkel aktuell im Gewandhaus-Direktorium saß, genoss Albrecht ausgiebig das kulturelle Angebot, betätigte sich aber auch selbst künstlerisch. Bereits 1895 waren zwei seiner Gedichte in der von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht worden, einer Halbmonatszeitschrift, in der auch Theodor Fontane, Theodor Storm und Stefan Zweig publizierten.¹⁹ Im Jahr darauf erschien der Band „Schmetterlinge“, eine Gedichtsammlung des jungen Jurastudenten und seines Göttinger Freundes Carl von Arnswaldt.²⁰ Zum Entsetzen des Berliner Bankier-Zweiges hatte Albrecht Mendelssohn Bartholdy auch hier kein Pseudonym verwendet. Durchweg gelobt und ermutigt wurden die Verfasser indes in einer Rezension Rainer Maria Rilkes: Es sei „tiefe, innige stimmungsvolle Empfindung“ in dem Buch; beide Autoren versprechen viel.²¹

Schon sein Semester in München 1894 hatte Mendelssohn Bartholdy eigener Angabe zufolge auch dazu genutzt, mit dem Maler und Komponisten Wilhelm Volz, einem Karlsruher Vetter mütterlicherseits, die Anfänge der Secession durchzukämpfen.²² Beide arbeiteten zudem an einem gemeinsamen Singspiel-Projekt: Der aufwendig gestaltete Band „Mopsus, eine Faunskomödie“ mit Liedern und Lithographien von Volz sowie dem Text Mendelssohn Bartholdys wurde 1898 fertiggestellt.²³ Im folgenden Jahr vollendete Letzterer das Libretto für die dreiaktige Oper „Der Simplicius“ – nach einem in der Literatur berühmten Stoff aus dem Dreißigjährigen Krieg – zur Musik des bekannten Schweizer Komponisten Hans Huber.²⁴

Parallel zu diesen künstlerischen Projekten arbeitete Albrecht Mendelssohn Bartholdy an seiner juristischen Habilitationsschrift. Nach der Promotion hatte ihm Adolf Wach angekündigt, miteinander nun „die Zukunftspläne und die beste Marschroute für die Eroberung des wissenschaftlich

würdigen Platzes“ überlegen zu wollen.²⁵ Wachs Unterstützung basierte auf eigenem Herzenswunsch, war freilich auch mit hohem Anspruch verbunden. Mendelssohn erfüllte ihn, indem er die umfangreiche Studie „Grenzen der Rechtskraft“ vorlegte, die Ende 1900 bei Duncker & Humblot erschien.²⁶ Mit ihr habilitierte sich der 26-Jährige im Februar 1901 und erhielt in Leipzig die *Venia legendi* für Zivilprozessrecht, Strafprozessrecht und Internationales Recht. In seiner ambitionierten Arbeit beschreibt Mendelssohn in drei großen gleichberechtigten Abschnitten Geschichte und Grundlinien des französischen, des anglo-amerikanischen und des deutschen Rechts. Die Untersuchung verweist bereits auf die späteren rechtsvergleichenden Studien; sie zeigt auch einen jungen Gelehrten, der über den deutschen Tellerrand weit hinauszublicken vermochte. Zugute kamen ihm beim Studium ausländischer Quellen glänzende Sprachkenntnisse: Neben den Basissprachen Griechisch und Latein beherrschte er ebenso gut Französisch, Englisch und Italienisch. Dass zudem holländische und skandinavische Literatur im Original berücksichtigt wurde, fand nur en passant Erwähnung. Nach der Habilitation lehrte Albrecht Mendelssohn Bartholdy als Privatdozent in Leipzig, wo ihm im Oktober 1903 der Professorentitel verliehen wurde. Nachdem er mehrere Semester lang den erkrankten Kollegen Heinrich Degenkolb in Zivilprozess- und Konkursrecht vertreten hatte, erhielt Mendelssohn im April 1905 eine Außerordentliche Professur für Internationales (Privat-)Recht.

Als sich Mendelssohns berufliche Situation zu klären begann, rückten auch Heiratspläne in den Vordergrund. Wie bei vielen seiner Verwandten spielte sich die Partnerwahl innerhalb der Familie ab. Im März 1905 heiratete er seine Cousine Dora Wach, zweitjüngste Tochter Adolf Wachs und Lili Wachs, geb. Mendelssohn Bartholdy. Lieber allerdings wäre er wohl mit deren jüngster, auch später unverheiratet gebliebener Tochter Marie die Ehe eingegangen.²⁷ Es scheint, als hätten in zwei zentralen Lebensbereichen, bei Berufswahl und Heirat, die ausgeprägten damaligen Konventionen den Lauf persönlicher Dinge zumindest mitbestimmt.

Ordinarius in Würzburg – Gelebte Verbindung von Wissenschaft und Kultur

Der Kontakt nach Leipzig blieb eng, auch nachdem das Ehepaar Mendelssohn Bartholdy nach Würzburg übersiedelt war, wo der aufstrebende Jurist zum Oktober 1905 als Nachfolger Ernst Jägers die Ordentliche Professur für Zivilprozessrecht und Bürgerliches Recht übernahm.²⁸ In der Begründung des Rufes hieß es, Mendelssohns Arbeiten zum Prozessrecht seien die scharfsinnigsten der aktuellen wissenschaftlichen Literatur. Fünfzehn Jahre lang blieben Mendelssohns in Franken.

Mit zahlreichen Veröffentlichungen zum englischen Recht profilierte sich Albrecht Mendelssohn Bartholdy in seiner Würzburger Zeit als *der* Experte auf diesem Feld in Deutschland.²⁹ Dabei ging sein Interesse an der britischen Insel weit über juristische Belange hinaus. Die Erforschung dortiger politischer Verhältnisse lag ihm ebenso am Herzen wie die englische Literatur, die er regelmäßig in der angesehenen Frankfurter Zeitung rezensierte. Wie sein Großvater, der sich in London weitaus heimischer gefühlt hatte als in Wien oder Paris, besuchte Albrecht Mendelssohn Bartholdy England regelmäßig, wo sein Bekannten- und Freundeskreis stetig wuchs. Als sich die politischen Beziehungen zwischen England und Deutschland immer weiter verschlechterten, engagierte er sich für die Gründung eines Deutsch-Englischen Verständigungskomitees und hielt auf dessen Londoner Konferenz Ende Oktober 1912 eine viel beachtete Rede. Hier formulierte Mendelssohn nichts weniger als sein eigenes Lebensmotto, wenn er über den im Jahre 1900 verstorbenen britischen Autor, Maler und Sozialreformer John Ruskin erklärte:

„Keinem Schriftsteller verdanke ich persönlich mehr als [...] Ruskin, und eine seiner eindringlichsten Lehren ist gewiß die, dass, um das Schlechte zu bekämpfen, man nicht die Übeltäter beschimpfen und verfolgen, sondern einfach selbst aus allen Kräften all das Gute tun muß, dessen man fähig ist. Das Gute, das wirklich getan und nicht bloß gemeint und ausgesprochen wird, ist aus sich selbst mächtiger als das Schlechte.“³⁰

Fand Mendelssohn Bartholdy für dieses politische Engagement unter liberalen Kollegen meist noch Respekt, so stieß seine öffentliche Unterstützung

der Frauenbewegung auch bei ihnen auf pures Unverständnis. Mendelssohn trat nicht nur – wie seine Mutter, die sich im Badischen Frauenverein engagierte – für das Frauenwahlrecht ein; er setzte auch der Hass-Propaganda gegen die Suffragetten, die damals in England auf Leben und Tod für Frauenrechte fochten, eine kühle Argumentation entgegen, in der er deren Ziele als völlig legitim verteidigte. Die in der Suffragettenbewegung aktive britische Komponistin Ethel Smyth zeigte sich begeistert über den Bundesgenossen, den sie aus Leipziger Zusammenhängen, vor allem über Lili Wach, auch persönlich kannte. Anfang 1913 plädierte sie dafür, alle Frauenstimmrechtvereine mit Mendelssohns kurz zuvor in der „neuen Rundschau“ erschienenen Artikel „Suffragetten“³¹ zu versorgen; sie selber sorgte für die Veröffentlichung einer englischen Übersetzung im Londoner Zentralorgan der Bewegung.³² Zusätzlich publizierte Mendelssohn seine Auffassungen in der juristischen Fachpresse.³³

Auch wenn Albrecht Mendelssohn Bartholdy als feinfühlig, musisch und vornehm geschildert wird – ein harmoniesüchtiger Schöngeist war er nicht. Häufig vertrat er einen Standpunkt, wohl wissend, daraus werde sich ein handfester Konflikt ergeben. Dies galt in der Zunft ebenso wie mit langjährigen Freunden und auch in der eigenen Familie – etwa wenn er die Versetzung in den Adelsstand bei Mitgliedern der Familie Mendelssohn als etwas im wörtlichsten Sinne Unanständiges kritisierte³⁴ oder wenn er gegenüber der Berliner Banker-Linie reserviert blieb und zu deren Ärger auch öffentlich die Verdienste des wissenschaftlich-künstlerischen Zweiges der Familie betonte.³⁵

Tatsächlich war Albrecht Mendelssohn Bartholdys Distanz zu den Bankern wie auch zur preußisch-deutschen Hauptstadt nicht zu übersehen; Berlin, das Macht- und Finanzzentrum, so urteilte er später, verderbe den Charakter.³⁶ Würzburg hingegen war auf die Dauer allerdings etwas sehr beschaulich. Auch hier suchte Mendelssohn neben seiner Jura-Professur künstlerisch zu wirken, musste Strukturen dafür aber zum Teil erst etablieren. Im Jahre 1912 war er Mitbegründer der Würzburger Volkskonzerte, die er nicht nur organisierte, sondern in deren Rahmen er selber als Pianist auftrat. Zwei Jahre später war Mendelssohn der maßgebliche Veranstalter des ersten Fränkischen Musikfestes zu Würzburg und 1916 beteiligte er sich an der Organisation der Reger-Festspiele in Jena.

Mendelssohn Bartholdys Einbindung in Würzburg war so intensiv, dass er 1914 einen Ruf an die in Gründung befindliche Universität Frankfurt

und 1917 an die Göttinger Georgia Augusta ablehnte. Im Frühjahr 1914 hatte sich auch Würzburgs Bürgermeister Max Ringelmann eingeschaltet, der Mendelssohn angesichts seines wissenschaftlichen Rangs, zugleich aber auch als zentrale Persönlichkeit im kulturellen Leben der Stadt, eindringlich bat, das auswärtige Angebot abzulehnen.³⁷ Drei Jahre später hielt ihn das Bayerische Staatsministerium nicht nur wie 1914 mit einer Gehaltserhöhung, sondern auch mit der Ernennung zum Königlichen Geheimen Hofrat und – viel wichtiger für ihn – mit der erstrebten Ausweitung seiner Professur auf Internationales, insbesondere englisches Recht.³⁸ Zudem wurde am Juristischen Seminar eine Abteilung für Englisch Recht gegründet, die mit Sondermitteln ausgestattet und zu deren Leiter Mendelssohn bestellt wurde³⁹ – keine Selbstverständlichkeit in Zeiten des Krieges.

Patriot und Kriegsgegner

Der Erste Weltkrieg teilte Albrecht Mendelssohn Bartholdys Leben, so nahm er es später wahr, in ein Vorher und ein Nachher. Als er, der berühmte Sohn der Stadt, 1929 für das Karlsruher Tageblatt über seine Jugenderinnerungen berichten sollte, erklärte der 54-Jährige eingangs:

„Den Leuten meines Alters wird es nicht leicht, sich ihrer Jugend zu erinnern. Mitten in unserem Leben liegen die fünf Jahre, in denen die Menschen aus allen ihren natürlichen Zusammenhängen herausgerissen waren, sogar aus dem Gefühl für die Heimat, um die doch der Kampf ging; der Krieg, der ja die mächtigste Internationale ist, zwang uns alle, weltmäßig zu denken. Ueber diese fünf Jahre kommt man rückwärts fast ebenso schwer weg wie man vorwärts durch sie hindurch kam.“⁴⁰

Mendelssohn Bartholdy verstand den Krieg als fatales Scheitern der Diplomatie; der Gedanke gegenseitiger Vernichtung war ihm unerträglich. Früh im Krieg schon befasste er sich mit der irgendwann eintretenden Nachkriegssituation, die – egal bei welchem Ausgang – die Weisheit der Sieger erfordern werde. Deziert lehnte er es ab, die Achtung vor den „Feinden“ zu verlieren. Der Humanist engagierte sich in der Betreuung ausländischer

Kriegsgefangener und musste dafür heftige deutsch-nationalistische Angriffe über sich ergehen lassen⁴¹ – und das nur wenige Monate nachdem ihm korporierte Studenten noch mit einem Fackelzug für sein Bleiben in Würzburg gedankt hatten.⁴² Von Kriegseuphorie, die damals so viele empfanden, ist in seinen Schriften nichts zu spüren, wohl aber von dem Gefühl, im Krieg eine besondere Pflicht erfüllen zu müssen. Während sein elf Jahre älterer Würzburger Kollege und enger Freund Robert Piloty sich für die Front entschied, an der gerade sein Sohn getötet worden war, lehrte Mendelssohn weiter in Würzburg sowie zeitweise zusätzlich in Frankfurt. Er half persönlich, wo er konnte. Er nutzte etwa seine Kontakte im Ausland, um nach deutschen Vermissten zu suchen, und engagierte sich in der Invalidenbetreuung. Mitten im Krieg auch adoptierte das Ehepaar Mendelssohn Bartholdy 1916 ein fünf Monate altes Mädchen – und 1920 dann ein weiteres.⁴³

In fünf Vorträgen über „Bürgertugenden in Krieg und Frieden“, die Mendelssohn im November und Dezember 1916 im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt hielt und die im folgenden Jahr als Buch erschienen,⁴⁴ stellte er Heinrich von Treitschkes Machtlehre eine Tugendlehre gegenüber. Nicht Aggression und Vergeltung, sondern Heimatliebe, Rechtlichkeit, Gemeinsinn und Beständigkeit kennzeichnete er als Grundtugenden des Bürgerstandes. Der an der Front stehende Juristen-Kollege Gustav Radbruch zeigte sich in einer Rezension berührt von diesem „seltsame[n], doch schöne[n] Buch“, das sich „mehr bekennend zum Gemüt als beweisend zum Verstande sprechend“ der Machtmoral Treitschkes und seiner Gefolgschaft eindrucksvoll widersetze.⁴⁵

Bei Kriegsende befürchtete Mendelssohn nicht wie die meisten Kollegen eine Revolution von links, sondern eine von rechts. Den Weg in eine parlamentarische Demokratie begrüßte er ausdrücklich; er war fortan einer ihrer vornehmsten Verteidiger. Im November 1918 zählte er zu den Gründern der Würzburger Volkshochschule;⁴⁶ im Jahre 1919 erschien seine Schrift über den „Volkswillen“, in der er Grundzüge einer demokratischen Verfassung diskutierte.⁴⁷ In der Folgezeit appellierte er immer wieder, die demokratische Staatsform nicht zu diffamieren und deren Probleme konstruktiv anzugehen. Damit befand sich Mendelssohn in seiner Umgebung in einer Minoritätsposition.



Abb. 3: Albrecht Mendelssohn Bartholdy mit Tochter Lea, um 1920

Mit Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz am 18. Januar 1919 rückte *ein* Thema zunehmend in den Vordergrund öffentlicher Diskussion: Inwieweit würde – was sich in den Waffenstillstandsbedingungen bereits abgezeichnet hatte – die Frage der deutschen Kriegsschuld von den Alliierten als Rechtfertigung für harte Friedensbedingungen in Anspruch genommen werden? Was ließe sich dem entgegensetzen? Im Umfeld des letzten kaiserlichen Reichskanzlers Prinz Max von Baden entstand in diesem Zusammenhang die Idee, eine „Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts“, die sogenannte Heidelberger Vereinigung, zu gründen, mit dem Ziel, den Kriegsschuldvorwurf zu entkräften und die Argumente für einen „Rechtsfrieden“, nicht einen „Gewaltfrieden“ zu sammeln. Zur Vereinigung zählten neben Albrecht Mendelssohn Bartholdy etwa Max und Alfred Weber,

Lujo Brentano, Hans Wehberg, Hermann Oncken und Johannes Lepsius⁴⁸ – „fast lauter Patrioten“, wie Marianne Weber urteilte, „die während des ganzen Krieges die Annexionspolitik bekämpft und für den Verständigungsfrieden gewirkt hatten“.⁴⁹

Gerade auch die Mitarbeit in diesem Kreis führte zur Entscheidung der neuen Reichsregierung, Mendelssohn in die deutsche Delegation bei den Versailler Friedensverhandlungen zu berufen. Gemeinsam mit Max Weber, Hans Delbrück und Max Graf Montgelas verfasste er noch vor Ort im Mai 1919 das sogenannte Professorengutachten, die deutsche Protest-Antwort auf den Artikel 231 des Versailler Vertrags, der die Alleinschuld Deutschlands für den Ersten Weltkrieg festschrieb.⁵⁰ Die vier Gelehrten betonten, Deutschland habe den Weltkrieg nicht gewollt, seine Regierung habe mehr als vierzig Jahre lang als Vorkämpferin des Friedens gegolten, Eroberungspläne hätten den Gedanken der leitenden deutschen Staatsmänner „weltenfern“ gelegen. Mendelssohn, der zwar mit einem gravierenden Einschnitt für Deutschland gerechnet hatte, aber über die Regelungen des Versailler Vertrags schockiert war, der sich überdies im Pariser Vorort wie ein Gefangener fühlte und glaubte, nicht nur patriotisch, sondern auch gerecht zu handeln, wurde seiner politischen Instrumentalisierung und der seiner Kollegen kaum gewahr.

Wie nur wenige durchschaute der Mendelssohn durchaus zugetane Philosoph und bekannte Pazifist Friedrich Wilhelm Foerster die Situation. Im September 1919 leitete er ihm eine beißende Kritik an der Viererkommission weiter, mit der er sich „leider völlig einverstanden“ erklären müsse:

„Ich weiss natürlich“, ergänzte Foerster, „dass Sie, genau wie die anderen Herren, stets nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt haben. Ich bedaure aber ebenfalls aufs Schmerzlichste, dass durch Ihr Weissbuch dem deutschen Volke wieder Sand in die Augen gestreut wird. Die dort gegebene Darlegung über die Schuldfrage ist geradezu armselig, wahrscheinlich gerade deshalb, weil vier Männer von hoher Intelligenz daran gearbeitet – und sich gegenseitig paralyisiert haben. Überall werden die deutschen Precedentien, aus denen das Rüsten der Anderen nur zu begreiflich wird, völlig aus dem Gesichtskreis gelassen! Gegen die Einseitigkeit eines gewissen westlichen Pharisäismus kann man Deutschland gewiss verteidigen, aber die deutsche Hauptschuld wird dadurch nicht aufgehoben.“⁵¹

Albrecht Mendelssohn Bartholdy entzog sich der weiteren Kriegsursachenforschung nicht; sie wurde im Gegenteil zu einem seiner Hauptarbeitsfelder nach 1918. Im Spätsommer 1919 erklärte er sich gegenüber der Reichsregierung bereit, die Mammutaufgabe der Herausgabe der deutschen Akten zur Vorgeschichte des Weltkriegs zu übernehmen: gemeinsam mit dem Theologen und Orientforscher Johannes Lepsius sowie dem Historiker Friedrich Thimme, dem Leiter der Bibliothek des Preußischen Landtags, der schließlich die Federführung übernahm. Glücklicherweise wurde Mendelssohn mit dieser Arbeit, die die alliierte Kriegsschuldthese widerlegen sollte, nicht. Die 40-bändige Edition, erschienen von 1922 bis 1927 unter dem Titel „Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914“, enthält eine erschlagende Menge von Quellen und bleibt doch eine methodisch fragwürdige Unternehmung mit Lücken und Mängeln.⁵²

Im Zenit – Friedensforschung in Hamburg

Bei Erscheinen des Werkes war Mendelssohn schon lange in Hamburg angekommen und hatte sich hier in Universität wie städtischer Gesellschaft als markante Persönlichkeit profiliert. Als Auslandsrechtsexperte war er schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Hansestadt gefragt gewesen und hatte 1913 im Rahmen der Wissenschaftlichen Ferienkurse Vorträge über Probleme der englischen Rechtspflegeordnung gehalten.⁵³ Im selben Jahr korrespondierte Mendelssohn mit Werner von Melle, dem Präses der Oberschulbehörde und vehementesten Vorkämpfer einer Universitätsgründung in Hamburg.⁵⁴ Der Würzburger Gelehrte unterstützte das Vorhaben und bot seinen Rat bei dessen Umsetzung an:

„Mehr als alle anderen Neugründungen der letzten Jahre“, so Mendelssohn, „scheint mir der Hamburger Plan schon deshalb allgemeinste Zustimmung und Förderung zu verdienen, weil er der Eigenart der Stadt und ihrer Kultur entschieden Rechnung trägt und der Schablone keine Konzessionen macht. Wenn aber irgendwo ein Bedürfnis nach einer neuen besonderen Art von Hochschulwesen berechtigt ist, so ist das gewiß in einer der Städte, die wirklich echte alte Kultur haben, der Fall; und da unsere Reichsstädte in den großen

Staaten auf (oder unter-)gegangen sind, [...] so war nach meinem Gefühl fast ein Recht Deutschlands darauf gegeben, daß eine der freien Städte einer Universität eine Heimat schaffe.“⁵⁵

Als die Gründung der Hamburgischen Universität endlich im März 1919 durch das Votum der erstmals demokratisch gewählten Bürgerschaft beschlossen und die Hochschule im Mai 1919 eröffnet wurde, liefen schon Verhandlungen, Mendelssohn Bartholdy nach Hamburg zu holen. Bereits im Juni 1918 hatte sich der Professor für Versicherungswissenschaft am Kolonialinstitut, der Jurist Ernst Bruck, an Mendelssohn gewandt, um ihm die Grundzüge einer in Gründung befindlichen „Gesellschaft zur Förderung der Kenntnis des ausländischen Rechts“ zu erläutern.⁵⁶ Eigentlich, so stellte sich rasch heraus, ging es um die Gründung eines von der Hamburger Kaufmannschaft für die Regelung ihrer Auslandsgeschäfte erwünschten eigenen Instituts, für dessen Aufbau und Leitung Mendelssohn vorgesehen war. Im August 1918 reiste der begehrte Auslandsrechtler nach Hamburg, um Einzelheiten zu besprechen – vor allem mit dem Bankier Max Warburg, den er nicht eng, aber schon seit knapp zwanzig Jahren persönlich kannte.⁵⁷

Parallel zu derlei Plänen wuchsen im Herbst 1918 die Chancen für eine baldige Universitätsgründung. Am 10. Oktober informierte Kurt Perels, der im Allgemeinen Vorlesungswesen Öffentliches Recht lehrte und bei Gründung der Universität erster Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät werden sollte, Mendelssohn darüber, dass der jetzt als Bürgermeister amtierende von Melle seine Berufung bald bewerkstelligen wolle und dies, wie Perels hinzufügte, möglichst noch vor der etwaigen Gründung der Universität.⁵⁸ So oder so: Mendelssohn sollte nach Hamburg geholt werden.

Tatsächlich zog sich die Regelung der Finanzierung von Mendelssohns Lehrstuhl zu dessen großer Verärgerung noch über das gesamte Jahr 1919 hin. Sein wichtigster Gewährsmann in Hamburg, der Strafrechtler und – wie er selbst – bewusste Demokrat Moritz Liepmann, berichtete zwischenzeitlich, der Ruf an Mendelssohn sei lediglich eine Frage der Zeit.

„Nur“, fügte er hinzu, „dürfen Sie nicht ‚nein‘ sagen oder zu große Primadonnen-Ansprüche stellen. Hoffentlich, hoffentlich glückt alles weitere. Meine ganze Familie, aber auch alle Kollegen, die von Ihnen etwas wissen oder Sie kennen, wünschen das sehr herzlich! Also nun

nochmals, lassen Sie sich nicht verärgern und tun Sie das Ihrige, damit wir zusammenkommen und ein neues und schönes Leben an der Elbe anfangen [...].⁵⁹

Am 14. Januar 1920 genehmigte die Bürgerschaft schließlich die Errichtung einer ordentlichen Professur für ausländisches Recht, deren Vergütung durch einen Zuschuss der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung noch dauerhaft aufgestockt wurde.⁶⁰ Der Lehrstuhl, wie von Melle betonte, der erste seiner Art in Deutschland,⁶¹ war für Mendelssohn geschaffen worden; entsprechend stand sein Name als einziger auf der Berufsliste.⁶² Im März 1920 nahm der hoch gerühmte Gelehrte den Ruf an die junge Universität an⁶³ und siedelte im Sommer von Würzburg, wo er im April noch mit antisemitischen Anfeindungen konfrontiert wurde,⁶⁴ nach Hamburg über, in jene Stadt, in der Moses Mendelssohn 1761 seine spätere Frau Fromet kennengelernt hatte und zwei Generationen später Felix und Fanny Mendelssohn Bartholdy geboren worden waren.

In den ersten Hamburger Jahren lebte Albrecht Mendelssohn Bartholdy auf dem Warburg'schen Kösterberg-Anwesen in Blankenese, wo ihm und seiner Familie das Haus des in den USA lebenden Paul Warburg zur Verfügung gestellt wurde. In engster Nachbarschaft zu Max Warburg, der auch der deutschen Delegation in Versailles angehört hatte, wurden die Pläne eines eigenen Instituts weitertraktiert, das nach den Erfahrungen bei den Friedensverhandlungen nun eine veränderte Stoßrichtung erhielt. In Versailles, so Mendelssohn, waren sich die Delegationen der Krieg führenden Mächte darin einig gewesen, dass allen eine „klare Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit im Verhältnis der Völker zueinander“ fehle. „Aufklärende Forschung über die Gesetzmäßigkeit in den Völkerbeziehungen und der Staatenpolitik“ wurde als wichtiges Mittel zur künftigen Verhinderung von Kriegen erkannt.⁶⁵ Dieser Ansatz zur Kriegsursachenforschung schlug sich in der Gründung des „British Institute of International Affairs“ in London, mehrerer Institute in den Vereinigten Staaten und 1923 dann in der Errichtung des Instituts für Auswärtige Politik in Hamburg nieder. Aus Sicht der deutschen Delegation hatte die Kriegsursachenforschung freilich auch das Ziel, die Revisionsbestrebungen gegenüber dem Versailler Vertrag zu unterstützen, da man glaubte, die Kriegsschuldthese wissenschaftlich widerlegen zu können.

Als Vorläufer des späteren Instituts war 1921 das noch auf dem Kösterberg untergebrachte Archiv für Friedensverträge geschaffen worden, bevor am 15. März 1923 das Institut für Auswärtige Politik offiziell gegründet werden konnte. Die Bürgerschaft hatte zuvor – gegen die Stimmen der DNVP – die Finanzierung der dortigen Stellen genehmigt, während Ausstattung und Unterhaltung der Institution von privater Seite aufgebracht wurden. In der Debatte war auch betont worden, Hamburg habe als Standort dieses besonderen Instituts Berlin, Frankfurt sowie München ausgestochen, und seine Gründung ermögliche, „einen der hervorragendsten Gelehrten“ an die Hansestadt zu fesseln, der gerade im Vorjahr einen Ruf nach Berlin erhalten hatte.⁶⁶ Tatsächlich war das Institut für Auswärtige Politik – noch mehr als schon der Lehrstuhl an der Universität – von der ersten Planung an ganz auf Mendelssohn zugeschnitten gewesen.

Maßgeblich hatten Hamburger Kaufleute, insbesondere Max Warburg, die Etablierung des Instituts forciert. Die von hiesigen Handelskreisen erhoffte internationale Rehabilitierung verband sich mit der auf längere Sicht angelegten Intention der Friedensforschung und -sicherung im Sinne Mendelssohn Bartholdys. Dieser wollte der „modische[n] Abneigung gegen die politische Theorie, ja gegen besonnenes Denken überhaupt“ entgegentreten mit einer „ruhig wissenschaftliche[n] Bereitung des Grundes für die auswärtige Politik der Zukunft“.⁶⁷ Als Ziele seines Instituts formulierte er: die wissenschaftliche Feststellung der diplomatischen Methoden der jüngsten Geschichte, die Beobachtung aktueller Außenpolitik und ihrer Hintergründe sowie die Entwicklung von Richtlinien für eine „stetige, wirksame und dem Frieden dienende Außenpolitik“.⁶⁸

Das „Mendelssohn-Institut“, wie es bald genannt wurde, war eines der ersten Friedensforschungsinstitute in der Welt und die erste politikwissenschaftliche Forschungseinrichtung in Deutschland. Ab 1924 befand es sich im Turmgebäude der „Alten Post“ in der Hamburger Innenstadt und besaß eine große Bibliothek sowie ein umfangreiches Zeitungsausschnittarchiv. Lehrgänge und Vorträge – etwa von Gustav Stresemann 1926⁶⁹ – wurden hier veranstaltet und die international renommierte Zeitschrift „Europäische Gespräche“ sowie etliche andere Publikationen herausgegeben. Der Mitarbeiterstab bestand aus meist sechs fest angestellten Kräften und mehreren assoziierten. Seine Zusammensetzung repräsentierte das „andere“, das demokratische Weimar; zeitweise waren hier etwa tätig: Alfred Vagts, Paul Marc, Theodor Haubauch, Hans von Dohnanyi, Siegfried Landshut,

Wolfgang Hallgarten, Fritz Morstein Marx – sowie Mendelssohns engste Mitarbeiterin Magdalene Schoch, seine Assistentin am Lehrstuhl, die 1920 bei ihm in Würzburg promoviert worden war und sich dann 1932 unter seiner Ägide als erste Juristin in Deutschland habilitierte.⁷⁰ Parteipolitisch einordnen lässt sich der linksliberale Mendelssohn am ehesten zwischen der Deutschen Demokratischen Partei, deren Angebot eines sicheren Reichstagsmandats er ausschlug, und der SPD, die er als einzige Partei des Friedens bezeichnete und der er vermutlich seine Stimme gab.⁷¹

In der Doppelfunktion als Ordinarius an der Hamburgischen Universität und Leiter seines eigenen Instituts für Auswärtige Politik war Mendelssohn in der Weimarer Zeit auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Die akribisch angelegten Monatsarbeitspläne deuten die Intensität der Arbeiten allenfalls an. Mendelssohn war gefragt: national wie international. In Hamburg hielt er Vorträge allerorten, von der Volkshochschule bis zum Überseeclub; im August 1923 bat man ihn, die offizielle Festrede zum Weimarer Verfassungstag im Hamburger Rathaus zu übernehmen;⁷² sechs Jahre später stellte er sich der gleichen Aufgabe im benachbarten preußischen Altona.⁷³ Werner von Melle betonte in dieser Zeit, Mendelssohn sei einer der weithin bekanntesten Vertreter der Hamburgischen Universität, seine so überaus gefragten, nach Inhalt und Form vollendeten Vorträge seien ein künstlerischer Genuss.⁷⁴

Die Reichsregierung ernannte Mendelssohn 1925 zum ersten deutschen Richter am Internationalen Schiedsgericht in Den Haag zur Auslegung des Dawes-Plans bzw. dann des Young-Plans und entsandte ihn 1931 als deutschen Delegierten in die Bundesversammlung des Völkerbunds. Seine internationalen Kontakte erweiterte er vor allem in Richtung USA, die er 1926 erstmals besuchte. Aus seiner erfolgreichen Vortrags- und Verständigungstätigkeit resultierte schon im Jahre 1927 die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Harvard University,⁷⁵ der 1929 diejenige der University of Chicago folgte.⁷⁶ Im gleichen Jahr gehörte Mendelssohn in Hamburg zu den Gründungsmitgliedern der „Gesellschaft der Freunde der Vereinigten Staaten“, deren erstem geschäftsführendem Vorstand er gemeinsam mit Magdalene Schoch, Kurt Sieveking, Erich M. Warburg und Otto Laeisz angehörte. Ihr Organ, die „Hamburg-Amerika-Post“, trug den bezeichnenden Untertitel: „A messenger of good will between the United States and Germany“.⁷⁷ Im Juni 1930 wurde auf Initiative Mendelssohns die Amerika-Bibliothek im Rechtshaus der Universität eröffnet, eine Spezialbibliothek für

Amerikanisches Recht und Politische Wissenschaft.⁷⁸ Die Hamburgische Universität war für das Studium des amerikanischen Rechts führend unter den deutschen Hochschulen geworden.⁷⁹



Abb. 4: Albrecht Mendelssohn Bartholdy auf der Überfahrt nach New York, die „Amerika-Post“ unter dem Arm, Anfang der 1930er Jahre

Die Erfolgsgeschichte Mendelssohns in den 1920er Jahren war allerdings durchaus brüchig und gefährdet, nicht zuletzt durch antisemitische Anwürfe. Als 1925 die juristische Fakultät in Bonn Mendelssohn berufen wollte, lief der dortige Staatsrechtler Carl Schmitt Sturm gegen die Nominierung

des ihm auch persönlich bekannten Hamburger Kollegen. In Praktizierung seines extremen Freund-Feind-Denkens verfasste er ein „Sondergutachten gegen die Berufung“. Hier nannte er Mendelssohn einen „widerlichen, feigen, dilettantischen Juden“ und „Schöngest“. ⁸⁰ Nach Kampfabstimmung in der Fakultät wurde statt Mendelssohn Alexander Graf zu Dohna nach Bonn berufen. Angriffen war Mendelssohn 1932 in Hamburg auch von Seiten nationalsozialistischer Studenten ausgesetzt, nachdem er öffentlich gegen den radikalen Rechtsruck an der Hamburgischen Universität und bei ihren Studenten Stellung genommen hatte – unter den Professoren war er der einzige derart couragierte Mahner. ⁸¹ Zu dieser Zeit übte schon der 1931/32 amtierende Rektor, der Meteorologe und Hitler-Sympathisant Albert Wigand, demonstrativen Schulterchluss mit den inzwischen unter den Studentengruppen dominierenden Nationalsozialisten.

Obgleich Mendelssohn die politische Entwicklung in Deutschland ebenso wach wie kritisch verfolgte, wollte er im Frühjahr 1933 zunächst nicht wahrhaben, welche Konsequenzen die Machtübergabe an die Nationalsozialisten nach sich zog. Auf einer ausgiebigen Vortragsreise in den USA trat er im März und April 1933 noch immer als werbender Repräsentant seines Landes auf und erklärte, wie die New York Times am 9. April meldete, auch die neue deutsche Regierung wolle keinen Krieg, sondern lediglich die angemessene Revision von Versailles. ⁸²

Ausgrenzung, Vertreibung, Exil, Tod

Nach der Rückkehr nach Hamburg verlor Albrecht Mendelssohn Bartholdy bald nahezu alles, was seine Welt dort ausgemacht hatte. Im September 1933 wurde dem Demokraten und jetzt als „jüdischen Mischling“ stigmatisierten Gelehrten seine Zwangsemeritierung zum Jahresende mitgeteilt. ⁸³ Schon zuvor war er aus Herausgeberkreisen, Organisationen und Gremien ausgegrenzt worden, denen er langjährig angehört hatte. ⁸⁴ Im Februar 1934 sah sich Mendelssohn auch zum Rücktritt als Leiter des Instituts für Auswärtige Politik gezwungen, dessen Ausrichtung bald konterkariert wurde. ⁸⁵

Das letzte Hamburger Jahr 1933/34 war Mendelssohns einsamstes. Gegen die Flut der Entlassungen sogenannter „nichtarischer“ Universitätsangehöriger gab es auch in Hamburg so gut wie keinen Protest, geschweige

denn Widerstand.⁸⁶ Auch persönlicher Zuspruch blieb Ausnahme. Hannah Arendt hat rückblickend geschildert, ihr schockartiges Erlebnis 1933 sei nicht die Reaktion der Feinde, sondern die der Freunde gewesen. Ihrer Empfindung nach habe sich plötzlich um sie, die Jüdin, ein leerer Kreis gebildet.⁸⁷ Ähnlich muss es auch dem zuvor so hoch gerühmten Mendelssohn ergangen sein. Gegenüber Friedrich Thimme sprach er im Dezember 1933 von einer Zeit, „in der die meisten ‚Freunde‘ (und vor allem natürlich die Kollegen) sich aufs sorgfältigste zurückhielten“.⁸⁸



Abb. 5: Albrecht Mendelssohn Bartholdy in seinen letzten Lebensjahren

Im September 1934 emigrierte Mendelssohn mit seiner Familie nach Oxford, wo der knapp 60-Jährige am Balliol College keine Stelle erhalten hatte, aber als Fellow willkommen war⁸⁹ – eine Art Gnadenbrot, wenn auch auf hohem Niveau. Nur zwei Jahre währte das Exil. Am 26. November 1936 starb Albrecht Mendelssohn Bartholdy im Alter von 62 Jahren – auch für enge Freunde überraschend – an Magenkrebs.

Zwei Wochen zuvor, am 9. November 1936, hatten in Leipzig die Londoner Philharmoniker ein Konzert gegeben und am folgenden Morgen am Felix-Mendelssohn Bartholdy-Denkmal vor dem Gewandhaus einen Kranz niederlegen wollen. Doch der Leipziger Bürgermeister Rudolf Haake hatte das Denkmal, dessen Einweihung 1892 der knapp 18-jährige Albrecht miterlebt hatte, über Nacht entfernen und zerstören lassen.⁹⁰ Mendelssohns sollten keinen Platz mehr haben in Deutschland.

Zur Beerdigung in Clifton Hampden, jenem kleinen Ort in der Nähe Oxfords, in dem Albrecht Mendelssohn Bartholdy zuletzt gelebt hatte, kam aus Hamburg einzig Magdalene Schoch, die im folgenden Jahr selber emigrierte. Sie ließ sich auch von der Drohung, mit dieser Reise riskiere sie ihre Stellung an der Universität, nicht abhalten. Als Antwort auf die zunehmende Nazifizierung auch des Hochschulalltags kündigte Schoch im folgenden Jahr und emigrierte in die USA.⁹¹

Von Mendelssohns Tod 1936 nahm man in Deutschland kaum Notiz. Einzig die Frankfurter Zeitung druckte die Todesanzeige, unterschrieben von seinem Treuhänder Kurt Sieveking.⁹² Hingegen erschienen manche Würdigungen in englischen und US-amerikanischen Zeitungen.⁹³ In den USA fanden sich 22 Kollegen zusammen, um einen gemeinsamen Nachruf zu veröffentlichen – darunter Charles A. Beard, Abraham Flexner, Carl J. Friedrich, Felix Gilbert, Eduard Heimann, Hajo Holborn, Erwin Panofsky, James T. Shotwell und Alfred Vagts. Der ausführlichste Nekrolog in einer Fachzeitschrift folgte 1937 in Italien – auf italienisch, verfasst von Mendelssohns Berliner Juristen-Kollegen James Goldschmidt, der 1934 ebenfalls aufgrund seiner jüdischen Herkunft zwangsemeritiert worden war.⁹⁴ Postum, im Jahre 1937, erschien bei Yale University Press Mendelssohns Buch „The war and German society“ – in der großen internationalen Reihe „Economic and Social History of the World War“, als letzter Band ihrer deutschen Serie, die Albrecht Mendelssohn Bartholdy einst von Hamburg aus betreut hatte.⁹⁵ Der Gesamt-Reihenherausgeber, der amerikanische Historiker James Shotwell, gab dem Band den Untertitel „The testament of a liberal“.

Anmerkungen

* Gekürzte Fassung meines Aufsatzes: Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874–1936). Jurist – Friedensforscher – Künstler. In: *Rebels Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht* 75 (2011), H. 1, S. 1–31. Vgl. auch in knappster Form: Rainer Nicolaysen: Albrecht Mendelssohn Bartholdy. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*. Bd. 5. Göttingen 2010, S. 252–254.

¹ Thomas Lackmann: *Das Glück der Mendelssohns. Geschichte einer deutschen Familie*. Berlin 2005.

² Vgl. zu Moses Mendelssohns Leitspruch und seinen Variationen: *Denkmal der Freundschaft, Stammbuchblätter und Widmungen von Moses Mendelssohn*. Hg. von Fritz Bamberger. Berlin 1929.

³ Die Bibliographie findet sich in dem bio-bibliographischen Handbuch *Deutsche Rechtswissenschaft in der Emigration ab 1933*, das von Leonie Breunung und Manfred Walther vorbereitet wird. Ich danke den Autoren für eine Vorab-Kopie des Beitrags über Albrecht Mendelssohn Bartholdy.

⁴ Es gibt keinen geschlossen überlieferten Nachlass Albrecht Mendelssohn Bartholdys. Über die reichhaltigste Sammlung verfügt das Mendelssohn-Archiv der Musikabteilung in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz (künftig: SPK, MA). Hier werden ca. 11.000 Briefe an Albrecht Mendelssohn Bartholdy verwahrt, die detaillierte Rückschlüsse auf seine eigenen, weitgehend verstreuten oder nicht mehr existierenden Briefe zulassen.

⁵ Vgl. die biographischen Skizzen zweier früherer Mitarbeiter: Fritz Morstein-Marx: Albrecht Mendelssohn Bartholdy. In: *Lebensbilder hamburgischer Rechtslehrer*. Veröffentlicht von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Universität Hamburg 1919–1969. Hamburg 1969, S. 53–59; Alfred Vagts: Albrecht Mendelssohn Bartholdy. Ein Lebensbild. In: *Mendelssohn-Studien* 3 (1979), S. 201–225.

⁶ Gisela Gantzel-Kress: Zur Geschichte des Instituts für Auswärtige Politik. Von der Gründung bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme. In: *Kolonialrechtswissenschaft, Kriegsursachenforschung, Internationale Angelegenheiten. Materialien und Interpretationen zur Geschichte des Instituts für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg 1923–1983 im Widerstreit der Interessen*. Hg. von Klaus Jürgen Gantzel (Veröffentlichungen aus dem Institut für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg, Bd. 12). Baden-Baden 1983, S. 23–88; Gisela Gantzel-Kress: Albrecht Mendelssohn Bartholdy. Ein Bürgerhumanist und Versöhnungsdiplomat im Aufbruch der Demokratie in Deutschland. In: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 71 (1985), S. 127–143; dies.: *Noblesse Oblige*. Ein Beitrag zur Nobilitierung der Mendelssohns. In: *Mendelssohn-Studien* 6 (1986), S. 163–181; dies.: Albrecht Mendelssohn Bartholdy. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 17 (1994), S. 62f.

⁷ Für die von der ZEIT-Stiftung herausgegebene Reihe „Hamburger Köpfe“ bereite ich eine Biographie zurzeit vor.

⁸ Vgl. als Überblick über die verzweigte Familie: Hans-Günter Klein: *Die Familie Mendelssohn. Stammbaum von Moses Mendelssohn bis zur siebenten Generation*. 2., korrigierte und erweiterte Aufl. Berlin 2007.

⁹ Vgl. Thomas Lackmann: *Der Sohn meines Vaters. Abraham Mendelssohn Bartholdy und die Wege der Mendelssohns*. Göttingen 2008.

¹⁰ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Felix Mendelssohn Bartholdy. Beiträge zur Geschichte seiner Familie und seines Lebens [darin Abschnitt 1: Lob des Namens]. In: Frankfurter Zeitung vom 31.1.1909 [Viertes Morgenblatt].

¹¹ Vgl. auch Gantzel-Kress: Bürgerhumanist (wie Anm. 6), S. 130.

¹² Vgl. Gisela Gantzel-Kress: Karl Mendelssohn Bartholdy. In: Mendelssohn-Studien 8 (1993), S. 197–225.

¹³ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 3, Bl. 20, Carl von Arnswaldt an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 26.2.1897.

¹⁴ Selbstauskunft Albrecht Mendelssohn Bartholdy. In: Pfingstgrüße an die Heimat. Hervorragende Landsleute über den Einfluß Karlsruhes auf ihren Werdegang. In: Karlsruher Tageblatt vom 19.5.1929.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Vgl. Dagmar Unger: Adolf Wach (1843–1926) und das liberale Zivilprozessrecht (Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 120). Berlin 2005.

¹⁷ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Beiträge zur Auslegung des § 72 der Civil-Prozess-Ordnung (Ausgewählte Doktordissertationen der Leipziger Juristenfakultät, Bd. 18). Leipzig 1898.

¹⁸ Als Schenkung seiner (Adoptiv-)Tochter Lea Stauffer befindet sich Albrecht Mendelssohn Bartholdys Leipziger Collegien-Buch seit Oktober 2007 in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte (künftig: HBfUG).

¹⁹ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Pastorale/Spruch. In: Deutsche Dichtung 18 (1895), S. 14 und 166.

²⁰ Schmetterlinge. Gedichte von Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Carl von Arnswaldt. Göttingen 1896.

²¹ Die Rezension vom 15.4.1895 ist abgedruckt in: Rainer Maria Rilke: Bücher – Theater – Kunst. Aufsätze 1896–1905. Hg. von Richard von Mises. Frankfurt am Main 1991, S. 70.

²² Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Selbstauskunft (wie Anm. 14).

²³ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Mopsus. Eine Faunskomödie in zwei Aufzügen nach Maler Müller's Idylle. Mit Musik und Zeichnungen von Wilhelm Volz. Konstanz 1898.

²⁴ Der Simplicius. Oper in drei Akten. Text von Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Musik von Hans Huber [1899]. Ein Exemplar des Librettos befindet sich in der HBfUG. Die Uraufführung der Oper fand am 22.2.1912 in Basel statt, vgl. dazu die Besprechung in der Neuen Zürcher Zeitung vom 28.2.1912.

²⁵ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 3, Bl. 102, Adolf Wach an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 21.11.1897.

²⁶ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Grenzen der Rechtskraft. Leipzig 1900.

²⁷ So auch Mendelssohn Bartholdys (Adoptiv-)Tochter Lea Stauffer in Gesprächen am 9. und 11. Oktober 2007 in Meiringen/Schweiz.

²⁸ Universitätsarchiv Würzburg (künftig: UAWü), ARS 658, Ernennungsurkunde vom 9.7.1905.

²⁹ Vgl. neben einer Fülle von Aufsätzen die Monographie: Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Das Imperium des Richters. Ein Versuch kasuistischer Darstellung nach dem englischen Rechtsleben im Jahre 1906/07. Strassburg 1908.

³⁰ Albrecht Mendelssohn Bartholdys Rede ist ohne Titel abgedruckt in: Deutschland und England in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. Verhandlungen der

Deutsch-Englischen Verständigungskonferenz (30. Oktober bis 1. November 1912). Hg. von Ernst Sieper. München u. a. 1913, S. 50–54, hier S. 52.

³¹ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Suffragetten. In: Die neue Rundschau (1912), S. 1593–1600.

³² SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 22, Bl. 38, Ethel Smyth an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 13.1.1913.

³³ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Suffragetten. In: Deutsche Strafrechts-Zeitung 1 (1914), S. 334–339.

³⁴ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 8, Bl. 361, Albrecht Mendelssohn Bartholdy an Otto Mendelssohn Bartholdy (Entwurf einer noch Anfang Mai abgeschickten Antwort); vgl. dazu Gantzel-Kress: Noblesse (wie Anm. 6), passim.

³⁵ Vgl. z. B. Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Moses Mendelssohn und seine Nachkommen in Kunst und Wissenschaft. In: Leipziger Illustrierte Zeitung vom 28.1.1909 [Mendelssohn-Sondernummer], S. 153f.

³⁶ Vgl. Vagts: Lebensbild (wie Anm. 5), S. 211.

³⁷ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 23, Bl. 71, Max Ringelmann an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 4.4.1914.

³⁸ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 25, Bl. 77, Königlich bayerisches Staatsministerium des Innern an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 3.6.1917.

³⁹ UAWü, ARS 658, Königlich bayerisches Staatsministerium an den Senat der Königlichen Universität Würzburg, 3.6.1917.

⁴⁰ Mendelssohn Bartholdy: Selbstauskunft (wie Anm. 14).

⁴¹ Mendelssohns Verhalten wurde auch von staatlicher Seite gerügt; dazu: UAWü, ARS 658, Schreiben des Generalkommandos des II. Armeekorps an den Rektor der Universität Würzburg, 22.11.1914, betr. Postverkehr der Kriegsgefangenen.

⁴² UAWü, ARS 658, Anträge der Salia um Genehmigung des Fackelzuges vom 5.6. und 9.6.1914.

⁴³ Die 1916 geborene Lea (verheiratete Stauffer) starb 2010 in der Schweiz; die 1920 geborene Brigitte (verheiratete Chapman) starb 2005 in England. Mein Dank gilt Lea Stauffer für ihre Auskünfte bei unseren Gesprächen in Meiringen am 9. und 11. Oktober 2007 sowie für die Schenkung zahlreicher Fotos und Dokumente, die seither in der HBfUG verwahrt werden.

⁴⁴ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Bürgertugenden in Krieg und Frieden. Fünf Vorträge im Freien Deutschen Hochstift. Tübingen 1917.

⁴⁵ Die Rezension erschien zuerst im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 44 (1917/18), S. 266, wiederabgedruckt in: Gustav Radbruch: Kulturphilosophische und kulturhistorische Schriften. Bearb. von Günter Spindel. Heidelberg 2002, S. 321.

⁴⁶ Werner Dettelbacher: Die Gründer der Volkshochschule Würzburg 1918. Würzburg 1993.

⁴⁷ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Der Volkswille. Grundzüge einer Verfassung. München 1919.

⁴⁸ Der von Mendelssohn Bartholdy mitunterzeichnete Gründungsaufwurf erschien in der Frankfurter Zeitung vom 13.2.1919.

⁴⁹ Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild. Tübingen 1926, S. 659.

⁵⁰ Hans Delbrück/Max Weber/Albrecht Mendelssohn Bartholdy/Max Graf Montgelas: Die deutschen Gegenvorschläge. Denkschrift des deutschen Komitees der Kommission für Verantwortlichkeiten des Krieges am 27.5.1919, Sonderabdruck der Frankfurter Zeitung, Mai/Juni 1919.

- ⁵¹ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 26, Bl. 179, Friedrich Wilhelm Foerster an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 20.9.1919 [Hervorhebung im Original].
- ⁵² Die große Politik der europäischen Kabinette 1871–1914. Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes hg. von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Friedrich Thimme. 40 Bde. Berlin 1922–1927.
- ⁵³ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 21, Bl. 253, Bernhard Schädel an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 27.11.1912, mit Regelungen der Einzelheiten von Mendelssohns Hamburger Tätigkeit.
- ⁵⁴ Vgl. zur Vorgeschichte und Geschichte der Hamburger Universität zusammenfassend: Rainer Nicolaysen: „Frei soll die Lehre sein und frei das Lernen“. Zur Geschichte der Universität Hamburg. Hamburg 2008.
- ⁵⁵ Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (künftig: SUB), Nachlass Werner von Melle, HG, Mendelssohn Bartholdy, Albrecht, 1–2, Albrecht Mendelssohn Bartholdy an Werner von Melle, 7.3.1913.
- ⁵⁶ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 25, Bl. 214, Ernst Bruck an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 14.6.1918.
- ⁵⁷ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 25, o. Bl., Max M. Warburg an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 9.8.1918.
- ⁵⁸ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 25, Bl. 274, Max M. Warburg an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 10.10.1918.
- ⁵⁹ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 26, Bl. 92, Moritz Liepmann an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 22.6.1919.
- ⁶⁰ Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1920, 2. Sitzung, 14.1.1920, S. 46.
- ⁶¹ Werner von Melle: Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891–1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen. Bd. 2. Hamburg 1924, S. 646.
- ⁶² SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 27, Bl. 39, Regierungsrat Albrecht von Wrochem an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 26.2.1920.
- ⁶³ Staatsarchiv Hamburg (künftig: StA HH), 361–6, I 46, Bd. 2, Bl. 3, Albrecht Mendelssohn Bartholdy an Albrecht von Wrochem, 6.3.1920.
- ⁶⁴ Dies erwähnt Salomon Wininger: Große Jüdische National-Biographie. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk und dessen Freunde. Bd. 4. Czernowitz 1930, S. 348.
- ⁶⁵ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Institut für Auswärtige Politik, Hamburg. In: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele. 2 Bde. Hg. von Ludolph Brauer, Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Adolf Meyer. Hamburg 1930, Bd. 2, S. 332–346, hier S. 332.
- ⁶⁶ Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1923, 5. Sitzung, 31.1.1923, S. 116–118.
- ⁶⁷ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Das Hamburgische Institut für Auswärtige Politik. In: Deutsche Juristen-Zeitung 30 (1925), S. 488–490, hier S. 489.
- ⁶⁸ Mendelssohn Bartholdy: Institut (wie Anm. 65), S. 336f.
- ⁶⁹ Die Ansprache, die Mendelssohn Bartholdy aus diesem Anlass hielt, wurde abgedruckt in: Hamburgischer Correspondent vom 21.12.1926.

⁷⁰ Vgl. Rainer Nicolaysen: Für Recht und Gerechtigkeit. Über das couragierte Leben der Juristin Magdalene Schoch (1897–1987). In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 92 (2006), S. 113–143, sowie meinen Beitrag über Magdalene Schoch in diesem Band.

⁷¹ Vgl. Vgts: Lebensbild (wie Anm. 5), S. 215.

⁷² Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Deutschland. Rede zum Verfassungstage am 11. August 1923 im Rathaus in Hamburg. Eine Kopie des Typoskripts befindet sich in der HBfUG.

⁷³ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Feierrede. In: Verfassungsfeier der Stadt Altona, 11. August 1929.

⁷⁴ Von Melle: Dreißig Jahre (wie Anm. 61), S. 647.

⁷⁵ SPK, MA, Nachlass AMB, Bd. 34, Bl. 15, Abbott Lawrence Lowell (President of Harvard University) an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 24.1.1927, Mitteilung der Verleihung der juristischen Ehrendoktorwürde, die Mendelssohn dann am 23. Juni 1927 persönlich entgegennahm. Es handelte sich um die erste Ehrenpromotion eines Deutschen an der Harvard University nach dem Ersten Weltkrieg; die nächsten deutschen Ehrenpromovierten waren dort im Jahre 1935 – gleichzeitig – die Emigranten Albert Einstein und Thomas Mann.

⁷⁶ In der Literatur findet sich die irrtümliche Aussage, Mendelssohn Bartholdy habe 1933 den Ehrendokortitel der Northwestern University, Chicago, erhalten; tatsächlich wurde ihm am 17. Dezember 1929 die Ehrendoktorwürde der University of Chicago verliehen; vgl. University of Chicago, Convocation Program for December 17, 1929, S. 12.

⁷⁷ Die „Hamburg-Amerika-Post“ (ab 1931: „Amerika-Post“) erschien, herausgegeben von Magdalene Schoch, von 1929 bis 1933.

⁷⁸ StA HH, 364–5 I, K 20.1.3, o. Bl., Albrecht Mendelssohn Bartholdys Antrag zur Errichtung einer Bibliothek des amerikanischen Rechts, 28.3.1930; vgl. zur Eröffnung am 27.6.1930: Bibliothek für amerikanisches Recht. Eine Hamburger Zentrale für das Studium des Rechts der Vereinigten Staaten. In: Hamburger Fremdenblatt vom 28.6.1930.

⁷⁹ Amerika-Bibliothek und Amerika-Post, Bericht für die Jahresmitgliederversammlung am 29.5.1931, erstattet von Magdalene Schoch, Typoskript, S. 3 (Kopie in der HBfUG).

⁸⁰ So die Tagebucheintragung Carl Schmitts am 24.11.1925, zitiert nach Reinhard Mehring: Carl Schmitt. Aufstieg und Fall. München 2009, S. 194.

⁸¹ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Gleiches Recht für alle. In: Europäische Gespräche, 10 (1932), H. 1, S. 1–12 (insbesondere S. 3–6).

⁸² Ask Hitler critics to wait for facts. In: New York Times vom 9.4.1933.

⁸³ StA HH, 361–6, I 46, Bd. 5, Bl. 79, Landesunterrichtsbehörde/Hochschulwesen an Albrecht Mendelssohn Bartholdy, 26.9.1933. Mendelssohn wurde aufgrund des § 6 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zwangsweise in den Ruhestand versetzt.

⁸⁴ Im April 1933 wurde Mendelssohn aus dem Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft in Hamburg entlassen; unter Druck trat er im Juli 1933 als Mitherausgeber des Archivs für Öffentliches Recht zurück, im August 1933 folgte der Austritt aus der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht. Vgl. zur „Gleichschaltung“ des Archivs durch Entfernung Albrecht Mendelssohn Bartholdys vom Titelblatt“: Lothar Becker: „Schritte auf einer abschüssigen Bahn“. Das Archiv des öffentlichen Rechts (AÖR) und die deutsche Staatswissenschaft im Dritten Reich (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 24). Tübingen 1999, S. 82–90.

⁸⁵ Vgl. zur weiteren Entwicklung des Instituts: Gisela Gantzel-Kress: Das Institut für Auswärtige Politik im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus (1933 bis 1937). In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 913–938; Hermann Weber: Die politische Verantwortung der Wissenschaft. Friedrich Berber in den Jahren 1937 bis 1945. In: Ebd., S. 939–952.

⁸⁶ Vgl. Rainer Nicolaysen: Geistige Elite im Dienste des „Führers“. Die Universität zwischen Selbstgleichschaltung und Selbstbehauptung. In: Hamburg im „Dritten Reich“. Hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Göttingen 2005, S. 336–356.

⁸⁷ Hannah Arendt: Fernsehgespräch mit Günter Gaus. In: Hannah Arendt: Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Hg. von Ursula Ludz. München 1996, S. 44–70, hier S. 56.

⁸⁸ Der Brief Albrecht Mendelssohn Bartholdys an Friedrich Thimme vom 3.12.1933 befindet sich im Thimme-Nachlass im Bundesarchiv Koblenz (künftig: BAK), auszugsweise abgedruckt in: Friedrich Thimme 1868–1938. Ein politischer Historiker, Publizist und Schriftsteller in seinen Briefen. Hg. von Annelise Thimme (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 46). Boppard am Rhein 1994, S. 336f., dort Fußnote 37. Abgedruckt ist dort auch Thimmes Schreiben vom 22.9.1933, auf das Mendelssohn sich bezieht.

⁸⁹ Am 3. Juni 1934 berichtete Albrecht Mendelssohn Bartholdy seinem früheren Mitarbeiter, dem in die USA emigrierten Alfred Vagts, er erhalte in Oxford ein „fellowship for international relations“ – „mit so gut wie gar keinen bestimmten Pflichten“. „Nach der Einsamkeit in Hamburg“ freue er sich auf die dortigen Kollegen; BAK, N 1269/17.

⁹⁰ Die Zerstörung des Mendelssohn-Denkmal war Anlass des Rücktritts von Oberbürgermeister Carl Goerdeler, der eine Entfernung des Denkmals zuvor abgelehnt hatte, nach einer Auslandsreise aber von seinem Stellvertreter, dem Nationalsozialisten Rudolf Haake, vor vollendete Tatsachen gestellt worden war; vgl. Gerhard Ritter: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. München 1964 [Taschenbuchausgabe], S. 89.

⁹¹ Ausführlich dazu mein Beitrag über Magdalene Schoch in diesem Band.

⁹² Erschienen in der Frankfurter Zeitung vom 6.12.1936.

⁹³ *Homage Where Due*. In: *The New Republic* vom 3.3.1937, S. 114; vgl. auch die Würdigung durch Magdalene Schoch in dem postum erschienenen Werk: Albrecht Mendelssohn Bartholdy: *Renvoi in Modern English Law*. Ed. by Geoffrey C. Cheshire. Oxford 1937, S. V–IX.

⁹⁴ James Goldschmidt: Albrecht Mendelssohn Bartholdy (Necrologio). In: *Estratto dalla Rivista di Diritto Privato* 7 (1937), S. 104–106.

⁹⁵ Albrecht Mendelssohn Bartholdy: *The war and German society. The testament of a liberal*. New Haven u. a. 1937.

Eduard Heimann – Sozialökonom und religiöser Sozialist^{*}

Heinz Rieter

Der Lebensweg

Eduard Magnus Mortier Heimann wurde am 11. Juli 1889 in Berlin geboren und starb am 31. Mai 1967 in Hamburg. Er entstammte einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie, die 1813 das preußische Bürgerrecht erhalten hatte. Sein Vater Hugo Heimann (1859–1951)¹ war seit 1890 Inhaber der gut gehenden, vor allem auf juristische Literatur spezialisierten Verlagsbuchhandlung I. Guttentag, die er 1898 für 700.000 Mark an den später ebenfalls im Verlag Walter de Gruyter aufgegangenen Georg Reimer Verlag verkaufte.² Als gestandener Sozialdemokrat verwendete er einen Großteil des so erworbenen Vermögens dazu, Wahlkämpfe der SPD mitzufinanzieren, Obdachlose zu unterstützen, in Berlin eine Volksbibliothek einzurichten und zu unterhalten sowie Häuser bauen zu lassen, die er bedürftigen Parteimitgliedern übereignete. Zudem war er ein sozialdemokratischer Spitzenpolitiker, der mehr als drei Jahrzehnte dem Berliner Stadtparlament, kurze Zeit dem Preußischen Abgeordnetenhaus und seit 1919 der Nationalversammlung bzw. dem Deutschen Reichstag angehörte, dessen Haupt(Haushalts)-Ausschuss er mit einer kurzen Unterbrechung bis 1932 vorsaß. 1926 wurde er Ehrenbürger Berlins. Seinem Sohn Eduard ermöglichte er eine gediegene Ausbildung.

Nach dem Abitur 1908 studierte Eduard Heimann Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Heidelberg, Wien und Berlin. Durch die Wahl dieser Studienorte kam er mit allen wichtigen nationalökonomischen Strömungen jener Zeit in Berührung. Zu seinen akademischen Lehrern zählten herausragende Vertreter sowohl der klassisch bzw. marxistisch geprägten Wirtschaftstheorie (Franz Oppenheimer, Ladislaus von Bortkiewicz, Emil Lede-

rer) wie der (neoklassischen) österreichischen Grenznutzenlehre (Eugen von Böhm-Bawerk, Friedrich von Wieser) als auch der jüngeren historisch-ethischen bzw. kathedersozialistischen Schule (Gustav von Schmoller, Adolph Wagner, Max Sering, Eugen von Philippovich) einschließlich ihrer kulturwissenschaftlich orientierten Nebenströmungen (Eberhard Gothein, Alfred Weber). Bei Alfred Weber in Heidelberg wurde Heimann 1912 mit einer Arbeit „Zur Kritik der Sozial-Methode“ zum Dr. phil. promoviert.³

Zunächst strebte Eduard Heimann wohl keine akademische Karriere an; er ging für mehrere Jahre in die Privatwirtschaft. Als Soldat in den Ersten Weltkrieg ziehen zu müssen, blieb ihm vermutlich wegen einer längeren Erkrankung erspart. 1919 wurde er zum Generalsekretär der ersten Sozialisierungskommission bestellt, die nach dem verlorenen Krieg von der sozialdemokratischen Räteregierung im November 1918 eingesetzt worden war und sich in ihren Gutachten mehrheitlich für die Vergesellschaftung und (paritätische) Selbstverwaltung der Schlüsselindustrien, insbesondere des Kohlenbergbaus, aussprach. Auch in der zweiten, im Frühjahr 1920 eingerichteten Sozialisierungskommission übernahm er den Posten eines Sekretärs. Eine Frucht dieser Tätigkeit im Staatsdienst war sein Buch „Mehrwert und Gemeinwirtschaft“,⁴ die „wichtigste Schrift der deutschen sozialistischen Literatur dieser Periode“, wie Carl Landauer meinte.⁵ Und er – im gleichen Jahr wie Heimann von Alfred Weber promoviert – konnte das wie kein anderer beurteilen, war er doch selbst unbeirrt davon überzeugt, dass „der Sozialismus [...] als sozialetische Kraft noch immer unentbehrlich ist“.⁶ Zudem galt Heimanns Werk als Pioniertat, denn er war – so sein Freund Adolf Löwe – „der erste, der [...] für eine sozialistische Marktwirtschaft ein Modell schuf. Damit war er mehr als 10 Jahre den Werken von Taylor, Dickinson und Lange voraus“.⁷ Mit dem ersten, „Mehrwert und Klassentheorie“ überschriebenen Teil seines Buchs habilitierte sich Heimann dann Anfang 1922 an der Universität zu Köln. Noch im gleichen Jahr umhabilitiert an die Universität Freiburg im Breisgau, las er dort als Privatdozent fortan Finanzwissenschaft und Sozialpolitik.

Im Jahre 1925 folgte Heimann einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Theoretische und Praktische Sozialökonomie am Seminar für Nationalökonomie und Kolonialpolitik, dem späteren Sozialökonomischen Seminar⁸ der noch jungen, erst 1919 gegründeten Hamburgischen Universität. Er gehörte schnell zu den markanten Gestalten der Fakultät. Bei den Studenten war er

beliebt wegen seiner packenden Vorlesungen und Seminare. Sein Schüler und späterer Fachkollege Heinz-Dietrich Ortlieb erinnerte sich:

„Die Faszination, die Eduard Heimann schon auf mich ausgeübt hat, als ich 1931 als 21jähriger Student im ersten volkswirtschaftlichen Semester Wirtschaftstheorie bei ihm hörte, bestand darin, daß alles, was er sagte, für mich eine Offenbarung war, eine Offenbarung von Einsichten, die ich – wie mir schien – ganz von allein hätte haben können, wenn ich nur darauf gekommen wäre. So wurde alles, was ich von ihm lernte [...], fast unmittelbar zu Selbstverständlichem, was sich weiterentwickelte und mir allzu bald als eigenes geistiges Eigentum erschien.“⁹

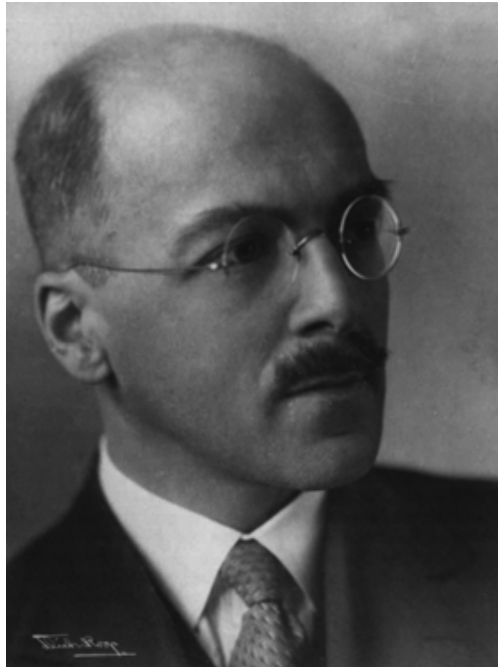


Abb. 1: Eduard Heimann als Professor in Hamburg, 1920er Jahre

Ortlieb verband diese Einschätzung später in einem Interview, das er am 16. Januar 1991 meiner damaligen Diplomandin Birgit Ladwig gab, mit der Aussage: Heimann

„war ein glänzender Rhetoriker. Ich habe keinen wieder gekannt, der so eindrucksvoll sprechen konnte. [...] Ich glaube, er hat auch eine Gesangsausbildung gehabt. Er hatte eine sonore, tragende Stimme und eine lebhaft und eindringliche Gestik. [...] Heimann war auch ein freundlicher und zugänglicher Mensch, der sehr auf den einzelnen Studenten einging. Ihn interessierte jeder einzelne Student, soweit dieser sich selbst interessiert zeigte und Intelligenz besaß.“¹⁰

Heimann publizierte in jener Zeit viel¹¹ und zählte zu den führenden Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern der Weimarer Republik. Diese Glanzzeit endete, als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen. Als Jude und Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der er 1926 beigetreten war, durfte er schon im Sommersemester 1933 nicht mehr lesen und wurde zum 30. September auch förmlich aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Schon zuvor war Heimann mit seiner Ehefrau Elisabeth (geb. Becker), einer Medizinerin, und den 14-jährigen Zwillingstöchtern Ursula und Susanne über die Niederlande in die Vereinigten Staaten emigriert, um weiteren Drangsalierungen und der zu erwartenden Verhaftung zu entgehen. Die beklemmenden Umstände vor dieser Flucht ins Ausland hat Heinz-Dietrich Ortlieb, der in jenen Wochen vorübergehend bei den Heimanns wohnte, in seinen Lebenserinnerungen geschildert.¹²

Schon im Oktober 1933 konnte Heimann eine Professur an der New School for Social Research in New York übernehmen, und zwar in der von Alvin S. Johnson gegründeten, als „University in Exile“ bekannt gewordenen Abteilung, an der viele der von den Nationalsozialisten vertriebenen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Zuflucht und Arbeit fanden. Heimann bekundete seine tiefe Dankbarkeit dafür, indem er eines seiner in Amerika geschriebenen Bücher¹³ mit dieser Widmung versah: „This book is dedicated to Elisabeth Heimann, most German of Germans, and to Alvin Johnson, most American of Americans, the two persons to whom the author owes the continuance of his work.“



Abb. 2: Gründer Alvin S. Johnson inmitten seiner neun Gelehrten beim Start der „University in Exile“ in New York City, Oktober 1933 – vordere Reihe von links nach rechts: Emil Lederer, Alvin S. Johnson, Frieda Wunderlich, Karl Brandt; hintere Reihe von links nach rechts: Hans Speier, Max Wertheimer, Arthur Feiler, Eduard Heimann, Gerhard Colm, Erich von Hornbostel

In der Tat: Heimann konnte seine in Hamburg zwangsweise beendete Tätigkeit kontinuierlich an der New School fortsetzen; er forschte und lehrte dort als Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler bis 1958. Wie sehr ihn gerade diese Zeit erfüllt hat, belegt die Widmung, die er am Lebensabend seinem letzten großen Buch „Soziale Theorie der Wirtschaftssysteme“ voranstellte: „Meinen Freunden, den lebenden und den toten, in der Graduate Faculty der New School for Social Research in Dankbarkeit für fünfundzwanzig glückliche Jahre gemeinsamer Arbeit“. Daneben wandte er sich in den Vereinigten Staaten dem Studium der (christlichen) Theologie zu und unterrichtete seit 1950 Sozialethik am Union Theological Seminary in New

York. Außerdem setzte er sich in den USA von Anbeginn für Schicksalsgefährten ein, die in ihrer neuen Heimat gar nicht oder nur schwer Fuß fassen bzw. anderswo in Not gerieten.¹⁴ Ende 1939 gelang es endlich, seinen in Deutschland immer mehr gefährdeten Eltern die Übersiedlung von Berlin zu ihrem Sohn nach New York zu ermöglichen, während seine Schwester Johanna, die für ein Hilfswerk tätig war, auf eigenen Wunsch zurückblieb, was sie das Leben kostete. Sie wurde nach Auschwitz deportiert und kam dort um.¹⁵



Abb. 3: Die Eltern: Caecilie und Hugo Heimann im New Yorker Exil

Seit 1948 kam Heimann wiederholt zu Gastvorlesungen nach Europa, vornehmlich nach Deutschland und Frankreich sowie in die Schweiz. Deutschen Boden betrat er mit gemischten Gefühlen. Nach Kriegsende hatte er Rudolf Küstermeier, dem damaligen Chefredakteur der Tageszeitung „Die Welt“, geschrieben:

„[...] ich kann nicht D[eu]tschlands politischer Erzieher werden, weil ich kein Deutscher mehr bin, selbst wenn ich sonst dafür gut genug

wäre. Andererseits dürfen Sie aus all dem Negativen, das ich sagte, nicht schließen, daß ich mich sozusagen an D[deutsch]land desinteressieren wollte. Das Gegenteil ist der Fall [...]. Ich habe mehr als zwei Jahrzehnte meines erwachsenen Lebens in D[deutsch]land gearbeitet und bin an dem was D[deutsch]land gesündigt hat mitschuldig, auch wenn ich jetzt nicht mitzuleiden habe [...]. Nicht national, aber geistig und moralisch fühle ich mich solidarisch mit denen, die in D[deutsch]land politisch und moralisch zu leiden hatten und nun weiter leiden.“¹⁶

Als in der ersten Hälfte des Jahres 1948 mit amerikanischer Hilfe und starker studentischer Beteiligung die Weichen gestellt wurden, in West-Berlin eine „Freie Universität“ zu gründen, die anders als die Friedrich-Wilhelms-, dann Humboldt-Universität im Ostteil der Stadt keinem kommunistischen Einfluss ausgesetzt war, wurde auch Eduard Heimann für eine Professur an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ins Gespräch gebracht, da sich die Universitätsgründer darauf verständigt hatten, prominente Emigranten zu einer Rückkehr nach Deutschland zu bewegen.¹⁷ Ob und gegebenenfalls wie Heimann auf eine solche Berliner Option reagiert hat, weiß ich nicht.

Heimann zog es jedoch wohl eher zurück in die Hansestadt – und damit an seine langjährige und für ihn so erfolgreiche akademische Wirkungsstätte.¹⁸ Schon Anfang 1948 lehrte er als Gastprofessor in Hamburg, und noch im gleichen Jahr verlieh ihm die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität die Ehrendoktorwürde. Gleichsam als Akt der „Wiedergutmachung“ beschloss die Freie und Hansestadt Hamburg 1953, Heimann rückwirkend zum 1. April 1951 die Rechtsstellung eines emeritierten Ordinarius mit den entsprechenden Bezügen einzuräumen. Seine Lehrtätigkeit in Hamburg setzte er während weiterer Gastaufenthalte fort. Anlässlich seines 70. Geburtstages ehrte ihn die Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg mit einer Festschrift,¹⁹ an der sich namhafte Gelehrte aus dem In- und Ausland beteiligten, und zusammen mit dem Statistiker und katholischen Sozialwissenschaftler Paul Jostock erhielt er 1965 den Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Im Jahre 1962 war Heimann mit seiner Familie endgültig nach Hamburg zurückgekehrt und las als Emeritus nun regelmäßig an der Hamburger Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät sowie als Lehrbeauf-

trager an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten in Hamburg und Bonn. Nach Heimanns Tod würdigte die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät sein Leben und Werk in einer Gedenkfeier am 23. November 1967.²⁰ Erneut gedachte die Universität seiner in einer akademischen Veranstaltung am 11. Juli 1989, als sich sein Geburtstag zum hundertsten Mal jährte.²¹ Nochmals erinnerte sie 1991 an ihn im Rahmen einer Ausstellung, die umfassender den „Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität“ nachging.²² Und nun wird Eduard Heimanns Rang in der Hamburgischen Universitätsgeschichte einen sichtbaren und bleibenden Ausdruck darin finden, dass ein Hörsaal im Hauptgebäude, in dem er nahezu drei Jahrzehnte – vor 1933 und nach 1945 – als akademischer Lehrer wirkte, künftig seinen Namen trägt.

Der geistige Standort

Heinz-Dietrich Ortlieb²³ sieht seinen Lehrer vor allem beeinflusst durch die sozialdemokratische Tradition des Elternhauses, in dem führende Sozialisten wie Karl Kautsky, August Bebel und Clara Zetkin ein- und ausgingen; durch die freiheitliche Romantik der Jugendbewegung, die ihn in seiner anti-bürgerlichen Gesinnung bestärkte und seine Religiosität vertiefte; durch die moderne Wirtschaftstheorie, deren Entwicklung er seit seinen Studientagen stets im Auge behielt; durch den liberal (konkurrenzwirtschaftlich) und genossenschaftlich orientierten Agrarsozialismus Franz Oppenheimers;²⁴ durch das „sittliche Gebot“²⁵ eines „neuen Staates“, einer „neuen Gesellschaft“ und „neuen Wirtschaft“, das Walther Rathenau, den Heimann seit ihrer Zusammenarbeit in der zweiten Sozialisierungskommission gut kannte, mit sozialem Pathos verkündet hatte;²⁶ und wohl am stärksten durch die Lehre vom religiösen (christlichen) Sozialismus, wie sie der evangelische Theologe und Philosoph Paul Tillich vertrat²⁷ – sein Mentor und Freund auch im Exil, von dem er sich 1944 taufen ließ.

Tillich ging es darum, den Sozialismus als adäquate Gesamtordnung der menschlichen Existenz religiös zu rechtfertigen, um hierdurch den Gläubigen die Hoffnung auf ein „neues Sein“ zu geben. Religiös sein bedeutete für Tillich, Fragen nach dem „tiefsten Sinn“ des Lebens und dessen Erscheinungsformen zu stellen. In seinen Antworten, die er mit Methoden

der Metalogik und Dialektik fand, verschränkten sich theologische, kultur- und geschichtsphilosophische sowie sozio-ökonomische Aspekte. Mit seinem wortmächtigen Plädoyer für einen religiösen Sozialismus, das der Amtskirche gar nicht gefiel, zog Tillich einige jüdische und protestantische Intellektuelle an, die sich nach dem Ersten Weltkrieg eng um ihn scharten. Diesem sogenannten Kairos-Kreis gehörten u.a. Adolf Löwe, Alexander Rüstow, Carl Mennicke, August Rathmann, Arnold Wolfers und eben Heimann an. Tillich und seine Mitstreiter reagierten vehement auf den verlorenen Krieg und seine Folgen – den Untergang des Kaiserreiches, die Erschütterung und Deformierung der bürgerlichen Gesellschaft, die große Not, die viele Menschen litten. Diese existenzielle Krisensituation empfanden die religiösen Sozialisten als „kairos“, d.h. als „ein epochemachendes Zeitmoment“,²⁸ das die unwiederbringliche, keineswegs utopische, sondern realistische Chance biete, durch beharrliches und verantwortliches Handeln ein neues, „besseres“ Gesellschaftssystem schaffen zu können.

All diese Ideen formten Heimanns Weltanschauung und damit sein Handeln wie sein wissenschaftliches Denken. Er stellte die (christliche) Gemeinschaft über den Einzelnen und stand der herrschenden kapitalistischen Ordnung stets kritisch gegenüber. Er hielt sie nur insoweit für (über)lebensfähig, als sie – dialektisch gesprochen – aufgehoben werden kann in einem freiheitlich-demokratischen Sozialismus, der allein „legitimer Erbe und Fortsetzer der christlich-abendländischen Geistestradiation“²⁹ und damit auch des Liberalismus sei.³⁰ So hielt er zugleich Abstand zu allen kommunistischen Heilslehren. Seinen Idealen ist er zeitlebens treu geblieben. Er war durch und durch ein religiöser Sozialist, denn für ihn war „die religiöse Erfüllung die Vorbedingung wahrhaft sozialistischer Arbeit“.³¹ Doch ebenso blieb er als gestandener Volkswirt seiner eigenen Zunft eng verbunden. Im Kreis der religiösen Sozialisten war er – neben Adolf Löwe³² – derjenige, der am eifrigsten die gemeinsame Vision einer „neuartigen Weltgestaltung“³³ mit nationalökonomischen Erkenntnissen zu unterfüttern suchte, um ihr auf diese Weise schärfere Konturen zu geben:

„Wir würden nicht Sozialisten, sondern armselige Romantiker sein, wenn wir unsern teuer genug errungenen Besitz an autonomem Wissen, auch und gerade im Bereich der Wirtschaft, wegwerfen wollten, um damit den Schein einer Erlösung von Rationalismus und Kapitalismus zu erkaufen.“³⁴

Zu seinem „autonomen“ Wissensschatz rechnete er Theorien und Methoden sowohl sozialistischer Ökonomen – u. a. Konkurrenzsozialismus und Solidarismus – als auch solche der historistischen Nationalökonomie – geschichtliche Methode, Evolutorik, ganzheitlich-organisches Denken, Sinnverstehen – und der neoklassischen Wirtschaftstheorie – u. a. subjektivistische, d. h. auf den Nutzenschätzungen der Wirtschaftssubjekte basierte Wert-, Preis- und Zurechnungslehren, Grenzproduktivitätstheoreme der Faktorpreise und der Einkommensverteilung, mathematische Messung der relativen Veränderungen (Elastizitäten) funktional verbundener ökonomischer Variablen.

Das wissenschaftliche Werk – Standortbestimmung

Entsprechend seiner geistigen Verwurzelung waren es im Wesentlichen folgende Themen, die Heimann dauerhaft gefesselt haben: erstens die Funktionsweise und Funktionsfähigkeit von Gesellschafts- und Wirtschaftssystemen,³⁵ zweitens die Sozialpolitik, verstanden als mehr oder weniger umfassendes Konzept einer sozialen Reformbewegung,³⁶ und drittens die mit beiden Problemkreisen verbundenen ideengeschichtlichen und methodologischen Aspekte.³⁷ Eine solche Schwerpunktsetzung hatte in besonderem Maße mit den beiden Weltkriegen und ihren Begleiterscheinungen zu tun, denn diese Ereignisse beherrschten viele politische wie (wirtschafts-)wissenschaftliche Debatten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Man stritt über die Finanzierung der Kriege und die mit ihnen verbundene Lenkung der Wirtschaft durch den Staat, den Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft, die Bewältigung der Kriegsfolgen wie Reparationen, Inflation, soziale Not oder Vermögenserosion sowie über den Rhythmus der wirtschaftlichen Entwicklung (Konjunktur und Wachstum) in Friedenszeiten nebst dem sich daraus ergebenden wirtschaftspolitischen Handlungsbedarf. Heimann war an all diesen Diskussionen gleichsam in einer Doppelrolle beteiligt.

Zum einen gehörte er wie seine sozialistischen Gesinnungsfreunde Emil Lederer und Adolf Löwe sowie die Liberalen Walter Eucken und Wilhelm Röpke einem von Alexander Rüstow Ende der 1920er Jahre organisierten Zirkel jüngerer Ökonomen an, die sich jenseits aller weltanschaulichen

oder gar parteipolitischen Grenzen als „deutsche Ricardianer“ – das sollte heißen: als Wirtschaftstheoretiker – verstanden und die „Ruinen“ der Historischen Schule im deutschsprachigen Raum endgültig beseitigen wollten.³⁸ Sie warfen deren an Lebensjahren meist älteren Vertretern vor, nicht über das nötige theoretische Rüstzeug zu verfügen, um die akuten Wirtschaftsprobleme erklären und Lösungen dafür finden zu können. Deshalb versuchten die „Ricardianer“, durch miteinander abgestimmte konjunkturtheoretische Analysen und Vorschläge ihre Position in der öffentlichen Debatte über die Entstehung und Überwindung der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1930er Jahre zur Geltung zu bringen. Dies gelang ihnen im Jahr 1931 in der von der Regierung Brüning eingesetzten Brauns-Kommission,³⁹ benannt nach ihrem Vorsitzenden, dem ehemaligen Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns, die mehrere Gutachten zu den „grundlegenden Fragen der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“ erarbeitete.

Heimann schlug vor, Staatsausgaben für die Beschaffung von Arbeitsplätzen vorzuziehen und dies nicht durch Auslandskredite, sondern durch heimische Geldschöpfung zu finanzieren. Wiederum auf der Seite der Wirtschaftstheoretiker nahm Heimann an einer Konferenz der List-Gesellschaft im Herbst 1931 teil, auf der angesichts des sich beschleunigenden Wirtschaftsabschwungs größtmöglicher ökonomischer Sachverstand aufgeboten werden sollte, um den drohenden Kollaps der deutschen Volkswirtschaft abzuwenden.⁴⁰ Die bleibende wissenschaftliche Bedeutung jener theoretischer Debatten besteht darin, dass in ihnen zwei Grundeinstellungen zur Funktionsweise freier Marktwirtschaften hervorgetreten und geschärft worden sind, die nach wie vor kontrovers diskutiert werden. Die eine hält derartige Wirtschaftssysteme für so labil an sich, dass sie stets staatlicher Regulierungen bedürften, um sich auf Dauer nicht selbst zu zerstören. Nach der anderen Auffassung sind Marktwirtschaften normalerweise inhärent stabil, wobei das (zyklische) Auf und Ab des Wirtschaftsprozesses sogar notwendig sei, um sie funktionsfähig zu halten. Staatliche Eingriffe in den Wirtschaftsablauf seien nur im Fall einer extremen, von exogenen Faktoren verursachten, gleichsam irregulären Depression geboten.

Zum anderen durchdachte Heimann wie viele seiner Zeitgenossen die jeweils anstehenden Probleme in einem weit über die reine Wirtschaftstheorie hinausreichenden ordnungstheoretischen und ordnungspolitischen Rahmen. Dies geschah in Kategorien, die gern mit dem (schillernden) Be-

griffspaar „Kapitalismus“ und „Sozialismus“ abgedeckt wurden. Während die einen damit Weltansichten verbanden, die sich gegenseitig ausschließen, verstanden die anderen darunter Sozialtechniken, die – trotz gegensätzlicher ethischer Normierung – komplementär anzuwenden sind. Heimann neigte – im Unterschied vor allem zu orthodoxen Liberalen und Marxisten – von Anfang an der zweiten Auffassung zu. Er suchte unermüdlich nach einem Ordnungsmodell, das die Vorteile des Kapitalismus mit jenen des Sozialismus möglichst dauerhaft zu verbinden versprach. Letztlich erwartete er am ehesten von einer dementsprechend gestalteten Sozialpolitik (siehe unten), diesen „dritten Weg“⁴¹ Stück für Stück bahnen zu können.

Bei all seinen Überlegungen bevorzugte Heimann – wie er es nannte – „deutsche Denkmittel“:⁴²

1. Paul Tillichs „System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden“ (1923) entlehnte er⁴³ u. a. die metalogische Methode, Paradoxien, Irrationalitäten und Dämonien des Lebens – und damit auch einmalige geschichtliche Ereignisse – in den Erkenntnisprozess (intuitiv) einzubeziehen.⁴⁴ Des Weiteren teilte er Tillichs Vorliebe für die an Karl Marx geschulte Dialektik als „Lehre von der schöpferischen Kraft der Geschichte“,⁴⁵ die das Leben in seiner Ambivalenz und in seinem Gestaltwandel erfassbar mache.
2. Wie viele Vertreter der jüngeren Historischen Schule und manche ihrer Nachfahren, namentlich Othmar Spann, wählte Heimann⁴⁶ zumeist eine holistisch-organizistische Perspektive, um sich ein „Bild als Ganzes“, das „mehr als eine Summe der Einzelheiten“ ergibt, insbesondere von Gesellschafts- und Wirtschaftssystemen machen und dadurch „die Lebensweise des Ganzen“ besser verstehen zu können.
3. Da Heimann „Theorien der sozialen Dynamik“ entwickeln wollte, erschien ihm zudem ein breiterer Denkansatz am besten geeignet, der geschichtliche, soziale und ökonomische Elemente miteinander verknüpft:

„Die Theorie muß geschichtlich sein; denn es ist ein geschichtlicher Verlauf, den sie abbildet, nicht eine zufällige Verknüpfung zeitloser Elemente, wie sie in der abstrakten ökonomischen Theorie gedacht wird. Die Theorie muß aber andererseits Theorie sein und nicht Geschichte, insoweit sie das Wesen der Erscheinungen und ihren wesenhaften Wandel unabhängig von allem Beiwerk der Geschichte zu begreifen und daher den Verlauf als wesensnot-

wendig darzustellen versucht. Die Theorie ist soziale Theorie, weil sie die Beziehungen der Menschen in der Wirtschaft beschreibt; die ökonomische Theorie geht in sie ein, weil der Kapitalismus zunächst ein Wirtschaftsgebilde ist, muß dabei aber ins Soziale übersetzt werden, weil es sich um die soziale Bedeutung der Wirtschaftstatsachen handelt. Sie müssen in ihrer sozialen Bedeutung verstanden und gewürdigt werden [...].⁴⁷

Heimanns Konzeption von der „Einheit der Sozialwissenschaften“⁴⁸ erinnert an den Dualismus von anschaulicher und rationaler Theorie, wie ihn Edgar Salin vertrat, auf den sich Heimann an anderer Stelle⁴⁹ auch ausdrücklich berufen hat. Ebenso auffällig sind Ähnlichkeiten mit den Forschungsansätzen anderer späthistoristischer Ökonomen, etwa denen von Carl Brinkmann und Arthur Spiethoff.⁵⁰ Brinkmann fasste die Nationalökonomie als eine Sozialwissenschaft auf, die einerseits die Wirtschaftstheorie brauche, um mithilfe von Partialanalysen ihren jeweiligen Forschungsgegenstand „aus der unendlichen Mannigfaltigkeit ‚äußerlich‘-physischer und ‚innerlich‘-geistiger Wirklichkeiten“ isolieren zu können, und die andererseits die Wirtschafts- und Sozialgeschichte benötige, um nicht wirklichkeitsfremd zu sein. Spiethoff wollte die allgemeine Volkswirtschaftslehre in eine geschichtliche Theorie der Wirtschaftsstile verwandelt sehen, die jedoch keinesfalls auf die reine Theorie als heuristisches Mittel verzichten dürfe.

4. Heimann bemühte sich wie Tillich, Wissenschaft und Handeln auseinanderzuhalten. Dabei war sein Wissenschaftsverständnis nicht eindeutig positivistisch. Einerseits optierte er⁵¹ für eine werturteilsfreie Sozialwissenschaft im Sinne von Max Weber und dem frühen Werner Sombart; andererseits flossen – meist in Verbindung mit seiner religiös-sozialistischen Gesinnung – normative Elemente in seine wissenschaftliche Arbeit mit ein.⁵² Keinen Zweifel ließ er hingegen daran, dass sozial- bzw. wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisse – anders als in den Naturwissenschaften – nicht durch Kausalanalysen, sondern allein durch „Sinn- deutung“, d.h. durch Enthüllung der „wesenhaften Züge der Wirklichkeit“, zu gewinnen seien.⁵³ Damit reihte er sich nochmals in eine deutsche Wissenschaftstradition ein, die bekanntlich auf Wilhelm Dilthey und Friedrich Daniel Schleiermacher zurückgeht.

Beiträge zur Theorie der Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme

Ausgangspunkt für Heimanns Beiträge zur Theorie der Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme war die konstruktiv-kritische Analyse des vorgefundenen Kapitalismus. Tillich folgend, erblickte er die „Dämonie“ einer kapitalistischen, sprich: „rein rational durchgeformten ökonomischen Gesellschaftsordnung“ darin, sowohl schöpferische als auch zerstörerische Kräfte entfalten zu können. Das „Gegeneinanderwirken des Eigennutzes“, das dieser Ordnung als „Triebkraft“ diene, steigere zwar die materielle Wohlfahrt, doch bedrohe es zugleich den Bestand der Gesellschaft.⁵⁴ Die „Sprengeungsgefahr für die Gesellschaft“ bestehe darin, dass „die zentrifugalen Einzelkräfte, statt sich wechselseitig aufzuheben, summiert werden“ – nämlich zu Klassen, deren eigennützige Interessenkämpfe das „Ende der Gesellschaft“ herbeizuführen vermögen, wenn sie nicht gezügelt werden.

„Den grundsätzlich antithetischen Charakter dieser Gesellschaft darstellt zu haben, ist die große und bleibende Leistung von Marx“, meinte Heimann. Wiederum wie Marx, aber zum Teil ganz anders motiviert, hielt er die Proletarier für die wahren Leidtragenden des Klassenkampfes. Sie würden im entfalteten Kapitalismus „geknechtet“ und „entwürdigt“, d.h. bei der Arbeit wie auf dem Arbeitsmarkt unfrei sein⁵⁵ und ihres christlichen Lebenssinnes beraubt werden:

„[...] *ein Christ ist kein Christ*. Man kann nicht in der Vereinzelung, nicht in persönlicher oder sektenhafter Absonderung Christ sein. Der Einzelne kann für sich die Erlösung nicht finden. Dies ist das tiefste Wesen des Christentums. Hier ist die Verbundenheit der Menschen religiös erfaßt, und hier liegt die religiöse Wurzel des Sozialismus. [...] Dies ist der tiefste Grund unserer Gegnerschaft gegen den Kapitalismus, daß er die Menschen verhindert, sich ihrer Gemeinschaft bewußt zu werden und in dieser Gemeinschaft zu erstarken.“⁵⁶

Demgemäß stand für Tillich wie Heimann außer Frage, dass die „dämonische“ Gesellschaft des Kapitalismus durch eine „theonome“, d.h. gottesgesetzliche Ordnung abgelöst werden müsse. In ihr sollten das menschliche Tun und die sozialen Beziehungen nicht mehr fremdbestimmt sein, sondern durch „die innere Mächtigkeit [die Liebe zum Mitmenschen, die sich

u.a. in Würde, Ehrfurcht und Mitgefühl ausdrückt, H. R.] und Eroskraft [d. i. die Liebe zur Wahrheit, zur Erkenntnis und zu kreativer geistiger Tätigkeit, H. R.] des Einzelnen und der rechtsetzenden Gemeinschaften“ geformt werden.⁵⁷ Der Gemeinschaftsgedanke, geradezu eine Gemeinschaftssehnsucht (wie sie schon Walther Rathenau ergriffen hatte), bildete das Fundament dieses Ordnungsmodells.

Heimann berief sich auf den damals viel diskutierten Ansatz des Soziologen Ferdinand Tönnies, Gesellschaft und Gemeinschaft als Gegensätze zu begreifen: Während die Gesellschaft eine konstruierte (mechanistische) Gesamtheit darstelle, die durch den „Kürwillen“ ihrer Mitglieder zusammengehalten werde, sei die Gemeinschaft ein aus dem „Wesenwillen“ erwachsendes organisches Gebilde. Allein die Gemeinschaft ermögliche es den Menschen, ein „sinnerfülltes Leben“ zu führen, und garantiere ihnen „soziale Harmonie“. Heimann verband diese Gemeinschaftsidee mit ständischen Gedanken. Den Stand deutete er⁵⁸ als „grundsätzlich harmonisch und organisch gestimmt“, „als Glied des Ganzen, ihm dienend und von ihm gespeist“. Er kontrastierte diesen integrierenden, „zentripetalen Wesenszug“, der eine ständische Gemeinschaft zusammenhält, mit der selbstzerstörerischen „zentrifugalen“ Gewalt der Klassen in der Gesellschaft. Othmar Spann beipflichtend, behauptete er sogar, dass „der Klasse gemeinschaftliche, ständische Elemente beigemischt sein müssen“, wenn die bürgerliche Gesellschaft überleben will. Sie zehre gewissermaßen „von ihrem geistigen Erbteil aus dem längst überwundenen ständischen Zeitalter“.

Aber anders als Tönnies, der den Weg von der Gemeinschaft zur Gesellschaft der Menschheit geschichtlich unumkehrbar vorgezeichnet sah, war Heimann zuversichtlich, in einer theonomen Gesellschaft den Gemeinschaftsgeist wiederbeleben zu können. Diese gesellschaftliche Transformation sollte durch Willensbildung und Erziehung, nicht durch Revolution, bewirkt werden. Als gemeinschaftsbildende Kräfte kamen seiner Ansicht nach vor allem die Genossenschaften und Gewerkschaften, aber auch das Bauerntum in Frage.

Auf dieser Grundlage entwickelte Heimann in mehreren Schriften⁵⁹ sowie in vielen Artikeln u. a. für die Zeitschrift „Neue Blätter für den Sozialismus“, die er 1930 zu begründen half und mitherausgab,⁶⁰ das Modell einer „sozialistischen Marktwirtschaft“, also eines Wirtschaftssystems, in dem markt- und planwirtschaftliche, kapitalistische und sozialistische Elemente miteinander verbunden sein sollten. Er war nicht nur davon überzeugt,

dass ein solches Mischsystem effizient funktionieren werde, sondern dass es einem rein kapitalistischen System moralisch überlegen sei: Der Marktsozialismus sei das notwendige ökonomische Korrelat einer Gesellschaftsordnung, die es den Menschen am (relativ) besten erlaube, ein Leben nach Gottes Geboten zu führen und zu vollenden, denn „die neue Wirtschaft geht vom Ganzen der Gesellschaft aus und benutzt die solidarischen Interessengruppen als ihre Organe; sie ist Gemeinwirtschaft, ist Sozialismus [...]“.⁶¹

In diesem Rahmen konkretisierte er – teilweise recht detailliert – die sozialistischen wie die markt- und wettbewerbswirtschaftlichen Komponenten seines Modells:⁶² Das private Eigentum an den Produktionsmitteln sei „in die Hand der organisierten Gemeinschaft“ zu überführen.⁶³ Das auf diese Weise entstehende Gemeineigentum diene jedoch keinem Selbstzweck. Es sei vielmehr die genuine Eigentumsform „großbetrieblicher Gemeinschaftsarbeit“, weil es „die lebendige Beziehung des Menschen zu den Dingen, die er bildet und die ihn bilden“, wiederherstelle.⁶⁴

Von dieser „Eigentumssozialisierung“ könnten die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe ausgenommen werden, weil in ihnen seit eh und je eine „Wurzel (des Eigentums) in der Arbeit“ bestehe. Die Gemeinschaft sei so zu formieren, dass sie sich aus „in gleicher Richtung interessierten und darum solidarisch handelnden Gruppen“ zusammensetze.⁶⁵ Solche könnten beispielsweise örtliche Gemeinden, Produktions- und Konsumgenossenschaften, Gewerkschaftsbanken oder Staatsbetriebe sein. Sie seien einer „gestuften Selbstverwaltung“ zu unterstellen.⁶⁶ Die Produktion – vor allem der Massengüter – solle möglichst kostengünstig in Großbetrieben erfolgen. Unter diesem Aspekt seien sogar bestimmte Konzentrationstendenzen in der kapitalistischen Wirtschaft begrüßenswert, sofern sie den Übergang zu einer marktsozialistischen Ordnung begünstigten. Dies gelte insbesondere für Kartelle, weil sie „genossenschaftlich beseelt“ seien. Als Kopf des Systems müssten Zentralstellen eingerichtet werden, die Eckdaten für die Kapitalbildung und das Wirtschaftswachstum vorgäben, die Kreditwirtschaft lenkten und bei konjunkturellen Störungen intervenierten. Während die Güterproduktion kollektiv geplant werden könne, müsse die individuelle Konsumwahl unbedingt frei sein.

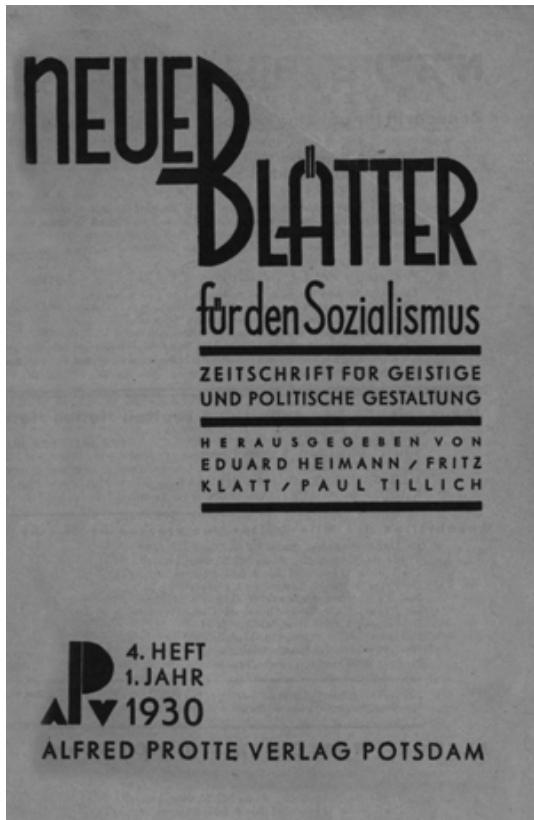


Abb. 4: Umschlag der 1930 von Eduard Heimann mitbegründeten und fortan mitherausgegebenen „Neuen Blätter für den Sozialismus“

Damit finden markt- und wettbewerbswirtschaftliche Elemente Eingang in das Modell. Für ihre Entfaltung gelte der Leitsatz: „Nicht Freiheit des Marktes und nicht Zerschlagung des Marktes, sondern Einbau des Marktes in den zentralistischen Plan, Lenkung durch diesen Plan, das ist [markt]sozialistische Ordnung“.⁶⁷ Heimann unterschied dabei scharf zwischen dem bewährten „technischen Marktprinzip“, demzufolge frei gebildete Preise als Indikatoren der relativen Knappheit und der Faktorallokation fungieren, und historischen Wirtschaftsprozessen, die zwar meistens ökonomisch effizient seien, aber nicht immer sozialverträglich abliefen. So habe zwar

das zeitlose und systemneutrale „Marktprinzip“ auch im Marktsozialismus seinen festen Platz, doch alle sozialschädlichen Wirkungen des Markt- und Wettbewerbsgeschehens müssten ausgeschaltet werden. Das bedeute zum Beispiel im Fall „gemeinwirtschaftlicher“ Angebotsmonopole, dass sie die Preise so zu stellen hätten, als ob (vollkommene) Konkurrenz herrsche. Und um zu zeigen, dass Wettbewerb auf der Seite der Güter- und Kreditnachfrager die „Gemeinschaftsbildung“ nicht stören werde, ja sogar erwünscht sei, argumentierte Heimann mit „Oppenheimers schöner Lehre vom friedlichen Wettbewerb der Käufer im Gegensatz zum feindlichen Wettkampf der Verkäufer“.⁶⁸

Seine ordnungstheoretische und -politische Grundposition hat Heimann auch nach 1945 beibehalten.⁶⁹ Dies erhellt beispielhaft ein Vortragsmanuskript aus dem Jahre 1961, das sich in seinem Nachlass fand und postum publiziert worden ist.⁷⁰ Er verwirft darin sowohl das rein kapitalistische als auch das orthodox-sozialistische (marxistische) Ordnungskonzept, weil beide mit „überhistorischem Anspruch“ vorgetragen würden und somit bloße Ideologien darstellten.

Die von ihm bevorzugte Alternative sei hingegen frei von jedem Ideologieverdacht. Sie ginge von der „welthistorischen Tatsache der sozialen Reform“ aus und gebe nicht vor, die „Zukunft zu beherrschen oder auch nur zu kennen“. Sie gehorche einem dialektischen Prinzip, vergleichbar „einer Impfung [...], durch die ein lebendiger, aber bedrohter Körper [der Kapitalismus, H. R.] mit seinem Gegenteil, mit einem Giftstoff, gegen die Wirkung dieses Giftes immunisiert wird“.⁷¹ Einen derart heilsamen „Giftstoff“ erblickte Heimann in „kollektivistischen Einbauten“ wie Gewerkschaften und Tarifverträgen sowie „zentralistischen Institutionen“, die vor allem für Vollbeschäftigung und eine „Umverteilung von Einkommen auf dem Wege der Besteuerung zugunsten der ärmeren Volksklassen“ zu sorgen hätten.⁷²

Dies hebe dann „die unteren Schichten auf ein Niveau, wo sie an der Freiheit der Bürger in der freiheitlichen Ordnung teilhaben“ werden. Nur in einem Punkt scheint sich der ältere vom jüngeren Heimann merklich zu unterscheiden – sein Reformprogramm ist nun weniger definitiv und eher pragmatisch: Der Reformier müsse „bescheiden genug [sein], um [...] zu wissen“, dass „aus dem Neuen, das sie [die Reform, H. R.] als Lösung der alten Probleme gesetzt hat, neue Not sich erheben und nach neuer Reform rufen wird“.⁷³ So stehe die moderne, hochtechnisierte Wohlstandsgesellschaft bereits vor dem nächsten Problem: „Wir müssen immer mehr Güter

produzieren, die immer weniger gebraucht werden [...].“⁷⁴ Ob jedoch der Weg, den Heimann nachfolgenden Generationen zur Lösung dieses Problems gewiesen hat, realistisch ist oder utopisch bleiben wird, scheint mir nach wie vor eine offene Frage zu sein: „Was uns fehlt, ist ein neues Bild des Lebens, das eine Demokratie anständigerweise für ihre Bürger wünschen muß, wo moralische, ästhetische und technische Überlegungen im Gleichgewicht sind.“⁷⁵

Beiträge zur Theorie der Sozialpolitik

Vor allem unter dem Einfluss der jüngeren historisch-ethischen Schule und der sie flankierenden kathedern- und staatssozialistischen Lager intensivierten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die sozialreformerischen Bestrebungen in Deutschland.⁷⁶ Die wichtigste Plattform dafür war der Verein für Socialpolitik, in dem sich 1872 gleich gesinnte Akademiker und Praktiker zusammengeschlossen hatten. Ihr gemeinsames Ziel bestand darin, sich über die dem Laissez-faire-Kapitalismus angelastete Deklassierung der unteren Bevölkerungsschichten zu verständigen, Vorschläge zur Lösung dieser sogenannten sozialen Frage zu erarbeiten und sie sowohl publizistisch als auch wissenschaftlich offensiv zu vertreten. Sie verlangten ein „soziales Königtum“, das dafür sorgt, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnarbeiter zu verbessern und ihre materielle Existenz zu sichern. So wurde die Sozialpolitik schnell „das große Lieblingskind der Nationalökonomie“ jener Zeit.⁷⁷

Doch schon bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs sprach man in Deutschland in verschiedener Hinsicht von der „Krisis der Sozialpolitik“.⁷⁸ Das alte Wunschbild vom gnädigen Herrscher, vom „Vater Staat“, dem das Wohlergehen seiner Untertanen am Herzen liegt, verschwand mit der Monarchie. Und in der jungen Weimarer Republik diskutierten Sozialisten, Liberale und Konservative nun äußerst kontrovers über Sinn und Unsinn sozialpolitischer Maßnahmen. Überdies erlahmte das Interesse an sozialpolitischen Themen merklich, als nach 1918 der nationalökonomische Historismus immer mehr von der neoklassischen bzw. liberalen Lehre bedrängt wurde. Ferner verstärkten sich die Zweifel, ob sozialpolitische Maximen überhaupt wissenschaftlich begründbar sind. Dies war dem zu-

nehmenden Einfluss der Ansichten Max Webers zuzuschreiben, der schon 1904 gefordert hatte, strikt zwischen sozialwissenschaftlicher Tatsachenerkenntnis und sozialpolitischen Werturteilen zu unterscheiden.

Auch Heimann schaltete sich in die anhaltende Debatte über die vermeintliche Krise der Sozialpolitik ein. Anfangs verteidigte er die überkommene Lehre, das Ziel der Sozialpolitik darin zu sehen, die Verteilungsergebnisse des Marktes nachträglich zu korrigieren, um sozialrevolutionären Tendenzen, die die Stabilität von Staat und Gesellschaft gefährden könnten, den Nährboden zu entziehen.⁷⁹ Allmählich wandelte sich indes seine Einstellung zur Rolle der Sozialpolitik in der modernen Wirtschaftsgesellschaft. Er wollte der Sozialpolitik nun eine (neue) wissenschaftliche Basis geben und sie dadurch aus der Krise führen. Dabei entschied er sich für einen historisch weit ausholenden gesellschaftstheoretischen Ansatz, den er in seinem 1929 erschienenen Hauptwerk zur „Theorie der Sozialpolitik“⁸⁰ ausarbeitete und fast beschwörend vortrug. In der Sache hatte sich Heimann viel vorgenommen, nämlich „den sozialen Weg des Kapitalismus auf deutschem Boden zu beschreiben“,⁸¹ mehr noch, das „Wesen der Sozialpolitik“ mithilfe einer „sozialen Theorie des Kapitalismus“ zu entschlüsseln.

Das extrem liberalistische Argument, die Sozialpolitik sei ein systemfremdes und daher störendes Element in einer freien Markt- und Wettbewerbswirtschaft, versuchte er mit der überraschenden Hypothese zu entkräften, dass die Sozialpolitik selbst ein legitimes Kind des (ökonomischen) Liberalismus sei. Er sah die „große sozialpolitische Leistung des Liberalismus“, der die eigentumslosen Menschen aus der feudalistischen Knechtschaft befreit habe, in der „Übereignung des Arbeitsvermögens an die Arbeiter“.⁸² Die dergestalt erworbenen Besitz- und Freiheitsrechte seien jedoch nur im frühen (liberalen) Kapitalismus gesichert gewesen, solange eine „kleinbetriebliche Demokratie“ bestand, „die jeden tüchtigen Mann zu seinem eigenen Herrn macht [...]“ und alle den anonymen Marktgesetzen gleichermaßen unterwirft. Dies gelte jedoch nicht mehr in der „großbetrieblichen Herrschaftsorganisation“ des Hochkapitalismus.⁸³ Das Individuum verliere seine ökonomische Freiheit wieder und gerate aufs Neue in soziale Abhängigkeit und Not. Die Hoffnung der Liberalen, dass sich diese „soziale Frage“ in einer dauerhaft wachsenden Wirtschaft gar nicht mehr stellen wird bzw. durch systeminterne Korrekturen der Einkommens- und Vermögensverteilung jederzeit beherrschbar bleibt, verkenne – so Heimann – das eigentliche Problem. Eine solche Erwartung impliziere nämlich eine

„materialistische Verfälschung des Lebens zu einer bloßen Güterfrage“⁸⁴ und beschränke damit die Sozialpolitik auf einen quantitativ-ökonomischen Zweck.

Diesem Verständnis von Sozialpolitik stellte Heimann seine Auffassung vom „dynamisch-geistigen Wesen“ der Sozialpolitik entgegen. Sie sei als solches Teil einer „sozialen Bewegung“, die sich das Ziel gesteckt habe, die in der „modernen Arbeitswelt“ verlorengegangene „Freiheit und Würde der Arbeit“ zurückzugewinnen,⁸⁵ ohne jedoch die – wegen ihrer hohen Produktivität unbestreitbar vorteilhafteste – großbetriebliche Produktionsweise antasten zu wollen. Die Sozialpolitik müsse also systemstabilisierend und systemverändernd zugleich wirken. Er sprach daher vom „konservativ-revolutionären Doppelwesen“, von der „dialektischen Paradoxie“ der Sozialpolitik: „[...] sie baut den Kapitalismus stückweise ab und rettet dadurch seinen jeweils verbleibenden Rest; sie erreicht immer dann und nur dann einen Erfolg, wenn die Erfüllung einer sozialen Teilforderung zur produktionspolitischen Notwendigkeit wird“.⁸⁶ Daraus folgte für ihn zwingend, dass Sozialpolitik mehr umfassen muss als Armenfürsorge und Wohlfahrtspflege, als Umverteilung und soziale Sicherung, nämlich „Sozialisierung [...] und zwar Sozialisierung von unten her, aus der Sphäre des einzelnen Arbeiters aufsteigend und allmählich bis in das Herz der Eigentumsfrage vorstoßend [...]“.⁸⁷

Seinem dialektischen Ansatz entsprechend ordnete er die sozialpolitischen Maßnahmen danach, ob sie den Wirtschaftsverlauf sichern (z.B. durch Arbeiterschutz und Arbeitswissenschaft), ihn zugunsten der Arbeitnehmer verändern (durch Lohnerhöhungen, Arbeitslosenunterstützung, Schlichtungswesen, Arbeitsvermittlung) oder ihn in seiner ökonomischen Effizienz beeinträchtigen (vor allem durch die gesetzliche Verankerung von Betriebsräten und Gewerkschaften).⁸⁸ Während sich die Sozialpolitik im ersten Fall bereits aus den rein wirtschaftlichen Erfordernissen der industriellen Produktionsweise selbst rechtfertige, sei sie in den beiden anderen Fällen „der institutionelle Niederschlag der sozialen Idee im Kapitalismus und gegen den Kapitalismus“ und damit eine „Methode der Sozialisierung“ zur Wiedergewinnung bzw. Schaffung einer „sozialen Freiheitsordnung, welche die arbeitenden Menschen umfassen und tragen soll“.⁸⁹

Eine wirkliche Bewährungsprobe blieb Heimanns sozialpolitischer Philosophie verwehrt. Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde sie obsolet – wie alle Ideen, die diesem Regime nicht passten. Und nach

1945 ist der sozialpolitische Diskurs in der Bundesrepublik Deutschland – theoretisch wie praktisch – in Bahnen verlaufen,⁹⁰ die sich von Heimanns Vorstellungen immer weiter entfernt haben. Bernhard Badura kann man nur zustimmen, wenn er „Heimanns demokratischen Sozialismus“ als „eine Provokation moderner Sozialpolitik“ empfindet.⁹¹ Institutionelle und gesellschaftspolitische Aspekte sind heutzutage in den Hintergrund getreten, da der wissenschaftliche Bedeutungsinhalt von Sozialpolitik längst auf die instrumentale Beeinflussung der Einkommensverteilung bzw. Einkommensumverteilung eingeengt wurde. Konsequenterweise ist eine solch quantitative Theorie der Sozialpolitik zunehmend in die allgemeine Makroökonomie integriert worden. So nimmt es nicht wunder, dass die Sozialpolitik als eigenständige Disziplin aus dem Fächerkanon wirtschaftswissenschaftlicher Studiengänge weitgehend verschwunden ist. An den meisten deutschen Universitäten – so auch in Hamburg – gibt es daher schon lange keine speziell sozialpolitisch ausgerichteten Lehrstühle mehr im Bereich der Ökonomik.

Epilog

Eduard Heimann wirkt heute wie eine tragische Figur der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts. Zu seiner Zeit war er – mal diesseits, mal jenseits des Atlantiks – ein bekannter und angesehener Gelehrter und Professor. Sein Wirken war von hohen moralischen Ansprüchen bestimmt, sein Denken tiefgründig und anregend, seine Haltung stets aufrecht und offen. Dennoch hat man diese beeindruckende Persönlichkeit und ihr umfangreiches Werk in unserer Zeit schnell vergessen, sogar in jenen Kreisen, in denen sich Heimann durch seine Arbeit einen unverwechselbaren Namen gemacht hatte – in Wissenschaft, Religion und Politik. Und dies gilt nicht nur für den deutschen Sprachraum, von dem er mehr als zwölf lange Jahre abgeschnitten war. Auch in den USA scheinen sich seine Spuren schnell verwischt zu haben. Obwohl er die Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften mit vielen Beiträgen bereichert hat, wird er von seinen nachgeborenen Fachgenossen kaum noch zitiert und in der dogmengeschichtlichen Literatur auffällig vernachlässigt. Obwohl er mit und neben Paul Tillich zudem sehr viel dafür getan hat, der evangelischen Theologie die Welt der Sozial-

wissenschaften zu erschließen, nimmt heutzutage weder die Kirche noch die Religionswissenschaft groß Notiz davon. Und obgleich Heimann über ein halbes Jahrhundert zu den gescheiterten Vordenkern eines freiheitlich-demokratischen Sozialismus gehörte, wird seine Leistung von der heutigen Sozialdemokratie – soweit ich sehe – gar nicht gewürdigt.

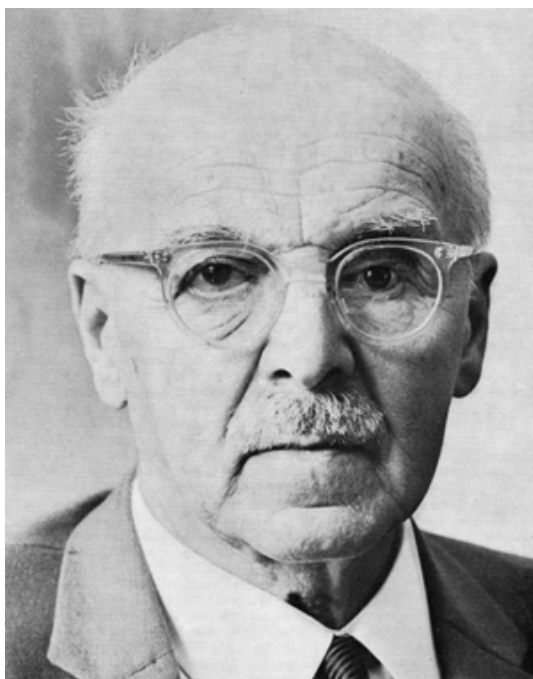


Abb. 5: Eduard Heimann, Mitte der 1960er Jahre

Für dieses Vergessen bzw. Verdrängen scheint es mehrere Gründe zu geben, die entweder mit allgemeinen Zeiterscheinungen oder mit Heimann selbst zu tun haben:

1. In einer Epoche, in der so gut wie alle sozialistischen Experimente gescheitert sind, während gleichzeitig kapitalistische Systeme anhaltend erfolgreich waren, interessiert man sich zwangsläufig auch weniger für die Entwürfe von Mischordnungen, vor allem dann, wenn sie – wie bei Heimann – eine stärkere Auslenkung zur sozialistischen Seite hin ha-

- ben. Der dauerhaften Rezeption Heimann'scher Ideen hinderlich waren und sind außerdem das unzeitgemäße Pathos mancher seiner Texte sowie die Tatsache, dass sein fester Glaube an die Verbesserungsfähigkeit des Menschen mehr denn je für naiv gehalten wird.
2. Aus Sicht der modernen Wirtschaftswissenschaft ist Heimann nicht zuletzt deshalb ein Außenseiter geblieben, weil er ökonomische Probleme vorwiegend mit „deutschen Denkmitteln“ traktierte. Daran hatte sich bei ihm auch dann kaum etwas geändert, als er im amerikanischen Exil viele Jahre mitten in jenem intellektuellen Klima lebte,⁹² das den damaligen wie heutigen Hauptstrom des ökonomischen Denkens in seinen Zielen, Leitbildern und Methoden stark geprägt hat. Nach wie vor sind Forschung und Lehre vom methodologischen Individualismus beherrscht. Ökonomische Probleme werden vorwiegend als entscheidungslogische Optimierungskalküle modelliert und möglichst mathematisch formuliert. Das war nie Heimanns „Welt“ – auch nicht als Wirtschaftstheoretiker.
 3. In der Bundesrepublik Deutschland pflegen schon seit Langem weder die Evangelische Kirche noch die Sozialdemokratische Partei und der Deutsche Gewerkschaftsbund ihre mehr oder weniger ausgeprägten sozialistischen Traditionen, wohl weil sie sich mittlerweile aus unterschiedlichsten Gründen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Positionen des Liberalismus angenähert haben bzw. sich ihnen verpflichtet fühlen. Wahrscheinlich ist deshalb in diesen Kreisen nur noch sehr selten von Heimann die Rede.
 4. Im Unterschied zu Adolf Löwe und Alexander Rüstow hat sich Heimann nie ganz der geistigen Vormundschaft Paul Tillichs entziehen können oder wollen.⁹³ Er hielt seinen großen Lehrmeister für ein Genie und bewunderte bis zuletzt dessen „mächtige Gedankenarbeit“, die zu bewahren er für seine Freundes- und Dankespflicht hielt. So spielte er weiter die Rolle des „Petrus“, die ihm Tillich schon früh zu Zeiten des Kairos-Kreises zugedacht hatte. Er verlor dadurch möglicherweise den Blick für alternative Ansätze, die ebenfalls Religion und Gesellschaft oder Religion und Wirtschaft aufeinander zu beziehen suchten. Von daher fällt auf, dass sich Heimann in seinem Spätwerk nicht mit entsprechenden Vorstellungen, namentlich der ordoliberalen Freiburger Eucken-Schule,⁹⁴ auseinandergesetzt und damit von einem Diskurs selbst ausgeschlossen hat, der die politische und wirtschaftliche

Neuordnung Westdeutschlands nach 1945 wesentlich mitbestimmen sollte. Umgekehrt wurde Heimann von den Neoliberalen allerdings ebenso ignoriert. Das belegen beispielsweise die „Grundtexte zur Freiburger Tradition der Ordnungsökonomik“,⁹⁵ in denen keinerlei Reaktionen auf seine Positionen auszumachen sind.

Dies alles vermag Heimanns Lebensleistung jedoch nicht zu schmälern. Unter den deutschen sozialistischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts ist Heimann – vielleicht neben Franz Oppenheimer, Adolf Löwe und Carl Landauer – der Ökonom, der am fruchtbarsten soziologisches und wirtschaftstheoretisches Gedankengut miteinander zu verknüpfen wusste. Und seine Vision von einem religiösen Sozialismus wird – auch wenn sie sich endgültig als Utopie erweisen sollte – für alle Zeit zum notwendigen Ideenvorrat abendländischen Denkens gehören, denn wie die Erfahrung lehrt, verblasst das jeweils erworbene Wissen schnell, wenn es an farbkräftigen Gegenbildern mangelt.

Anmerkungen

* Überarbeitete und erweiterte Fassung meines Aufsatzes: Heimann, Eduard. In: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933. Hg. von Harald Hagemann und Claus-Dieter Krohn. München 1999, Bd. 1, S. 242–251.

¹ Siehe u. a. Klaus Malettke: Heimann, Hugo. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8 (1969), S. 272f.

² Anne-Katrin Ziesack: Der Verlag Walter de Gruyter 1749–1999. Berlin/New York 1999, S. 146–148.

³ Eduard Heimann: Zur Kritik der Sozial-Methode. Tübingen 1913.

⁴ Eduard Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft. Kritische und positive Beiträge zur Theorie des Sozialismus. Berlin 1922.

⁵ Carl Landauer: Das Eindringen marktwirtschaftlicher Vorstellungen in die sozialistische Ideenwelt. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik [12. Jahr]. Tübingen 1967, S. 142–159, hier S. 146.

⁶ Zitiert nach Heinz Rieter/Regina Schlüter-Ahrens: Landauer, Carl. In: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933. Hg. von Harald Hagemann und Claus-Dieter Krohn. München 1999, Bd. 1, S. 345–352, hier S. 350.

⁷ Adolph Lowe: In Memoriam: Eduard Heimann 1889–1967. In: Social Research. An International Quarterly of Political and Social Science 34 (1967), S. 609–612; deutsche Übersetzung: Nachruf für Eduard Heimann. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 124 (1968), S. 209–211, hier S. 209.

⁸ Vgl. Marie-Elisabeth Hilger: Das Sozialökonomische Seminar (SÖS). In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 953–979.

⁹ Heinz-Dietrich Ortlieb: Eduard Heimann. Sozialökonom, Sozialist und Christ. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik [13. Jahr]. Tübingen 1968, S. 250–266, hier S. 250.

¹⁰ Das transkribierte Interview ist abgedruckt in: Birgit Ladwig: Eduard Heimann. Nationalökonom und religiöser Sozialist (1912–1933). Wirtschaftswissenschaftliche Diplomarbeit, Universität Hamburg 1991, S. 121–131, hier S. 126 und S. 130. Ein Exemplar der Arbeit befindet sich in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte (künftig: HBfUG).

¹¹ Siehe die Bibliographien in: Zur Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft. Festschrift für Eduard Heimann zum 70. Geburtstag (zugleich Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik [4. Jahr]). Hg. von Heinz-Dietrich Ortlieb. Tübingen 1959, S. 342–348; Eduard Heimann: Sozialismus im Wandel der modernen Gesellschaft. Aufsätze zur Theorie und Praxis des Sozialismus. Ein Erinnerungsband. Hg. und eingeleitet von Heinz-Dietrich Ortlieb. Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1975, S. 184–186; Ulrich Heyder: Der sozialwissenschaftliche Systemversuch Eduard Heimanns. Darstellung und Kritik der Möglichkeit einer einheitlichen Theorie der modernen Wirtschafts- und Sozialsysteme. Frankfurt am Main u. a. 1977, S. 269–279.

¹² Heinz-Dietrich Ortlieb: So begann es. Lebenserinnerungen 1910 bis 1945. Hamburg 2001, S. 74–76.

¹³ Eduard Heimann: *Communism, Fascism, or Democracy?* New York 1938.

¹⁴ Siehe z.B. Rainer Nicolaysen: Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie. Frankfurt am Main 1997, S. 200–202 und passim; Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992, S. 56 [zuerst: Ausstellungskatalog. Hamburg 1991].

¹⁵ Vgl. den Eintrag über Hugo Heimann in: M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation. Hg. von Martin Schumacher. 3., erheblich erweiterte Aufl. Düsseldorf 1994, S. 178–180. Dem Andenken seiner Schwester widmete Heimann das Buch „Freedom and Order. Lessons from the War“ (New York 1947) mit den Worten: „To the Memory of My Sister *Johanna*, Whose Life, a Comfort to Many, was Lost in the Cataclysm“.

¹⁶ Zitiert nach Bottin (wie Anm. 14), S. 96.

¹⁷ Heinz Rieter: Die Anfänge der Wirtschaftswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Personen, Institutionen, Konflikte. In: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXV: Die deutschsprachige Wirtschaftswissenschaft in den ersten Jahrzehnten nach 1945. Hg. von Christian Scheer. Berlin 2010, S. 25–200, hier S. 33f. und S. 46f.

¹⁸ Siehe zu Heimanns Wirken nach 1945 in Deutschland auch Rainer Nicolaysen: Heimann, Eduard Magnus Mortier. In: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 3. Göttingen 2006, S. 158–160, hier S. 159f.; Rainer Nicolaysen: Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 117–152, hier S. 137–140.

¹⁹ Ortlieb: Festaussage für Heimann (wie Anm. 11).

²⁰ Im Format der Hamburger Universitätsreden veröffentlicht als: In memoriam Eduard Heimann. Sozialökonom, Sozialist und Christ. Reden, gehalten anlässlich der Gedächtnisfeier der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg am 23. November 1967 von Heinz Gollnick und Heinz-Dietrich Ortlieb. Hamburg 1968; auch als: Heinz Gollnick: Eduard Heimann – in memoriam. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik [13. Jahr]. Tübingen 1968, S. 247–249; Ortlieb: Eduard Heimann (wie Anm. 9). Die Rede von Ortlieb ist kaum verändert wiederabgedruckt in: Heimann: Erinnerungsband (wie Anm. 11), S. 1–20.

²¹ In dieser Gedenkstunde wurden zwei – meines Wissens – später nicht veröffentlichte Vorträge gehalten: Klaus-Michael Kodalle: Religiöser Impuls und ökonomische Realität – Heimanns Beitrag zum Kampf um Gerechtigkeit; Heinz-Dietrich Ortlieb: Freiheit und Ordnung – Eduard Heimanns Grundthema zu unserer Zeit [Typoskripte beider Texte in der HbFUG].

²² Bottin (wie Anm. 14).

²³ Ortlieb: Eduard Heimann (wie Anm. 9), S. 252f. bzw. Heimann: Erinnerungsband (wie Anm. 11), S. 3f.

²⁴ Siehe u.a. Heinz D. Kurz: Franz Oppenheimer und das Problem der „Bodensperrung“. In: Franz Oppenheimer und Adolph Lowe. Zwei Wirtschaftswissenschaftler der Frankfurter Universität. Hg. von Volker Caspari und Bertram Schefold. Marburg 1996, S. 65–120; Peter Kalmbach: Oppenheimer und der „dritte Weg“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus. In: Ebd., S. 121–140.

²⁵ Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft (wie Anm. 4), S. 181.

²⁶ Siehe aus zeitgenössischer Sicht Karl C. Thalheim: Sozialkritik und Sozialreform bei Abbe, Rathenau und Ford. Berlin 1929.

²⁷ Siehe zur ersten Orientierung Werner Schüßler: Paul Tillich. München 1997. Ein Querschnitt von Originaltexten zum religiösen Sozialismus aus Tillichs Feder in: Paul Tillich: Für und wider den Sozialismus. München/Hamburg 1969, S. 15–201.

²⁸ Paul Tillich: Kairos. In: Die Tat 14 (1922) [Sonderheft über religiösen Sozialismus], S. 330–350, hier S. 342.

²⁹ Eduard Heimann: Sozialismus, Kommunismus und Demokratie. In: Neue Blätter für den Sozialismus 3 (1932), S. 622–625, hier S. 625.

³⁰ Eduard Heimann: Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik. Tübingen 1929 (zitiert nach der unveränderten Neuaufl. Frankfurt am Main 1980), S. 44.

³¹ Eduard Heimann: Stimmen von der Hannoverschen Tagung. [Heimanns] Rede am 13.9.1921. In: Blätter für religiösen Sozialismus 2 (1921), Nr. 11/12, S. 41–48, hier S. 43.

³² Siehe zu Adolf Löwe (Adolph Lowe) u.a. Claus-Dieter Krohn: Der Philosophische Ökonom. Zur intellektuellen Biographie Adolph Lowes. Marburg 1996; Ulf Beckmann: Von Löwe bis Leontief. Pioniere der Konjunkturforschung am Kieler Institut für Weltwirtschaft. Marburg 2000.

³³ Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), S. 140.

³⁴ Eduard Heimann: Zur Kritik des Kapitalismus und der Nationalökonomie. In: Blätter für religiösen Sozialismus 7 (1926), Nr. 1/2, S. 5–23, hier S. 23.

³⁵ Siehe insbesondere Eduard Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft (wie Anm. 4); Soziale Theorie (wie Anm. 30), 1. bis 3. Abschnitt; Kapitalismus und Sozialismus. Reden und Aufsätze zur Wirtschafts- und Geisteslage. Potsdam 1931; Sozialismus und Eigentum. In: Neuwirk. Ein Dienst am werdenden 14 (1932), S. 99–102; Sozialismus (wie Anm. 29); Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung. Potsdam 1932, Neuaufl. Offenbach am Main 1948; Wirtschaftssysteme und Gesellschaftssysteme. Tübingen 1954; Soziale Theorie der Wirtschaftssysteme. Tübingen 1963; Soziale Ideologien und soziale Reform. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik [16. Jahr]. Tübingen 1971, S. 334–342; Wandel der modernen Gesellschaft (wie Anm. 11).

³⁶ Siehe insbesondere Eduard Heimann: Marktwirtschaft, Klassengesellschaft und Sozialpolitik. Über die wissenschaftliche Grundlegung der Sozialpolitik und ihr Schrifttum. In: Kölner Sozialpolitische Vierteljahresschrift 3 (1924), H. 2, S. 45–71; Entwicklungsgang der wirtschafts- und sozialpolitischen Systeme und Ideale, II. Die jüngste Entwicklung. In: Grundriß der Sozialökonomik, 1. Abt., I. Teil. 2., erweiterte Aufl. Tübingen 1924, S. 184–201; Sozialismus und Sozialpolitik. Ökonomische und philosophische Betrachtungen über die Beziehungen zwischen ihnen [Antrittsvorlesung an der Hamburgischen Universität am 7. Juli 1925]. In: Paul Tillich (Hg.): Kairos. Zur Geisteslage und Geisteswendung. Darmstadt 1926, S. 289–310; Soziale Theorie (wie Anm. 30), 3. bis 5. Abschnitt; Grundlagen und Grenzen der Sozialpolitik. In: Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Königsberg 1930. Hg. von Franz Boese (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 182). München/Leipzig 1931, S. 58–83.

³⁷ Siehe insbesondere Eduard Heimann: Sozial-Methode (wie Anm. 3); Entwicklungsgang (wie Anm. 36); Kritik des Kapitalismus (wie Anm. 34); History of Economic Doctrines. An Introduction to Economic Theory. London u.a. 1945; deutsche Übersetzung: Geschichte der volks-

wirtschaftlichen Lehrmeinungen. Eine Einführung in die nationalökonomische Theorie. Frankfurt am Main 1949; Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35).

³⁸ Siehe vor allem Hauke Janssen: Nationalökonomie und Nationalsozialismus. Die deutsche Volkswirtschaftslehre in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. 3., überarbeitete Aufl. Marburg 2009, S. 34–47. Janssen hat das Zustandekommen und die Aktivitäten, aber auch das Scheitern dieses „theoretischen Clubs“ erstmals anhand von Archivalien genau dokumentiert.

³⁹ Ebd., S. 402–410.

⁴⁰ Knut Borchardt/Hans-Otto Schötz (Hg.): Wirtschaftspolitik in der Krise. Die (Geheim-)Konferenz der Friedrich List-Gesellschaft im September 1931 über Möglichkeiten und Folgen einer Kreditausweitung (Monographien der List Gesellschaft e.V., N.F., Bd. 13). Baden-Baden 1991. Siehe auch Janssen (wie Anm. 38), S. 410–415.

⁴¹ Zur großen Bedeutung dieses Ansatzes in den damaligen Diskursen siehe Marc Lüdders: Die Suche nach einem Dritten Weg. Beiträge der deutschen Nationalökonomie in der Zeit der Weimarer Republik. Frankfurt am Main 2004, speziell zu Heimann siehe S. 43–45, 183, 241–253.

⁴² Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), Vorwort.

⁴³ Ebd., Einleitung.

⁴⁴ Vgl. u.a. ebd., 1. Abschnitt, 2. Teil, Kapitel D.

⁴⁵ Ebd., S. 308.

⁴⁶ Zum Beispiel Eduard Heimann: Vom neuen Wirtschaftsgeist. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 41 (1916), S. 758–768; Heimann: Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35), Einleitung.

⁴⁷ Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), S. 11f.

⁴⁸ Vgl. Heyder (wie Anm. 11), Abschnitt D 1.

⁴⁹ Heimann: Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35), S. 2, Fußnote 1.

⁵⁰ Vgl. Heinz Rieter: Historische Schulen. In: Geschichte der Nationalökonomie. Hg. von Otmar Issing. 4. überarbeitete und erg. Aufl. München 2002, S. 131–168, hier S. 158–160.

⁵¹ Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft (wie Anm. 4), S. 175.

⁵² Vgl. auch Heyder (wie Anm. 11), Abschnitt D 2.

⁵³ Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), Einleitung.

⁵⁴ Heimann: Klassengesellschaft und Sozialpolitik (wie Anm. 36), S. 54–56.

⁵⁵ Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), 3. Abschnitt.

⁵⁶ Heimann: Rede (wie Anm. 31), S. 43 [Hervorhebungen im Original].

⁵⁷ Paul Tillich: Grundlinien des Religiösen Sozialismus. Ein systematischer Entwurf. In: Blätter für religiösen Sozialismus 4 (1923), Nr. 8/10, S. 1–24, hier S. 16f.

⁵⁸ Heimann: Klassengesellschaft und Sozialpolitik (wie Anm. 36), S. 55–57.

⁵⁹ Siehe vor allem Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft (wie Anm. 4); Wirtschafts- und Arbeitsordnung (wie Anm. 35) und Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35), insbesondere Kap. VI.

⁶⁰ Vgl. u.a. August Rathmann: Ein Arbeiterleben. Erinnerungen an Weimar und danach. Wuppertal 1983, S. 161–170; ders.: Eduard Heimann (1889–1967). Von Marx und seiner „überwältigend großartigen“ Lehre zum religiös-freiheitlichen Sozialismus. In: Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten. Hg. von Peter Lösche, Michael Scholing, Franz Walter. Berlin 1988, S. 121–144, hier S. 131f.

- ⁶¹ Heimann: Wirtschaftsgeist (wie Anm. 46), S. 765.
- ⁶² Einen Überblick gibt Klaus-M. Kodalle: Politische Solidarität und ökonomisches Interesse. Der Begriff des Sozialismus nach Eduard Heimann. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 26/75, 28.6.1975, S. 3–32, hier S. 22–25.
- ⁶³ Heimann: Wirtschafts- und Arbeitsordnung (wie Anm. 35), S. 9.
- ⁶⁴ Heimann: Sozialismus und Eigentum (wie Anm. 35), S. 100f.
- ⁶⁵ Heimann: Wirtschaftsgeist (wie Anm. 46), S. 765.
- ⁶⁶ Heimann: Wirtschafts- und Arbeitsordnung (wie Anm. 35), S. 10f.
- ⁶⁷ Ebd., S. 39; Heimann: Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35), S. 112–125.
- ⁶⁸ Heimann: Mehrwert und Gemeinwirtschaft (wie Anm. 4), S. 182.
- ⁶⁹ Siehe dazu auch Volker Kruse: Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945. Eduard Heimann, Alfred von Martin, Hans Freyer. Frankfurt am Main 1994, S. 50–99.
- ⁷⁰ Heimann: Soziale Ideologien (wie Anm. 35); ausführlicher Heimann: Theorie der Wirtschaftssysteme (wie Anm. 35).
- ⁷¹ Heimann: Soziale Ideologien (wie Anm. 35), S. 339.
- ⁷² Ebd.
- ⁷³ Ebd., S. 341.
- ⁷⁴ Ebd., S. 342.
- ⁷⁵ Ebd.
- ⁷⁶ Siehe u. a. Rieter: Historische Schulen (wie Anm. 50), insbesondere S. 148–150.
- ⁷⁷ Julius Hirsch: Deutsche Wirtschaftswissenschaft und -Praxis im letzten Menschenalter. In: Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag. Hg. von Moritz Julius Bonn und Melchior Palyi. 2. Bd.: Der Stand der Forschung. München/Leipzig 1925, S. 147–197, hier S. 164.
- ⁷⁸ U. a. Goetz Briefs: Zur Krisis der Sozialpolitik. In: Kölner Sozialpolitische Vierteljahresschrift 3 (1924), H. 1, S. 5–16. Siehe in der Sekundärliteratur die ausführliche Darstellung von Janssen (wie Anm. 38), Abschnitt 4.1.2 („Krise der Sozialpolitik“).
- ⁷⁹ U. a. Heimann: Klassengesellschaft und Sozialpolitik (wie Anm. 36); Entwicklungsgang (wie Anm. 36); Sozialismus und Sozialpolitik (wie Anm. 36).
- ⁸⁰ Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30).
- ⁸¹ Ebd., S. 9.
- ⁸² Ebd., S. 36–41.
- ⁸³ Ebd., S. 41–47.
- ⁸⁴ Ebd., S. 45; siehe auch S. 208–215.
- ⁸⁵ Ebd., S. 139–148.
- ⁸⁶ Ebd., S. 172; siehe auch S. 190 und S. 214.
- ⁸⁷ Ebd., S. 296; siehe auch 5. Abschnitt.
- ⁸⁸ Ebd., 4. Abschnitt.
- ⁸⁹ Ebd., S. 290.

⁹⁰ Vgl. Rudolf Schilcher: Sozialpolitik als Wirtschaftspolitik. In: Olaf Triebenstein (Hg.): Sozialökonomie in politischer Verantwortung. Festschrift für Joachim Tiburtius. Berlin 1964, S. 195–211.

⁹¹ Bernhard Badura: Heimanns demokratischer Sozialismus, eine Provokation moderner Sozialpolitik. In: Heimann: Soziale Theorie (wie Anm. 30), S. III–XXII.

⁹² Vgl. auch Eduard Heimann: The Refugee Speaks. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science 203 (1939), S. 106–113.

⁹³ Vgl. Rathmann: Arbeiterleben (wie Anm. 60), S. 128 und S. 168f.; siehe auch Rathmann: Eduard Heimann (wie Anm. 60), S. 123.

⁹⁴ Siehe Heinz Rieter/Matthias Schmolz: The Ideas of German Ordoliberalism 1938–45. Pointing the Way to a New Economic Order. In: The European Journal of the History of Economic Thought 1 (1993), S. 87–114, hier insbesondere S. 104f.

⁹⁵ Grundtexte zur Freiburger Tradition der Ordnungsökonomik. Hg. von Nils Goldschmidt und Michael Wohlgemuth. Tübingen 2008.

Autorinnen und Autoren

Rainer Donandt, geb. 1965, M. A., Freier Kunsthistoriker; Forschungsschwerpunkte: Kunst- und Wissenschaftsgeschichte Hamburgs.

Eckart Krause, geb. 1943, Staatsexamen Geschichte und Englisch, 1971–2008 Wissenschaftlicher Angestellter der Universität Hamburg, Gründer und bis zum Ruhestand Leiter der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte und der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, seither freier Mitarbeiter.

Dieter Lenzen, geb. 1947, Dr. phil., Professor für Philosophie der Erziehung, 2003–2010 Präsident der Freien Universität Berlin, seit 1. März 2010 Präsident der Universität Hamburg.

Rainer Nicolaysen, geb. 1961, Dr. phil., Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte und apl. Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg; Forschungsschwerpunkte: Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte des deutschsprachigen Exils (1933–1945) und der Remigration, Biographieforschung, Hamburgische Geschichte.

Birgit Recki, geb. 1954, Dr. phil., Professorin für Philosophie an der Universität Hamburg, von 1997 bis 2008 Leiterin der dortigen Ernst-Cassirer-Arbeitsstelle; Forschungsschwerpunkte: Ethik und Ästhetik, Immanuel Kant, Ernst Cassirer, Anthropologie/Kulturphilosophie des 20. Jahrhunderts, Theorie der Freiheit.

Karin Reich, geb. 1941, Dr. rer. nat., emeritierte Professorin für Geschichte der Naturwissenschaften, zuletzt an der Universität Hamburg (1995–2007); Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Naturwissenschaften im 16., 19. und 20. Jahrhundert, insbesondere Melanchthon, Gauß und die Geschichte der Mathematik in Hamburg.

Heinz Rieter, geb. 1937, Dr. rer. oec., emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre, zuletzt an der Universität Hamburg (1984–2004); Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Wirtschaftswissenschaft, Geldtheorie und Geldpolitik.

Ingrid Schröder, geb. 1960, Dr. phil., Professorin für Linguistik des Deutschen und Niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Hamburg; Forschungsschwerpunkte: Niederdeutsch, Sprachvariation, Sprach Einstellungen, Hamburger Sprachgeschichte, Historische Grammatik, Magisches Sprechen.

Abbildungsnachweis

Einleitung:

- Abb. 1 Stefan Kayser, Hamburg
- Abb. 2, 3 UHH/Baumann
- Abb. 4 UHH/Schell

Beitrag Krause:

- Abb. 1, 5, 6 Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte
- Abb. 2, 3, 4 aus: Das Vorlesungsgebäude in Hamburg, gestiftet von Herrn Edmund J. A. Siemers, dem Hamburgischen Staate übergeben am 13. Mai 1911. Hamburg 1911.
- Abb. 7 UHH/Meike Hansen

Beitrag Recki:

- Abb. 1 Universität Hamburg
- Abb. 2, 3 Birgit Recki, Hamburg

Beitrag Schröder:

- Abb. 1 Universität Hamburg
- Abb. 2 Wachholtz-Verlag, Neumünster

Beitrag Donandt:

- Abb. 1–5 Warburg-Archiv im Warburg-Haus Hamburg

Beitrag Reich:

- Abb. 1, 2, 3, 5 Tom Artin, Sparkill/New York, USA
- Abb. 4 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg (Estate of Natascha A. Brunswick)
- Abb. 6 Staatsarchiv Hamburg
- Abb. 7 Robert Braun, Albstadt-Sigmaringen

Beitrag Nicolaysen (Schoch):

- Abb. 1–6 Lennie Cujé, Arlington/Virginia, USA

Beitrag Nicolaysen (Mendelssohn Bartholdy):

- Abb. 1–5 Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte

Beitrag Rieter:

- Abb. 1, 2, 4 Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte
- Abb. 3 aus: Hugo Heimann: Vom tätigen Leben. 50 Jahre im Dienste des sozialen Fortschritts. Berlin 1949.
- Abb. 5 aus: Kulturpreisverleihung des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Düsseldorf 1965.

Personenregister

- Arendt, Hannah (1906–1975) 220
Arnswaldt, Carl von (1869–1897) 203, 205
Artin, Emil (1898–1962) 12, 14, 16, 141–170
Artin, Emil [Vater] (1868–1906) 142f.
Artin, Emma Maria → Hübner, Emma
Artin, Karin-Maria → Tate, Karin-Maria
Artin, Mike (geb. 1934) 165
Artin, Natascha → Brunswick, Natascha
Artin, Tom (geb. 1938) 159, 163
Auweter-Kurtz, Monika (geb. 1950) 12
- Baark, Katharina 36
Badura, Bernhard (geb. 1943) 250
Ballin, Albert (1857–1918) 51
Bargheer, Eduard (1901–1979) 114
Bartholomae, Christian (1855–1925) 83
Bauschinger, Julius (1860–1934) 144
Beard, Charles A. (1874–1948) 221
Bebel, August (1840–1913) 236
Berendsohn, Walter A. (1884–1984) 18
Bing, Gertrud (1892–1964) 116, 138
Bismarck, Otto von (1815–1898) 33, 51
Blaschke, Wilhelm (1885–1962) 148–150, 152f., 162, 169
Blohm, Gustav C. E. 50
Blumenberg, Hans (1920–1996) 73, 76
Böhm-Bawerk, Eugen von (1851–1914) 230
Bondy, Toni → Cassirer, Toni
Borchling, Conrad (1872–1946) 81, 89, 92, 97, 104f.
Born, Max (1882–1970) 167
Börner, Bodo (1922–1994) 190, 192
Bortkiewicz, Ladislaus von (1868–1931) 229
Bourdieu, Pierre (1930–2002) 76
Brandt, Karl (1899–1975) 233
Brauer, Heinrich (1900–1981) 122
Brauer, Richard (1901–1977) 142
Braun, Hel (1914–1986) 161–165
Braune, Wilhelm (1850–1926) 83, 85, 87, 93
Brauns, Heinrich (1868–1939) 239
Brentano, Lujo (1844–1931) 212
Brinkmann, Carl (1885–1954) 241
Bruck, Ernst (1876–1941) 214
Brüning, Heinrich (1885–1970) 239
Brunswick, Mark (1902–1971) 163
Brunswick, Natascha (1909–2003) 155–157, 159, 163, 165
Buchthal, Hugo (1909–1996) 118
Büsch, Johann Georg (1728–1800) 21, 26, 46
- Carlebach, Joseph (1883–1942) 46
Cartan, Henry (1904–2008) 141, 164
Cassirer, Anne [eigentlich: Anna Elisabeth] (1908–1998) 57
Cassirer, Eduard (1844–1916) 57
Cassirer, Ernst (1874–1945) 10–14, 17, 52, 57–80, 116, 128–130, 134, 177
Cassirer, Georg (1904–1958) 57
Cassirer, Heinz [eigentlich: Heinrich Walther] (1903–1979) 57
Cassirer, Jenny (1849–1904) 57
Cassirer, Toni (1883–1961) 57, 59
Chapman, Brigitte (1920–2005) 210, 224

- Chevalley, Claude (1909–1984) 141
 Cohen, Hermann (1842–1918) 57
 Colm, Gerhard (1897–1968) 233
 Cordes, Gerhard (1908–1985) 103, 106
 Correggio, Antonio (1489–1534) 136
 Courant, Richard (1888–1972) 146f.,
 158f.
 Cujé, Elisabeth (1907–2000) 185
 Cujé, Lennie (geb. 1933) 20, 185, 191f.,
 197f.
 Cujé, Liselotte → Cujé, Elisabeth
- Daduna, Hans (geb. 1947) 165
 Dahrendorf, Ralf (1929–2009) 11
 Degenkolb, Heinrich (1832–1909) 205f.
 Delbanco, Ernst (1869–1935) 18
 Derenberg, Walter J. (1903–1975) 184,
 196
 Descartes, René (1596–1650) 57
 Des Coudres, Theodor (1862–1926) 144,
 146
 Deuring, Max (1907–1984) 162
 Dickinson, Henry Douglas (1899–1969)
 230
 Dilthey, Wilhelm (1833–1911) 241
 Dinse, Peter (geb. 1945) 38
 Distel, Hermann (1875–1945) 30, 33
 Dod, Albert (1805–1845) 160
 Dohna, Alexander Graf zu (1876–1944)
 219
 Dohnanyi, Hans von (1902–1945) 216
 Dominik, Hans (1870–1910) 43, 53
 Draeger, Hans (1896–1945) 178
 Dürer, Albrecht (1471–1528) 119f., 122–
 124, 136
- Einstein, Albert (1879–1955) 14, 61, 113,
 135f., 226
 Eisenhart, Luther Pfahler (1876–1965) 160
 Elingius, Erich (1879–1948) 50
 Engelken, Alfred (1911–1942) 24
 Essig, Olga (1884–1965) 186
 Eucken, Walter (1891–1950) 238
 Eyth, Max (1836–1906) 73
- Feest, Isabell (geb. 1951) 38
 Feiler, Arthur (1879–1942) 233
 Fine, Henry Burchard (1858–1928) 160
 Fischer, Fritz (1908–1999) 43
 Fischer, Holger (geb. 1946) 13
 Fischer-Appelt, Peter (geb. 1932) 55, 61
 Fischer-Trachau, Otto (1878–1958) 36f.,
 39, 52
 Flexner, Abraham (1866–1959) 221
 Foerster, Friedrich Wilhelm (1869–
 1966) 212
 Fontane, Theodor (1819–1898) 205
 Förster, Max (1866–?) 33f.
 Fraenkel, Ernst (1898–1975) 184
 Franzos, Karl Emil (1848–1904) 205
 Frede, Dorothea (geb. 1941) 61
 Friedländer, Max J. (1867–1958) 137
 Friedrich, Carl J. (1901–1984) 221
 Furtwängler, Philipp (1869–1940) 144,
 154
- Gabrielsson, Artur (1903–1977) 93
 Gantzel-Kress, Gisela (geb. 1940) 200
 Gärtner, Robert 186, 188
 Gerry, Louise C. 181f.
 Geussenhainer, Friedrich (1912–1945) 17
 Gilbert, Felix (1905–1991) 221
 Gillis-Carlebach, Miriam (geb. 1922) 46

- Goerdeler, Carl (1884–1945) 227
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 78
- Goldschmidt, Adolf (1863–1944) 120f.
- Goldschmidt, James (1874–1940) 221
- Gombrich, Ernst (1909–2001) 138
- Goodman, Nelson (1906–1998) 76
- Gothein, Eberhard (1853–1923) 230
- Greve, Hannelore (geb. 1926) 12, 44
- Greve, Helmut (geb. 1922) 12, 44
- Grimm, Jacob (1785–1863) 90
- Griswold, Erwin (1904–1994) 183
- Grubitz, August (1876–1964) 30
- Grünau, Werner Freiherr von (1874–1956) 203
- Haake, Rudolf (1903–1945) 221, 227
- Haas, Arthur Erich (1884–1941) 144, 159
- Haller, Martin (1835–1925) 50
- Hallgarten, Wolfgang (1901–1975) 217
- Hartig, Valentin (1889–?) 174
- Hasse, Helmut (1898–1979) 150, 154f., 162
- Haubach, Theodor (1896–1945) 216
- Hecke, Erich (1887–1947) 149f., 153f.
- Heckscher, William S. (1904–1999) 116, 118
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770–1831) 63, 65f.
- Heidegger, Martin (1889–1976) 75, 133f.
- Heimann, Caecilie (1868–?) 234
- Heimann, Eduard (1889–1967) 10, 13f., 16, 221, 229–259
- Heimann, Elisabeth (1890–?) 232
- Heimann, Hugo (1859–1951) 229, 234
- Heimann, Johanna (1891–?) [nach Auschwitz deportiert am 12.1.1943] 234
- Heimann, Susanne (geb. 1918) 232
- Heimann, Ursula (geb. 1918) 232
- Hensel, Fanny (1805–1847) 203, 215
- Hensel, Kurt (1861–1941) 155
- Herglotz, Gustav (1881–1953) 144–148, 150, 154
- Hertz, Heinrich (1857–1894) 78
- Herz, John (1908–2005) 184
- Hey, Käthe (1904–1990) 153
- Hilbert, David (1862–1943) 146–148
- Hipp, Hermann (geb. 1944) 32
- Hitler, Adolf (1889–1945) 59, 157, 198, 219
- Hoffmann, Lothar 36
- Holborn, Hajo (1902–1969) 184, 221
- Hölder, Otto (1859–1937) 144, 167
- Holtmann, Michael (geb. 1948) 52
- Hornbostel, Erich von (1877–1935) 233
- Huber, Hans (1852–1921) 205
- Hübner, Annemarie (1908–1996) 93, 95
- Hübner, Emma (1878–1962) 142f., 163, 165
- Hübner, Rudolf 143
- Hübner, Rudolf [Sohn] (1907–?) 143
- Itzkoff, Seymour (geb. 1928) 76
- Jaatinen, Martta (1892–1973) 95, 105f.
- Jäger, Ernst (1869–1944) 207
- Jakobson, Roman (1896–1982) 70
- Janson, Horst Waldemar (1913–1982) 118
- Janssen, Hauke (geb. 1958) 257
- Jasny, Natascha → Brunswick, Natascha

- Jasny, Naum Michailovič (1883–1967) 155
 Johnson, Alvin S. (1874–1971) 232f.
 Jostock, Paul (1895–1965) 235

 Kahle, Bernhard (1861–1910) 83
 Kähler, Erich (1906–2000) 165
 Kant, Immanuel (1724–1804) 57, 61, 65, 75, 78, 133
 Kautsky, Karl (1854–1938) 236
 Keaton, Buster (1895–1966) 137
 Kemmer, Nicholas (1911–1998) 153
 Kennedy, Robert (1925–1968) 189
 Kirchheimer, Otto (1905–1965) 184
 Kisch, Wilhelm (1874–1952) 178
 Klatt, Fritz (1888–1945) 245
 Klein, Felix (1849–1925) 146f., 160, 167
 Klein, Hedwig (1911–1942) 18
 Klibansky, Raymond (1905–2005) 122, 139
 Kracauer, Siegfried (1889–1966) 138
 Krause, Eckart (geb. 1943) 11
 Krogmann, Carl Vincent (1889–1978) 53
 Krull, Wolfgang (1899–1971) 164
 Kues, Nikolaus von (1401–1464) 61
 Kuhn, Hans (1899–1988) 106
 Kumm, Wilhelm (1861–?) 32
 Kümmell, Hermann (1852–1937) 41
 Küstermeier, Rudolf (1903–1977) 234

 Labov, William (geb. 1927) 85f.
 Lackmann, Thomas (geb. 1954) 199
 Ladwig, Birgit 232
 Laeisz, Carl Heinrich (1828–1901) 50
 Laeisz, Otto (1888–?) 217
 L'Aigles, Claudine de (1890–1972) 84, 88, 105

 Landau, Edmund (1877–1938) 146f., 167
 Landauer, Carl (1891–1983) 230, 253
 Landshut, Siegfried (1897–1968) 216
 Lang, Serge (1927–2005) 161
 Lange, Oskar (1904–1965) 230
 Langer, Susanne K. (1895–1985) 76
 Lasch, Agathe (1879–1942) 10, 12, 14–16, 18, 39, 81–111
 Lassar, Gerhard (1888–1936) 18
 Lauffer, Otto (1874–1949) 51
 Laun, Rudolf (1882–1975) 186
 Lederer, Emil (1882–1939) 229f., 233, 238
 Lefschetz, Salomon (1884–1972) 158–160
 Leibniz, Gotthold Wilhelm (1646–1716) 57, 74, 78
 Leipelt, Hans (1921–1945) 17
 Lenz, Max (1850–1932) 41
 Lenz, Siegfried (geb. 1926) 53
 Lenz, Wilhelm (1888–1957) 149
 Lenzen, Dieter (geb. 1947) 13, 55
 Lepsius, Johannes (1858–1926) 212f.
 Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781) 191, 198, 202
 Liepmann, Moritz (1869–1928) 214
 Lissitzky, El (1890–1941) 130
 Löwe, Adolf (1893–1995) 230, 237f., 252f.
 Lowell, Abbott Lawrence (1856–1943) 226
 Lübben, August (1818–1884) 102
 Luhmann, Niklas (1927–1998) 76
 Luksch, Richard (1872–1936) 41
 Lüthje, Jürgen (geb. 1941) 11, 55, 61

 Mann, Thomas (1875–1955) 226
 Mannheim, Karl (1893–1947) 131
 Marc, Paul (1877–1949) 216

- Marcks, Erich (1861–1938) 33, 51
 Martin, Peter (geb. 1942) 53
 Marx, Erich (1874–1956) 144
 Marx, Karl (1818–1883) 240, 242
 Max von Baden, Prinz (1867–1929) 211
 Melle, Werner von (1853–1937) 9, 21, 25f., 30, 33f., 40f., 46, 50, 52, 213–215, 217
 Mendelssohn, Abraham (1776–1835) 202
 Mendelssohn, Fromet (1737–1812) 215
 Mendelssohn, Moses (1729–1786) 191, 198–200, 202, 215, 222
 Mendelssohn Bartholdy, Albrecht (1874–1936) 10, 13f., 16, 174–176, 178–180, 183, 186f., 190f., 194f., 198, 199–227
 Mendelssohn Bartholdy, Brigitte → Chapman, Brigitte
 Mendelssohn Bartholdy, Dora (1875–1949) 206f.
 Mendelssohn Bartholdy, Fanny → Hensel, Fanny
 Mendelssohn Bartholdy, Felix (1809–1847) 199, 202, 205, 215, 221
 Mendelssohn Bartholdy, Karl (1838–1897) 202–204
 Mendelssohn Bartholdy, Lea → Stauffer, Lea
 Mendelssohn Bartholdy, Lili [eigentlich: Elisabeth] → Wach, Lili
 Mendelssohn Bartholdy, Mathilde (1848–1937) 203, 208
 Menger, Karl (1902–1985) 159
 Mennicke, Carl (1887–1958) 237
 Meyer, Reinhold (1920–1944) 17
 Michahelles, Alfred (1853–1915) 51
 Möhn, Dieter (geb. 1936) 103, 107
 Mönckeberg, Johann Georg (1839–1908) 26, 46
 Montgelas, Max Graf (1860–1938) 212
 Morstein Marx, Fritz (1900–1969) 174, 180, 217
 Moser, Virgil (1882–1951) 85
 Muchow, Martha (1892–1933) 18
 Musil, Robert (1880–1942) 74
 Natorp, Paul (1854–1924) 57
 Neumann, Franz L. (1900–1954) 184
 Nevermann, Paul (1902–1979) 190
 Noether, Emmy (1882–1935) 152f.
 Nörrenberg, Erich (1884–1964) 105
 Northcott, Douglas (1916–2005) 164
 Odefey, Alexander (geb. 1962) 150
 Oeter, Stefan (geb. 1958) 177
 Ofterdinger, Friedrich (1896–1946) 24
 O'Hara, John Francis (1888–1960) 158
 Oncken, Hermann (1869–1945) 212
 Oppenheim, Samuel (1857–1928) 144
 Oppenheimer, Franz (1864–1943) 229, 236, 246, 253
 Orlova, Maria (1883–1932) 155
 Ortlieb, Heinz-Dietrich (1910–2001) 231f., 236
 Osthoff, Hermann (1847–1909) 83
 Pagenstecher, Max (1874–1957) 194
 Panconcelli-Calzia, Giulio (1878–1966) 51
 Panofsky, Dora (1885–1965) 120
 Panofsky, Erwin (1892–1968) 12, 14, 16, 20, 76, 113–140, 221
 Panofsky, Hans (1917–1988) 120
 Panofsky, Richard (geb. 1943) 20

- Panofsky, Wolfgang (1919–2007) 120
 Pauli, Gustav (1866–1938) 119
 Pauli, Wolfgang (1900–1958) 18, 147,
 149f., 153f., 160, 163, 167
 Perels, Kurt (1878–1933) 18, 41, 214
 Philippovich, Eugen von (1858–1917)
 230
 Piloty, Robert (1863–1926) 210
 Plato(n) (428/427 v. Chr. – 348/347 v.
 Chr.) 129
 Plett, Konstanze (geb. 1947) 171
 Predöhl, Max (1854–1923) 25
- Raape, Leo (1878–1964) 179, 182, 187,
 197
 Rabe, Paul (1869–1952) 41
 Radbruch, Gustav (1878–1949) 210
 Rademacher, Hans (1892–1969) 149f.
 Radon, Johann (1887–1956) 149
 Rathenau, Walther (1867–1922) 236, 243
 Rathgen, Karl (1856–1921) 21, 40f.
 Rathmann, August (1895–1995) 237
 Reger, Max (1873–1916) 208
 Reidemeister, Kurt (1893–1971) 148,
 161f.
 Rein, Adolf (1885–1979) 179
 Richardson, Roland George Dwight
 (1878–1949) 159
 Riebesell, Paul (1883–1950) 149
 Riegl, Alois (1858–1905) 115, 127f., 136,
 138
 Riemenschneider, Oswald (geb. 1941)
 165
 Rilke, Rainer Maria (1875–1926) 205
 Ringelmann, Ernst 174
 Ringelmann, Max (?–1917) 209
 Ritter, Joachim (1903–1974) 76
- Roethe, Gustav (1859–1926) 82, 89
 Rohn, Karl (1855–1920) 144
 Rooth, Eric (1889–1986) 103–106
 Röpke, Wilhelm (1899–1966) 238
 Rosenbaum, Eduard (1887–1979) 186
 Rota, Gian-Carlo (1932–1999) 160f.
 Roth, Karl Heinz (geb. 1942) 53
 Rothe, Margaretha (1919–1945) 17
 Rückriem, Ulrich (geb. 1938) 46
 Ruskin, John (1819–1900) 207
 Rüstow, Alexander (1885–1963) 237f.,
 252
- Salin, Edgar (1892–1974) 241
 Sauerländer, Willibald (geb. 1924) 116
 Saussure, Ferdinand de (1857–1913) 113
 Saxl, Fritz (1890–1948) 119f., 122–124
 Schiefler, Gustav (1857–1935) 28, 50
 Schiller, Karl Christian (1811–1873) 102
 Schlegel, Dorothea (1764–1839) 203
 Schleiermacher, Friedrich Daniel (1768–
 1834) 241
 Schmidt, Helmut (geb. 1918) 13
 Schmitt, Carl (1888–1985) 218f.
 Schmoller, Gustav von (1838–1917) 230
 Schnee, Walter (1885–1958) 144
 Schoch, Heinz (1895–1914) 173
 Schoch, Johann (1864–1914) 172, 193
 Schoch, Magdalene (1897–1987) 12, 14,
 16f., 20, 171–198, 217, 221, 227
 Schoch, Margarete (1868–?) 172f., 180,
 182
 Schoeneberg, Bruno (1906–1995) 142
 Schöne, Wolfgang (1910–1989) 115
 Schreier, Otto (1901–1929) 152, 154f.
 Schröder, Edward (1858–1942) 89, 104
 Schumacher, Fritz (1869–1947) 36

- Schurz, Carl (1829–1906) 178
 Schütt, Peter (geb. 1939) 53
 Schwartz, Anna 197
 Schwemmer, Oswald (geb. 1941) 76
 Selig, Anna 185, 196
 Sering, Max (1857–1939) 230
 Shotwell, James T. (1874–1965) 221
 Siegel, Carl Ludwig (1896–1981) 147f.,
 160–162, 167
 Siemers, Edmund J. A. (1840–1918) 9,
 21, 25f., 28, 32f., 39–41, 47, 50f.,
 Siemers, Hans-Edmund (1920–2009) 39
 Siemsen, Anna (1882–1951) 18
 Sieveking, Kurt (1897–1986) 217, 221
 Sieverts, Rudolf (1903–1980) 187f.
 Simmel, Georg (1858–1918) 57, 66
 Sinn, Hansjörg (geb. 1929) 53
 Smyth, Ethel (1858–1944) 208
 Snell, Bruno (1896–1986) 115
 Sombart, Werner (1863–1941) 241
 Sommerfeld, Arnold (1868–1951) 149
 Spann, Othmar (1878–1950) 240, 243
 Speier, Hans (1905–1990) 233
 Sperner, Emanuel (1905–1980) 154f.,
 162, 164
 Spiethoff, Arthur (1873–1957) 241
 Stauffer, Lea (1916–2010) 210f., 223f.
 Stern, Clara (1877–1948) 58
 Stern, Fritz (geb. 1926) 11
 Stern, Otto (1888–1969) 16–18
 Stern, William (1871–1938) 16–18, 58
 Storm, Theodor (1817–1888) 205
 Stresemann, Gustav (1878–1929) 216
 Suttner, Bertha von (1843–1914) 172
 Tate, John Torrence (geb. 1925) 161
 Tate, Karin-Maria (geb. 1933) 161
 Taylor, Fred M. (1855–1932) 230
 Teske, Hans (1902–1945 vermisst) 98
 Thedy, Armin (geb. 1935) 163
 Thimme, Friedrich (1868–1938) 195,
 213, 220, 227
 Thomas, Martha Carey (1857–1935) 87
 Tillich, Paul (1886–1965) 236f., 240–242,
 245, 250, 252
 Timm, Uwe (geb. 1940) 53
 Tönnies, Ferdinand (1855–1936) 243
 Treitschke, Heinrich von (1834–1896)
 210
 Uexküll, Jakob von (1864–1944) 58
 Ullrich, Peter (geb. 1957) 148
 Vagts, Alfred (1892–1986) 216, 221, 227
 Veblen, Oswald (1880–1960) 160, 169
 Vermeil, Hermann (1889–1959) 147, 167
 Vinci, Leonardo da (1452–1519) 73
 Vöge, Wilhelm (1868–1952) 115, 120, 138
 Volz, Wilhelm (1855–1901) 205
 Wach, Adolf (1843–1926) 204–206
 Wach, Dora [eigentlich: Dorothea] →
 Mendelssohn Bartholdy, Dora
 Wach, Lili (1845–1910) 204, 206, 208
 Wach, Marie (1877–1964) 206
 Waerden, Bartel Leendert van der
 (1903–1996) 152f., 164
 Wagner, Adolf (1835–1917) 230
 Walther, Christoph (1841–1914) 99, 102
 Warburg, Aby M. (1866–1929) 58, 115f.,
 119f., 122–125, 128, 131, 138
 Warburg, Erich [Eric] M. (1900–1990) 217
 Warburg, Max (1867–1946) 51, 214–216
 Warburg, Paul (1868–1932) 215

- Wassermann, Beate (geb. 1947) 39
Weber, Alfred (1868–1958) 211, 230
Weber, Marianne (1870–1954) 212
Weber, Max (1864–1920) 211*f.*, 241, 248
Wedderburn, Joseph (1882–1948) 160
Wegener, Harriet (1890–1980) 190
Wehberg, Hans (1885–1962) 212
Weil, Eric (1904–1977) 76
Weissinger, Johannes (1913–1995) 154
Wertheimer, Max (1880–1943) 233
Westphal, Eduard Wilhelm (1856–1916)
27
Weygandt, Wilhelm (1870–1939) 51
Weyl, Hermann (1885–1955) 151, 153,
158, 160
Wiener, Otto (1862–1927) 144
Wieser, Friedrich von (1851–1926) 230
Wigand, Albert (1882–1932) 24, 219
Wind, Edgar (1900–1971) 128, 132
Winkler, Hans (1877–1945) 40*f.*
Wirtinger, Wilhelm (1865–1945) 144
Wissmann, Hermann von (1853–1905)
43*f.*
Witt, Karl (1885–1969) 196
Wittgenstein, Ludwig (1889–1951) 75
Wolfers, Arnold (1892–1968) 237
Wolff, Emil (1879–1952) 21, 24, 42
Wölfflin, Heinrich (1864–1945) 115,
121, 126–128, 138
Worringer, Wilhelm (1881–1965) 128
Wunderlich, Frieda (1884–1965) 233
Zassenhaus, Hans (1912–1991) 153
Zetkin, Clara (1857–1933) 236
Zorn, Max (1906–1993) 153, 159*f.*
Zurl, Johann (geb. 1958) 38
Zweig, Stefan (1881–1942) 205